
Geschichte.
3 1761 06632901 2







# Memoiren Bibliothek

IV. Serie

Achter Band

# Aus dem Leben eines Wiener Phäaken

von

J. F. Castelli



# Aus dem Leben eines Wiener Phäaken
# 1781–1862

Die Memoiren des J. F. Castelli

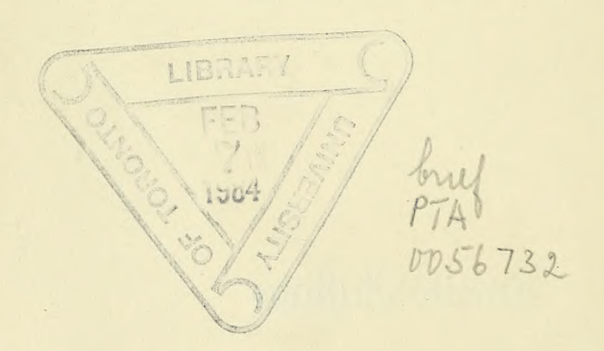
neu herausgegeben von

Adolf Saager

Zweite Auflage

Verlag · Robert Lutz · Stuttgart

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart



# Einleitung.

Ignaz Franz Castelli wurde zu Wien am 6. März 1781 geboren; dort beschloß er auch, den 5. Februar 1862, seine Tage. Er studierte die Rechte und fand im Jahr 1802 eine Anstellung bei der landständischen Buchhaltung, aus der er 1842 als Landschaftssekretär ausschied. 1809 erregte er durch ein Kriegslied das Mißfallen Napoleons, wurde von ihm geächtet und brachte sich auf dreiviertel Jahre nach Ungarn in Sicherheit. 1815 wurde er, dank seiner Kenntnis der französischen Sprache, dem Grafen Cavriani als Sekretär nach Frankreich beigegeben. Castelli besaß einige Jahre lang in Hütteldorf, später in Lilienfeld ein Landhaus, unternahm auch einige Reisen, verbrachte aber die größte Zeit seines Lebens in Wien.

Dies sind die wichtigsten Stationen seiner äußeren Lebensbahn. Bemerkenswertes bietet sie nicht viel, wenn man nach Sensationen sucht. In stillen Wiesentälchen findet sich indes oft mehr Schönheit als in gewaltiger Meer- und Berglandschaft. Und kräftiger gedeiht, feiner gegliedert und doch voller entfaltet sich das Innenleben an windgeschützter Stelle, als in den Stürmen der Weltbegebenheiten.

Seinen wirklichen Beruf erblickte Castelli nicht im Dienste des Staates — er hatte da nur ein Aemtchen. Das versah er schlecht und recht, ohne sich's Schweiß kosten zu

lassen. Mit einer leichten Auffassungsgabe gesegnet, verdiente er sich in späteren Jahren wohl auch Dank und Lob seiner Vorgesetzten, doch erwachten Ehrgeiz und Neigungen erst dann in ihm, wenn er Hut und Rohr zur Hand nahm, um aus der Amtsstube wieder in das heitere Leben des Menschentums, in die sonnige Welt der Dichtkunst zu entkommen.

Den zwölfjährigen Jungen schon regte die Liedersammlung seiner Tante zu eigenen Reimereien an. Und die Bewunderung für das Theater steigerte sich bei ihm in frühen Jahren zu einer wahren Leidenschaft. Diesen beiden Neigungen, die jeden Jüngling vorübergehend einmal erfassen, blieb er fortan treu. So wurde er Theaterdichter und errang mit seinen zweihundert Stücken, meist Bearbeitungen aus dem Französischen, die Erfolge eines Scribe. Auch seine übrige Schriftstellerei trug das ihrige dazu bei, ihn bekannt und beliebt zu machen.

Von seinen Gedichten schätzte man besonders die in niederösterreichischer Mundart, in denen sein prächtiger Humor sich mit genauer Kenntnis von Volk und Sprache glücklich vereinigte. Er hat damit eine Liedergattung begründet, die später von Kaltenbrunner, Perschka, Seidl und Stelzhamer weitergepflegt wurde. Und sein »I woaß a kloans Häuserl am Roan« wird noch heute gesungen. „In all seinen Arbeiten", sagt Seidl, „prävaliert das österreichische Element so sehr, daß es sogar jenen seiner Arbeiten, die er gewiß selbst nicht als strenge Originale sich vindizieren wollte, einen gewissen Zug von Ursprünglichkeit verleiht, den Castellis Feder nicht verkennen läßt."

Auch seine Prosaschriften fanden ein dankbares Publikum. Er verstand es, gut zu beobachten und das Gesehene behaglich lächelnd wieder zu erzählen. Seine Typen holte

er sich aus dem Leben und charakterisierte sie so scharf, daß sie im Publikum das frohe Lachen auslösten, das stets einer verblüffend klaren und einfachen Begebenheit folgt. Er reinigte ihre Züge von zufälligen Trübungen, verzerrte sie aber nicht. So empfingen selbst die Abkonterfeiten das prickelnde Gefühl ihrer Wichtigkeit, ohne einen satirischen Stachel verspüren zu müssen. Wie die Leute zu beobachten, war es Castelli auch gegeben, mit ihnen zu reden. In wirtschaftlichen, humanitären, sanitären und selbst politischen Dingen wußte er ihre Sprache zu sprechen und ihnen Schwerverständliches in leichter, ansprechender Form zu vermitteln.

Castelli wurde „unbedingt der populärste Dichter Oesterreichs". Er hat selbst ein hübsches Erlebnis berichtet, das ihm auf einer Tiroler Reise zustieß. Es war in einem kleinen Theater.

„Zwischen dem 2. und 3. Akt wurde eine lustige Alpenszene aufgeführt, und am Schlusse derselben war eine Ovation für mich eingeflochten.

„Wie der Kuabua von der Alm ham kumt, so bringt er einen Strauß mit und sagt zu seiner Gredl:

Schau, Gredl, ich kum grad von der Klam
Und bring dir an Alpenbischl mit ham.

„Und die Gredl antwortet: Das ist recht, den schenk ih in berühmten Volksdichter K a s c h d e l i aus Wean, wal er heunt unser Bauerngspiel mit seiner Gegenwart hat beehrt, so san ihm frische Almrosen von der Sennerin verehrt, wal er gar so schön vom Herzel, von der Lieb' und von lieben Gott singen kann.

„Und mit diesen Worten hüpfte die hübsche Gredl von der Bühne herab und überreichte mir einen Strauß von

Alpenrosen und Edelweiß, und das Publikum brachte mir mit Beifall ein Vivat!

> **Meine Augen sind aber darüber naß geworden,**
> **So ein Sträußchen ist auch ein kleiner Orden."**

Mit Orden und allerlei anderen Achtungsbeweisen wurde Castelli reich beschenkt. Im Jahre 1835 ernannte ihn die Stadt Wien zu ihrem Ehrenbürger, und am Abend seines Lebens erfreute ihn der Kaiser mit dem Franz Josephsorden.

Leicht erworbenen Ruhmes Schicksal ist aber, daß er leicht auch wieder vergeht. Unsere Zeit weiß wenig mehr von dem einstigen Liebling seiner Mitbürger und seines Volkes. Und wie es so oft zu sein pflegt: wenn Castelli heute der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, so ist es nicht wegen der Leistungen, denen er seinen Ruhm zu verdanken hatte, sondern wegen eines Werkes, das diesem Ruhm seine Entstehung verdankt: ich meine die Memoiren seines Lebens, die er ein Jahr vor seinem Tode in vier Bänden herausgab. „Alles, was ich gesehen und gehört, gefunden und empfunden, erlebt und erstrebt, habe ich nach meiner individuellen Anschauung wahr und einfach in meinen Memoiren niedergeschrieben," erklärt er in der Einleitung.

Weltbewegende Ereignisse wird der Leser nach dem Gesagten nicht als Castellis Lebensschicksale erwarten dürfen. Er befand sich in einem ruhigen Hafen, dessen Wasser von den Stürmen auf dem Meer der politischen Ereignisse höchstens ein leises Kräuseln an der Oberfläche zeigten. Castelli saß stillvergnügt unter den Wiener Biedermeiern und Bürgern, deren Wesen mit dem umfassenden Ausdruck des P h ä a k e n t u m s gekennzeichnet wird. Mochten andere sich um gefährliche, unangenehme oder beunruhigende Dinge

kümmern: er ließ sie an sich herankommen oder, noch öfter, ging ihnen sorgsam aus dem Wege. Ein Stürmer, ein Draufgänger, gar ein Held: das war unser Phäak nicht.

Was sagt doch Goethe vom Volk der Phäaken, das „mit glänzendem Aug" die Donau umwohnt? „Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß!" Zu solchem beschaulichen Leben war Castelli seiner ganzen Anlage nach und ebenso durch seine Erziehung prädestiniert. Er war von klein auf ein friedfertiger Mensch, der sich nicht entschließen konnte, sich nach Jungenart mit seinen Kameraden herumzuprügeln, und der lieber Gedichte machte, als mit den Altersgenossen in Feld und Wald herumzutollen. Von früher Jugend an geriet er unter weibliche Obhut, die ihn verzärtelte und verhätschelte. So ward sein Körper nicht abgehärtet, er blieb empfindlich gegen jeden Luftzug, und sein Geist weich und schmiegsam. Er besaß mehr Gemüt als Mut. Köstlich ist z. B. der Bericht über sein Erlebnis mit einem Pudelhund, der sich dem heimkehrenden Castelli in einer unwirtlichen Novembernacht anschloß.

„Der Hausmeister kam, sperrte auf, und als er sah, daß der Hund mir nachfolge, fragte er barsch: G'hört das Mistvieh Euer Gnaden? Ja, für diese Nacht, antwortete ich ihm, gab ihm sein Sperrgeld und ging, gefolgt von dem Hunde, in meine Wohnung. Vor meinem Zimmer befand sich eine winzige Küche, in welcher ich den Hund liegen lassen wollte. Ich machte Licht, öffnete die Tür zu meinem Zimmer; in diesem Augenblicke aber schoß der Pudel vor mir vorüber wie ein Blitz in das Zimmer, und mit einem Satze sprang er auf mein Bett und legte sich da der Länge nach nieder. Man kann sich meinen Aerger denken,

als ich das ganze nasse, vom Kot triefende Vieh in meinem weißen Bette liegen sah. Ich lockte ihn, pfiff ihm, suchte alle Hundenamen hervor, welche mir einfielen; allein er kam weder auf Azor noch auf Filax, sondern sah mich an und blieb ruhig liegen. Ich bot ihm Brot und sogar Zuckerwerk an, welches ich in meinem Nachttischchen liegen hatte, vergebens!

„Endlich nahm ich meinen Stock und wollte ihn mit Gewalt aus dem Bette bringen; allein er stellte sich zur Wehre, fletschte die Zähne und knurrte so bösartig, daß ich endlich nach einer Stunde fruchtlosen Bemühens es aufgab, ihn aus dem Bette zu bringen. Nachdem mein Aerger sich gelegt hatte, mußte ich laut lachen, legte mich auf drei Stühle, auf welche ich — da er mich auch den Strohsack nicht unter sich herausziehen ließ — meinen Mantel breitete, und ließ meinen Gast ungehindert bis zum Morgen liegen, wo ich ihn dann mit Hilfe meines Stiefelputzers endlich glücklich aus dem Bette und aus meiner Wohnung brachte."

Kein Wunder, wenn in Castellis Beschreibung die Studentenbrigade bei ihrem Auszug eine so klägliche Rolle spielt, oder wenn keine der großen Bewegungen der Zeit, etwa die Kriege oder die Revolution, ihn aus dem Gleichgewicht bringt. Und verständlich wird, daß Castelli in einem anderen Jahrhundert und in einer anderen Welt zu leben scheint, als andere typische Vertreter seiner Zeit (z. B. Daniel Elster*, der gerade auf dem entgegengesetzten Pole des Zeitgeistes lebte), und daß er sich über seinen Freund, den Musiker Becher entsetzt, den „exzentrischen Kopf", der sich „von den Märztagen hinreißen und von den Demo-

* Die Irrfahrten des Daniel Elster. Student, Philhellene, Musikant. Neu herausgegeben von Hanns Martin Elster. Zwei Bände. Memoirenbibliothek IV. Serie, Band 5 und 6.

kraten in ihre Netze ziehen" ließ. Auf eigene Faust mischt er sich nur ein einzigesmal in die Politik: als er einen Brief an die Erzherzogin Sophie schickte; er vergißt aber dann auch nicht seinen Mut gebührend hervorzuheben. Einige Male kommt er mit der Zensur in Konflikt, ein Akrostichon trägt ihm eine Ehrenbeleidigungsklage ein, als Mitglied der harmlosen »Ludlamshöhle« wird er verhört und verhaftet: im Licht des Humors nehmen sich diese Dinge ganz harmlos aus, aber Castelli hat sie gewiß nicht herausgefordert.

So lebte er abseits vom großen öffentlichen Leben in gemächlicher Ruhe dahin. Doch war er alles eher, denn ein Einsiedler. Im Gegenteil war der gesellige Sinn bei ihm sehr stark ausgebildet. Aber er fand volle Befriedigung im Kreise der gemütlichen, netten Menschen, mit denen er zu allen Zeiten seines Lebens befreundet war. Die Freuden der Geselligkeit machen einen großen Teil der vielen Genüsse aus, die er im Leben zu pflücken wußte. Den Gymnasiasten schon lockt das Gast- und Kaffeehaus, und später ersetzt ihm die Gesellschaft seiner zahlreichen Freunde das Familienleben. Selbst in der kurzen Zeit, die er mit der geliebten Freundin auf dem Lande zubringt, hält er es schier nicht aus vor Sehnsucht nach den gemütlichen Abenden in der Stadt. Dabei gibt er wenigstens soviel, als er empfängt. Seine gesellschaftlichen Talente sind unerschöpflich. Schon in jungen Jahren ist er überall gerne gesehen. Die Gleichbegabten und Gleichgesinnten finden sich zusammen: nie zuvor und nie hernach hat es eine so fröhliche Gesellschaft gegeben, wie die Ludlamshöhle, die in den Memoiren eingehend beschrieben ist, und deren Stelle später andere Gesellschaften einnehmen, in denen Castelli zu Hause war. Hier wird das Leben mit all den Blumen

geschmückt, die dem angeregten Geist entsprießen. In froher Genießerlaune sitzt man darum herum und freut sich der bunten, duftenden Pracht, als sei sie Mittelpunkt und Zweck der Welt.

Auch auf seinem Landsitze pflegt er edle Geselligkeit. Es werden große ländliche Feste veranstaltet, und die Bewirtung all der Freunde, sein kleines Grand Seigneurleben kostet ihn, der sehr viel auf gut Essen und Trinken gibt, mehr, als seine Mittel aushalten. Er versteht es zwar, mit dem Geld umzugehen und nennt sich sogar sparsam. Aber seine Gutmütigkeit läßt ihn zahlreiche Verwandte unterstützen, und seine Ansprüche an das Leben sind auf ein sorgloses Genießertum gerichtet:

**Des Ruhms, wonach ich strebe, höchster, schönster,**
**Sei der, wenn Alles spricht: Was hier ihm gab**
**Das Schicksal, warf er fröhlich aus dem Fenster**
**Und nahm nicht einen Heller mit ins Grab!**

Das Schicksal wollte ihm ja gut: durch Erbschaft, Gehalt und Honorare floß ihm, der sich in seinen Jugendtagen eine Zeitlang mit Stundengeben durchbringen mußte, genügend zu, um ihm das Lebenskünstlertum zu erlauben, wie es dem heiteren Optimismus des österreichischen Anakreon entsprach.

Wiederholt unternimmt er größere Reisen durch ganz Deutschland, Frankreich und Italien, aber immer wieder zieht es ihn nach seinem geliebten Wien zurück. So stark ist nach seinem Aufenthalt in Ungarn das Heimweh, daß er die ihm anvertrauten Staatsgüter, die er acht Monate hindurch nicht aus den Augen verloren, stehen läßt, um nur noch am selben Abend, wo er die Heimat erblickt, wieder in sie einziehen zu können.

Bei aller Freude am behaglichen, gemütlichen Lebens-

genuß ist Castelli kein Freund vom Nichtstun, sondern ein sehr geschäftiger Herr. Mühsames Ringen um literarische Gestaltung bleibt ihm erspart, seine zahlreichen Erzeugnisse fließen ihm leicht aus der Feder, und so ist ihm angenehme Beschäftigung, was anderen saure Arbeit. Und neben der Erfüllung seiner Amtspflichten und dieser vielfältigen schriftstellerischen Betätigung findet er immer noch Zeit zu idyllischer Sammelliebhaberei: 12000 Theaterstücke bringt er zusammen, nahezu alle Wiener Theaterzettel von 1600 bis auf seine Tage, eine wertvolle Porträtgalerie, 1800 Stück kostbare Dosen.

Bezeichnend ist seine Handschrift: „Ich schreibe rein und zierlich, verwirre die Buchstaben nie,“ sagt er selbst davon. Henze hat ihren Charakter mit „Bonhommie und gemütliche Laune“ bezeichnet.

Leben und leben lassen! spricht aus all seinen Taten und Schriften der Wiener genius loci. Bitterkeit oder gar Entrüstung kennt er nicht. Er runzelt nie die Stirne, sondern lächelt, auch wenn er auf eine Schwäche hinweist. Er tadelt nicht, sondern macht nur einen Witz, den er mit verzeihendem Lachen erzählt. Sein Verzeihen entspringt der offen bekannten Einsicht, daß er selbst auch nur ein schwacher Mensch ist. Dann aus dem Humor, der überall, auch in dem, was strenger Ernst verdammen müßte, seine Nahrung findet; dieser ganz eigenen Art von Wiener Humor, die er in den Memoiren selbst charakterisiert, der „Gspaßigkeit“, die sich von stets heiterer Laune, liebenswürdiger Gesprächigkeit und unverwüstlicher Gemütlichkeit bisweilen zu tollen Streichen steigert. Und über all dem leuchtet das Wahrzeichen des goldenen Wiener Herzens, das ihn im Jahre 1857 den Wiener „Tierverein“ gründen läßt, der das Gesetz gegen Tierquälerei erwirkt und ihn

„am meisten erfreut von allem, was ihn Gott hier ließ vollbringen".

Am klarsten vielleicht tritt Castellis Charakter in seinem Verhältnis zu den Frauen hervor. Zeit seines Lebens war er verliebt, und doch war er kein Don Juan. Für eine große Leidenschaft ist sein mildes Herz nicht der Ort, doch ist es weit genug, zu gleicher Zeit das Bild verschiedener Lieben zu beherbergen. Auch in seinen Liebschaften schließt das Ideal mit dem Bedürfnis nach ungetrübter Ruhe (unsere Zeit nennt es etwas neidisch „Bequemlichkeit") einen schönen Bund. Er entzündet sich mit großer Regelmäßigkeit an dem Liebreiz seiner Hauswirtinnen. Bezeichnend ist, daß seine tiefergehenden Verhältnisse mit leichtherzigen Frauen angeknüpft werden: das kostet nicht viel Mühe, bringt weniger Aufregung und ist auch nicht so gefährlich als mit Jungfräulein. Im Punkte Moral ist Castelli kein Zelot. Wie „Wein" und „Gesang" hat er auch „Weib" nach Kräften geliebt. Er pflückt dankbaren Sinnes die Rosen, die sich seiner Hand entgegenranken, auch wenn sie in Nachbars Garten blühen; nur dürfen sie keine Dornen haben, an denen er sich verletzen könnte. Doch ist er kein Eroberer. Bezeichnend sind seine Worte von einer lange währenden Liebschaft: „ich gab mich ihr ganz hin, und so erhielt diese Frau eine Herrschaft über mich, unter welche ich mich gerne beugte." Siebenzehn Jahre lang trug der Mann, der so manches Gedicht über die Pantoffelhelden vom Stapel gelassen, das Joch einer Verbindung, deren er längst überdrüssig geworden, nur um der einst Geliebten und nicht zuletzt auch sich selber die Unannehmlichkeit einer Trennungsszene zu ersparen. Weil er halt in allem seine k. k. Ruh' haben wollte, der Ignaz Franz Castelli.

Für die Ehe glaubte Castelli sich nicht geschaffen. Er hat dies auf verschiedene Weise erklärt, fast entschuldigt. Aus seinem Charakterbild ersehen wir den wahren Grund: in seinem Freundeskreise ging es ihm ja so gut, warum sollte er da einen Schritt ins Ungewisse tun? Von Entscheidungen sind die Menschen keine Freunde, die ein beneidenswertes Leben vom Schicksal empfangend darauf verzichten, es sich selbst zu schmieden.

Seine „letzte Huldigung den Frauen" aus dem 4. Band der Memoiren setze ich hierher.

„Ich bin einundachtzig Jahre alt und immer noch liebe ich Euch, Ihr Frauen. Ich habe Euch mein ganzes Leben hindurch gehuldigt, und zwar durch siebenundzwanzig Jahre hindurch schwarz auf weiß in meinem Taschenbuche: »Huldigung den Frauen«. Dieses hat aufgehört zu erscheinen, nicht weil ich Euch nicht mehr huldigen will, sondern weil Ihr Euch nach und nach anfangt zu emanzipieren, Euch in die Politik mischt, Whist spielt, Männerwesten tragt, sogar manchmal eine Zigarre im Munde habt und auf die Liebesseufzer nicht mehr achtet. Es ist wahr, ich habe manches Epigramm gegen Euch geschleudert, aber weswegen tat ich das? Nur aus Liebe zu Euch, weil ich wußte, daß Ihr alle Eure Reize, all' Eure guten Eigenschaften gegen denjenigen glänzen lasset, der Eure Mängel beleuchtet.

„Ich habe nie geheiratet, weil ich Euch alle schön und liebenswürdig fand.

„Ohne Euch würde ich jetzt in meinem Alter keine angenehmen Erinnerungen haben; die Gunstbezeugungen, wodurch Ihr mein Leben versüßt habt, sind die hellen Punkte meines Daseins, und selbst die Körbe, die ich von Euch erhielt, sind noch voll Vergißmeinnicht.

„Ich war weder unbeständig noch flatterhaft, aber ich liebte mehrere Frauen auf einmal; ich brach keine Fessel, aber ich vermied es nicht, mehrere zu tragen; mein Herz nährte, gleich einem entzündeten Opferaltar, alle Flammen. O Frauen, könnt' Ihr mir dies zum Verbrechen anrechnen? Würde ich Euer ganzes Geschlecht geliebt haben, wenn ich mich nur Einer aus Euch ganz geweiht hätte? Nein! Ein Mann, der all' seinen Weihrauch nur auf einem Altar verbrennt, ist eine Art von Monoman, der sich entzückt fühlt, nicht für das Vollkommenste aller Wesen, nicht für das bezauberndste Geschöpf, welches man Weib nennt, sondern für einen Gegenstand, der ihn zufällig blendet, und der unter anderen Umständen auch ein anderer hätte sein können. Nur ein Weib verehren, heißt allen übrigen Unrecht tun. Ich im Gegenteile, ich huldigte allen Frauen und jeder Einzelnen insbesondere; ich betrachtete die Schönheit als eine Essenz der Gottheit, deren Ausfluß Ihr Frauen seid, und je mehr ich meine Liebe zu Euch vervielfältigte, je näher glaubte ich mich dem Ziele, den Typus so vieler Reize zu finden; auch kannte ich Euch genug, um zu wissen, daß derjenige, welcher, so klein auch sein Verdienst sei, so unklug ist, seine Leidenschaft für eine Einzige aus Euch zu erklären, Euch allen eine kleine Wunde versetzt, die, wenn sie auch nicht sichtbar ist, doch nicht weniger schmerzt.

„Himmlische Feen! deren Zauberkünste nicht mehr mein Herz mit Unruhe erfüllen, Ihr seid doch noch immer der melodischste Ton meinen Ohren, und Eure Berührung das einzige Gefühl, das mich erbeben macht. O! mit welchem Entzücken wohne ich dem Gespräche zweier Liebenden bei, welche Wonne empfinde ich, wenn eine plötzliche Röte auf ihren Wangen wider ihren Willen ihre geheimsten Wünsche

verrät, und wenn ich so für andere errate, was ich schon lange nicht mehr für mich zu erklären berechtigt bin. Nichts, was Frauen interessiert, ist mir gleichgültig. Ich freue mich kindisch, wenn mich ein Mädchen fragt: „Steht mir dieses Kleid oder dieser Hut gut?" Auf Spaziergängen zolle ich einem hübschen Gesichte, einer graziösen Gestalt meine Bewunderung, und wenn ich ersucht werde, eine Frau nach Hause zu begleiten, und sie mir dann mit einem freundlichen Lächeln für diesen Dienst die Hand drückt, so strömt mir das noch immer gleich einem elektrischen Fluidum durch alle meine Adern, und ich sehe ihr, wenn der Hausmeister das Tor geöffnet hat, mit einem tiefen Seufzer nach.

„Ils sont passés les jours de fête! Aber ich zehre von der Erinnerung, und wenn Mahomeds Lehre vom Paradiese wahr sein sollte, so werden sie mir wiederkehren."

* * *

Dieser Wiener der alten, sogenannten guten Zeit, wie ihn einer seiner Biographen nennt, hat den Wert seiner Aufzeichnungen richtig erkannt, wenn er in der Einleitung die Hoffnung ausspricht, damit einen Beitrag zur Geschichte Alt-Wiens zu liefern. Und wenn trotzdem die Memoiren heute vergessen sind, so liegt dies nur an der Nachlässigkeit ihrer ursprünglichen Form. K. Weiß bemerkt in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", daß eine sorgfältigere Redaktion der Memoiren sehr wünschenswert gewesen wäre, und Wurzbachs Lexikon erklärt, daß gewiß niemand sie als Muster zur Nachahmung bei Abfassung von Denkwürdigkeiten aufstellen wird.

Diese den Genuß erheblich störenden Mängel der Originalausgabe habe ich bei der vorliegenden Bearbeitung

zu beseitigen gesucht. Vieles Ueberflüssige, wie die zahlreichen Wiederholungen, sodann völlig Nebensächliches, das jedenfalls heute keinerlei Beachtung mehr verdient, habe ich weggelassen; einige charakteristische Züge fanden in der Einleitung Aufnahme. Vor allem aber habe ich die Anordnung des Ganzen in möglichst geschlossene, chronologisch-biographische Form gebracht. Das schien mir in erster Linie notwendig, denn am meisten stört den Leser der vier Bände von Castellis Memoiren die nachlässige Anordnung des Stoffs, die oft keinerlei Zusammenhang kennt, bald weit vorausgreift, bald umgekehrt wieder mitten in die Erlebnisse späterer Jahre hinein Episoden aus der Jugendzeit einschiebt, und dergleichen Ungeschicklichkeiten mehr sich zuschulden kommen läßt. Nicht kritikloses Nachbeten, sondern kritisches Nachhelfen schrieb bei dieser Arbeit die Pietät vor, wenn sie einen fast Vergessenen aus dem modrigen Dunkel der Bibliotheken wieder ans Licht führen will.

In dieser neuen Form nun gibt das Werk das abgerundete Lebensbild eines sympathischen Menschen, der nicht so sehr wegen seiner einstigen Berühmtheit als besonders darum unser Interesse fesselt, weil sich in ihm eine Zeit und eine Lebensauffassung verkörpern: das Phäakentum, das zwar seine schönsten Tage längst hinter sich hat, aber auch jetzt noch im Volkscharakter Wiens, ja man darf ruhig sagen: eines großen Teiles des südlichsten Deutschlands und des deutschen Oesterreichs selbst am hellen Tage herumspukt. Und zwingen die veränderten Lebensbedingungen auch den Geist des alten Wiener Lebens, heute ein schattenhaftes Dasein zu führen: wir sehen ihn gerne, weil Glück und Zufriedenheit seiner Spur entsprießen.

München, im Sommer 1912. Dr. Adolf Saager.

# Inhaltsverzeichnis

## Inhalt

# Aus dem Leben
# eines Wiener Phäaken

## Erstes Kapitel: Meine Kinderjahre.

Meine Geburt. — Meine Eltern. — Der unmusikalische Bub. — Das ABC. — Das erste Examen. — Liebe zu den Tieren. — Früh verliebt. — Erster Schulbesuch. — Ein Rausch aus Artigkeit. — Magenknödel und vom Essen überhaupt. — Eintritt in die Normalschule. — Friedfertigkeit. — Pensionierung meines Vaters. — Er siedelt nach Weitra über.

Ich wurde am 6. März 1781 um 1½ Uhr nachmittags in Wien in dem Hause, welches an das alte Universitätsgebäude angebaut ist und einen Vorsprung gegen den Dominikanerplatz bildet, geboren. Man hieß es das Hornmacherhaus, weil lange Jahre ein Blechinstrumentenmacher darin wohnte.

Ich war der Erstgeborene meiner Eltern, und daher große Freude im Hause derselben über meine Geburt.

In der Dominikanerkirche erhielt ich die Taufe durch einen Priester namens Cyrillus Paula, welcher ein intimer Freund meiner Eltern war, und auch der meinige bis zum Ende seines Lebens blieb. Er war ein wahrer frommer Diener Gottes, mit einem verehrungswürdigen Aeußeren, dessen angenehme, einnehmende und Zutrauen einflößende Züge sich so sehr in mein Gedächtnis geprägt haben, daß ich ihn jetzt noch vor mir stehen sehe.

Mein Taufpate war der reiche Kaufmann Reich, welcher sein Spezereigewölbe auf dem Hohen Markt hatte, und dem mein Vater viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte, unter andern auch diesen, daß er durch dessen Vermittlung den

sogenannten Seitzerhof um einen sehr annehmbaren Preis zu kaufen bekam.

Reich gab mir zum Angebinde eine große goldene Medaille, wobei ein Zettel von seiner Handschrift lag, mit den Worten: „Gott segne und erhalte dich lieber Göd.“

Nach dem Tode meines Vaters habe ich den Zettel gefunden, aber die goldene Medaille hatte mein guter Vater, als er in seinem Alter in Pensionsstand versetzt wurde und daher nur ein spärliches Einkommen hatte, in gangbare Münze umgewechselt.

Bei diesem Zettel von meinem Paten fand ich auch ein geweihtes Band, worauf vielfarbige Blumen, Vögel, und mitten darin der heilige Vinzentius gemalt waren und welches mir der Pater Cyrillus bei der Taufe umhing. Ich besitze dieses Band noch, und es ist noch so rein und hellfarbig, als ob es eben gemalt worden wäre.

Ich erhielt bei der Taufe die Namen Ignaz Vinzenz, den Namen Ignaz, weil mein Vater ebenso hieß, den Namen Vinzenz als Beigabe von meinem Paten.

Den Namen Franz erhielt ich später bei der Firmelung und habe mich daher immer J. F. Castelli geschrieben.

Mein Vater Ignaz Castelli war früher Laienbruder bei den Jesuiten und trug daher auch das Ordenskleid. Als solcher hatte er, da er im Rechnungswesen sehr bewandert war, die Kanzleigeschäfte der Wiener Ordenskongregation zu besorgen.

Aus dieser Verbindung mit den Jüngern des h. Loyola schrieb es sich her, daß mein Vater, der außerdem ein sehr frommer Mann war, eine fast abgöttische Verehrung für den Jesuitenorden hegte und bis an seines Lebens Ende bei seinem sonst ruhigen, ja phlegmatischen

Temperamente nur dann in Zorn geraten konnte, wenn man etwas Ehrenrühriges gegen diese, in seinen Augen heiligen Väter sich zu sagen erlaubte.

Ich habe nur einmal in meinem Leben ihn zornig gegen mich gesehen und sogar eine tüchtige Ohrfeige von ihm erhalten, und das geschah, da ich als Student die Vakanzen bei ihm zubrachte und bei einer Gelegenheit mich äußerte, Kaiser Joseph hätte ganz recht daran getan, diesen Orden aufzuheben.

Ich konnte ihn nur dadurch wieder besänftigen, daß ich ihm, als er mich fragte, warum ich das gesagt habe, lächelnd antwortete: Nun, wenn die Jesuiten nicht aufgehoben worden wären, so hätten Sie, lieber Vater, auch nicht geheiratet, und ich wäre nicht auf der Welt!

Ich habe später nie mehr diese empfindliche Seite meines Vaters berührt.

Als die Jesuiten aufgehoben wurden, erhielt mein Vater mit dem Titel: der n. ö. Exjesuiten Güter k. k. Revident und Grundbuchshändler, den Auftrag, die Rechnungen abzuschließen, die liegenden Gründe und das übrige unbewegliche Eigentum des Ordens teils an den Staat zu übergeben, teils zu veräußern, kurz tabula rasa zu machen, und er entledigte sich dieses Auftrages mit solcher Genauigkeit und Ordnungsliebe und Redlichkeit, daß er nach vollendetem Geschäfte eine Rechnungsratsstelle bei einer Staatsbuchhaltung (wenn ich nicht irre, so war es die Staatsgüterbuchhaltung) und ein Absolutorium erhielt, in welchem man ihm die gebührende Belobung über das von ihm mit so großer Einsicht und Rechtlichkeit vollführte Geschäft erteilte, ihn von aller ferneren Haftung lossprach und ihm das ehrenvolle Zeugnis gab, daß durch seine Gebarung dem Staate ein Gewinn von mehr als einer

Million (die genaue Summe ist mir nicht mehr bekannt) zugeflossen sei.

Dieses Absolutorium, kalligraphisch geschrieben, prangte in einem goldenen Rahmen über meines Vaters Schreibtisch bis zu seinem Ende. Auch stand das Geschenk, welches er von Maria Theresia erhalten hatte, in seinem Schlafgemache. Dieses Geschenk, noch von den Jesuiten herrührend, will ich etwas näher beschreiben, da ich und alle, die es gesehen haben, mit mir, es für eines der größten Kunststücke halten.

Es ist ein Christus am Kreuz, beiläufig vier Schuh hoch, von Speckstein so kunstvoll gearbeitet, daß die röteren Stellen des Steines anatomisch richtig die Wunden des Erlösers, und das blaue Aederwerk des Steines die Adern des Gottmenschen zeigen. Zudem ist die Figur selbst, vor allem das Antlitz, so ehrfurchtgebietend, so milde und wehmütig, daß man unwiderstehlich angeregt wird, die Knie vor demjenigen zu beugen, dessen Abbild der Künstler so vollendet dargestellt hat.

Mein Vater sagte mir, daß ihm für dieses Kruzifix von einem Fremden 2000 fl. geboten worden sind, daß er sich aber nie davon habe trennen können, so notwendig er das Geld auch gebraucht hätte. Wirklich kniete er auch täglich morgens und abends auf dem Betschemel vor diesem Gekreuzigten und verrichtete seine Andacht.

Mein Vater war schon nahe bei sechzig, als er meine Mutter, welche einige zwanzig Jahre zählte, heiratete, und seltsam genug, mein Vater wurde 94, meine Mutter nur 46 Jahre alt.

Mein Vater muß in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein, denn er war in der Zeit seiner Heirat noch hübsch und rüstig, wie sein Porträt, welches zu jener

Zeit gemalt wurde und welches meine Schwester noch besitzt, beweist. Er war von mittlerer Größe, etwas korpulent, sein Gesicht rund, aus welchem zwei blaue Augen mild hervorblickten; vor allem war der Schnitt seines Mundes anmutig, und wenn sein Bart rasiert war, so zog sich ein blauer Schatten über sein rundes Kinn. Er kleidete sich nach der damaligen Art der Beamten, an Festtagen sah man ihn mit gestickter Weste, einen Degen an der Seite, mit Perücke und Haarbeutel und chapeau-bas.

Das Temperament meines Vaters neigte sich mehr zum Phlegmatischen; ich habe ihn nur sehr wenige Male in Hitze gesehen; er hatte eine sehr gute Körperkonstitution, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er je bedenklich krank gewesen wäre. Er aß und trank gerne gut, aber stets mäßig. Er war überhaupt ein Vorbild der Ordnung, und dies mag auch meistens dazu beigetragen haben, daß er ein so hohes Alter erreichte. Seine Augen waren so vortrefflich, daß er in seinen siebziger Jahren noch ein dickes Gebetbuch in zwei Bänden für meine Schwester schrieb.

Um ein Beispiel von seiner stets gleichförmigen Lebensart zu geben, führe ich an, daß er sich täglich des Morgens seine Portion Schnupftabak abwog, und wenn er gegen Abend diesen schon verbraucht hatte, weil Besuche bei ihm waren, denen er Tabak anbot, so hätte er sich doch bei aller Lust danach nie mehr einige Prisen aus seinem großen Tabaktiegel geholt.

Mein Name hat zwar italienischen Klang, und es wäre wohl zu vermuten, daß meine Voreltern Italiener gewesen seien, aber ich habe darüber nie etwas Gewisses erfahren können, denn mein Vater selbst wußte über seine Ahnenleiter nichts weiter, als daß sein Vater ein ehrsamer Schneidermeister in der Leopoldstadt gewesen sei. Auch ist

mir nie ein einziger Verwandter von ihm bekannt geworden, welches sehr begreiflich ist, da mein Vater noch ein Kind war, als sein Vater starb, und er selbst nach dessen Tode in das Wiener Waisenhaus kam.

Meine Mutter, Dominika Mayr, war die Tochter eines Hauseigentümers zu Mariahilf. Mein Großvater von mütterlicher Seite war schon tot, als ich zur Welt kam, aber meine Großmutter, eine geborne Bollon, habe ich recht gut gekannt und wurde von ihr wie ihr eigenes Kind geliebt. Ich werde von ihr zu jener Zeit sprechen, wo ich bei ihr durch mehrere Jahre wohnte.

Meine Großmutter besaß zwei Häuser zu Mariahilf, das eine hatte sie von ihrem Bruder Bollon (welcher Rauchfangkehrermeister war) geerbt; es ist in der Josephgasse und heißt noch immer das Rauchfangkehrerhaus, weil von jener Zeit an der jeweilige Rauchfangkehrermeister dieser Vorstadt immer darin gewohnt hatte; das andere Haus war in der Siebensterngasse, welche Gasse von dem Schild des Hauses den Namen hat.

Meine Mutter hatte noch drei Schwestern, eine verheiratete und zwei ledige, und zwei Brüder. Von meinen beiden ledigen Tanten, denen ich meine Erziehung und meine spätere Wohlhabenheit danke, werde ich in der Folge vielfach zu sprechen Gelegenheit haben.

Meine Mutter war eine gemütliche, herzensgute Frau, eine zärtliche Mutter, an welcher ich mit ganzer Seele hing; leider hatte ich mich nur bis in mein neuntes Jahr ihrer zärtlichen Sorgfalt zu erfreuen, dann folgte sie meinem Vater, welcher in Ruhestand versetzt wurde, auf das Land, und ein paar Jahre nachher starb sie an einer Brustkrankheit.

Deine himmlisch milden Züge, geliebte Mutter, schweben mir noch immer vor den Augen! —

Es wird wenige Menschen geben, welche sich an Einzelheiten ihrer ersten Kinderjahre erinnern können. Ich weiß davon gar nichts und kann daher nur das anführen, was mir meine Eltern in spätern Jahren davon erzählt haben.

Ich soll, sagte mir meine Mutter, nie eingeschlafen sein, außer wenn sie selbst mich entweder auf ihren Armen oder in der Wiege einschaukelte, dabei mußte aber auch immer gesungen werden, und zwar nur ein einziges Lied war es, welches stets gewiß auf mich die Wirkung hervorbrachte, daß ich entschlummerte.

Wie eine süße Mutterstimme auch das Entsetzlichste wohltuend machen kann, davon gibt der unsinnige Text dieses Liedes einen Beweis; er hieß:

Mäus' auf der Häfenstell'n,
Schau obs' nit owa wöll'n,
Und wanns' nit owa wöll'n,
Lass'n wir's auf der Häfenstell'n.

Einmal wollte mein Vater versuchen, mich in den Schlaf zu singen, er nahm mich auf den Arm und fing jenes Lied zu singen an, welches er bei lustigen Gelagen immer zum besten gab, es lautete:

Dreimal Leberknödl
Und's viertemal a Wurst
Und wer an Wein in Keller hat,
Der leidet keinen Durst.

Ich aber fing darüber ein so fürchterliches gellendes Geschrei an, daß er mich schnell meiner Mutter übergab und aus dem Zimmer rannte, und zwar mit den Worten: Der Bub wird in seinem Leben nicht musikalisch.

Meine gute Mutter stillte mich selbst und zwar so

lange, daß sie, welche ohnedies von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit war, sich vermutlich dadurch selbst schadete und sich eine Brustkrankheit zuzog, welche ihrem Leben so früh ein Ende machte. Ihre mütterliche Zärtlichkeit ging so weit und sie stillte mich so lange, daß ich schon imstande war, einen kleinen Schemel zu ihr zu tragen und von diesem auf ihren Schoß zu klettern, um mir die Brust zu suchen.

Als sodann der Schnuller bei mir die Stelle der Brust einnahm, habe ich mir, wie meine Mutter mich versichert, Zwieback und Zucker dazu selbst gestoßen.

Ich wurde überhaupt in meiner zarten Jugend ungemein gehätschelt und glaube, daß darin auch der Grund meiner spätern Kränklichkeit zu finden war. Wenn nur ein Wölkchen sich am Himmel zeigte, so durfte ich ja nicht aus dem Zimmer getragen werden und wurde stets, wenn ich in die Luft kam, in Tücher und Pelze eingehüllt.

Ein sehr guter Freund meiner Eltern war ein Abbé namens Leopold Föderl, damals Professor der Poesie an der Wiener Universität. Dieser Mann war es, welchem ich den ersten Unterricht verdankte. Er liebte mich wie ein zweiter Vater, er lehrte mich das Kreuz machen, das „Vaterunser" beten und die Buchstaben kennen. Das letztere bewirkte er in sehr kurzer Zeit dadurch, daß er mir gemalte Bilderchen zeigte, unter denen die Buchstaben, wie sie in der Druckschrift gebräuchlich sind, gedruckt waren, so z. B. stand unter einem gemalten Apfel das A, unter einem gemalten Bauern das B, unter einem Soldaten das S, usw. durch das ganze Alphabet, so daß immer der erste Laut beim Aussprechen des Namens zugleich der Buchstabe war. Mein Vater sagte mir, daß ich auch öfters die Sache nur mit den Buchstaben benannte. Wenn z. B. ein Soldat vorüberging, so rief ich: Da geht ein S!

Als ich auch die zehn Gebote Gottes schon auswendig wußte, stellte der Abbé Föderl eine Prüfung vor einer Gesellschaft von guten Freunden mit mir an. Er bildete sich sehr viel auf seine Unterrichtsmethode ein und wollte zeigen, wie weit er es mit mir vierjährigem Knaben gebracht habe; allein er selbst hat mich nach vielen Jahren noch lächelnd versichert, daß ich ihm bei dieser Prüfung viel Aerger verursachte, weil ich entsetzlich dumm antwortete und seinen pädagogischen Künsten wenig Ehre machte.

So fragte er mich:

Wo ist denn der liebe Gott?

Ich antwortete: Dort hängt er, und zeigte auf ein Christusbild in einem Rahmen an der Wand.

Wo ist er denn noch? fragte er weiter.

Bei meinem Papa im Zimmer ist noch ein anderer lieber Gott, antwortete ich.

Ganz recht, das sind nur Bilder vom lieben Gott, aber wo wohnt er selbst?

Ich. Das weiß ich nicht.

Er. Sage das Vaterunser.

Ich. Vater unser, der du bist im Himmel . . . .

Er. Also im Himmel ist er.

Ich. Im Himmel kann er ja nicht sein, wenn er da ist.

Er. Schweige jetzt Dummkopf und sage die zehn Gebote.

Ich sagte sie geläufig bis zum siebenten her, das Stehlen wollte mir aber nicht beifallen. Da machte mein Lehrer eine Bewegung mit den gekrümmten Fingern und ich platzte heraus: Siebentes, du sollst nicht greifen!

Meine liebste Spielerei bestand im Messelesen. Mein frommer Vater hatte mich mit fünf Jahren einige Male in die Kirche mitgenommen, und die Zeremonien bei der Messe hatten einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich

sie zu Hause immer nachahmte. Als meine Mutter das sah, machte sie mir ein Meßkleid aus Papier, richtete mir einen kleinen Altar zusammen, mein Vater kaufte mir Kelch, Monstranz, Kännchen, Leuchter usw. von Zinn, und ich las so alle Tage meine fünf bis sechs Messen. Die Freude, welche mein Vater darüber empfand, war grenzenlos; denn er hoffte schon in seinem Sohne einen frommen Pfarrer zu sehen.

Ich war aber dennoch auch manchmal ein, wie man bei uns sagt, hautschlimmer Junge, ich beschmierte alle Wände mit Bleistift oder Kohle, ich verschleppte meiner Mutter alle Scheren und Nadeln, schnitt mit den ersteren Löcher in die Vorhänge und nähte sie mit den letzteren wieder zusammen, ich malte mir mit dem Schnupftabak meines Vaters einen Schnauzbart usw.

Auch gegen Tiere war ich in diesen Jahren nichts weniger als mitleidig. Ich hatte meine große Freude daran, wenn ich unser Hündchen bei den Vorderfüßen im Zimmer herumziehen konnte, bis das arme Tier heulte, oder wenn ich mit einer Nadel oder einem Stock in den Vogelkäfig stechen konnte, daß die Vögel flatterten. Und — sonderbar! — jetzt in meinem Alter bin ich für alle Gegenstände der Natur sogar etwas hyperempfindsam, am meisten aber für Tiere. Es ist mir unmöglich, ein Tier zu töten, und müßte ich ihm selbst das Messer in die Kehle stechen, ich würde gewiß nie ein Huhn essen. Ja, selbst jene Tiere, welche den Menschen plagen, ich verscheuche sie, aber ich töte sie nicht. Ich hasse die Jagd, ich habe ein Grauen vor einem Fleischhauer, ich kann es nicht sehen, wenn Pferde schwer ziehen müssen. Wie viele Zeisige habe ich schon gekauft, welche sich ihr Futter in einem kleinen Wägelchen und ihr Wasser in einem Fingerhut empor zu

ziehen gezwungen sind, um sie von ihrer Last zu befreien, und wenn ich unwillkürlich — denn mit Willen tue ich dieses nie — auf eine Raupe trete, tut es mir wehe. Das ist etwas übertrieben, sagen mir viele Leute, allein ich kann nicht anders, dies Gefühl ist stärker als ich.

Ich habe sogar jetzt in meinem hohen Alter in Niederösterreich einen Verein gegen Mißhandlung der Tiere gegründet, und dies eine erfreut mich mehr als alles, was ich in meinem ganzen Leben zustande gebracht habe.

Ich glaube, daß diese Umwandlung in meinen Gefühlen ein Jugendeindruck hervorgebracht habe, den ich meiner guten Mutter danke, und ich muß diese Begebenheit hier mitteilen, weil sie eben sich in jenen Jahren meines Knabenalters ereignete.

Wir hatten in meiner Eltern Hause ein Paar Kanarienvögel, einen gelben und einen grünen. Meine Eltern liebten diese Vögel sehr, denn sie waren sehr zahm, hüpften beim Essen immer auf dem Tische herum und pickten Zucker aus der Hand. Ich sechsjähriger Knabe aber meinte, solch ein Vöglein sei nur zu meiner Unterhaltung da, und ich schoß daher mit meinem Blaserohr zum öftern Erbsen auf die armen Tierchen in den Käfig hinein. Dies wurde mir öfters untersagt, aber ich kehrte mich nicht daran, und einmal fiel es mir sogar ein, es wäre sehr schön, wenn ich den gelben spitzen Hut meines Hanswurstes mit grünen Federn schmückte. Ich nahm den grünen Kanarienvogel aus dem Käfig und fing an, ihn zu rupfen. Mein Vater kam dazu und wurde so zornig, daß er einen Stock ergriff, um mich derb durchzuprügeln. Ich erhob ein fürchterliches Zetergeschrei, und meine Mutter lief herbei. Laß den Jungen! sagte sie; wenn er mir verspricht, das nicht mehr zu tun, so werde ich ihm des Abends eine schöne Geschichte er-

zählen, die ihn gewiß mitleidiger gegen die Tiere machen wird.

Mein Vater ließ sich besänftigen und ich, der ich kein größeres Vergnügen kannte, als mir Geschichten erzählen zu lassen, versprach alles und freute mich schon auf den Abend.

Gegen acht Uhr nun — mein Vater war Zeitungen lesen gegangen — saß ich bei meiner Mutter, welche Wäsche flickte, unsere Magd spann daneben, und jene erzählte mir folgendes:

Es war einmal ein sehr schlimmer Junge, der seinen Eltern nicht folgte, im Lernen nicht vorwärts kam und tausend Spitzbübereien anstellte, aber alle Tiere hatte er außerordentlich lieb und tat nie einem etwas zuleide. Mit dem Hunde im Hause teilte er oft sein Jausenbrot, die Kanarienvögel fütterte er immer selbst, die Katze ließ er bei sich im Zimmer schlafen, und als er einmal von der Köchin hörte, daß sie am nächsten Tage die abscheulichen Küchenkäfer, die man Schwaben nennt, ausbrennen wolle, hatte er sogar Mitleid mit diesen Tieren, kroch des Abends, wo diese Käfer herauskommen, unter den Herd, sammelte sie alle in einen Topf zusammen und trug sie hinaus auf das Glacis, wo er sie ausleerte. Der Knabe wurde immer größer und ward ein wüster abscheulicher Mensch. Er kam in schlechte Gesellschaften, wurde ein Spieler und Säufer; da er sich nichts verdienen konnte, weil er nichts gelernt hatte, so machte er Schulden und beging endlich sogar einen Diebstahl. Er wurde eingezogen, und da er seine Gesundheit durch übermäßiges Trinken ganz zugrunde gerichtet hatte, so starb er im Gefängnisse; aber ungeachtet seines ruchlosen Lebenswandels hatte er doch nie einem Tiere etwas zuleide getan, und noch im Gefängnisse eine Maus,

welche alle Nacht auf sein Lager kam, mit seinem schwarzen Brote gefüttert. Als nun die Seele dieses Menschen vor den lieben Gott kam und dieser schon ein strenges Urteil über sie aussprechen wollte, da kamen alle Tiere, alle, alle und baten den lieben Gott, er möchte ihm verzeihen. Der liebe Gott hat ihm in seiner Barmherzigkeit auch verziehen.

Meine Mutter schwieg, ließ die Nadel sinken und sah mich an. Mich hatte diese Erzählung so ergriffen, daß ich weinen mußte, da stand sie auf und sagte: Komm! jetzt wollen wir den armen Kanarienvogel, den du so unbarmherzig gerupft hast, mit Oel einschmieren. Ich ging mit ihr, bedauerte den armen Vogel recht sehr, nahm die Federn wieder von dem Hute meines Hanswursts und bat meine Mutter, sie möchte sie dem Vogel wieder einsetzen. —

Ich fing schon sehr früh an, verliebt und sogar eifersüchtig zu werden. Meine Mutter hatte eine sehr gute Freundin, eine Witwe, Frau Pitsch. Diese besuchte uns öfter mit ihrem Sohne, einem Knaben in meinem Alter, und mit ihrer Tochter, welche schon um ein paar Jahre älter war. Auch wir erwiderten diese Besuche. Wenn wir nun hin kamen, so versammelten sich daselbst noch mehrere andere Knaben aus dem Hause. Wir spielten gewöhnlich Soldaten, hatten im Wohnzimmer eine eigene Wachtstube und stellten überall Posten aus. Frau Pitsch war unsere Kaiserin und ihr Töchterchen Nanni die Prinzessin. Wenn eine von diesen erschien, so wurde so fürchterlich „Gewehr auf!" geschrien, daß die nebenwohnenden Leute sich über den Höllenlärm beklagten.

Die kleine Nanni gefiel mir ganz außerordentlich. Wenn ich zu Hause Zuckerwerk bekam, so bewahrte ich stets ein Stückchen davon für sie auf und brachte es ihr. Wenn wir spazieren gingen, uns kleine Kinder begegneten und meine

Mutter meinen Vater auf ein kleines Mädchen aufmerksam machte, indem sie sagte: Sieh nur einmal das bildschöne Kind an! da fiel ich gleich ein: Pitsch-Nanni ist doch schöner!

Dem Bruder der Kleinen schlug ich einst ein blaues Auge, weil er seiner Schwester Wasser ins Gesicht spritzte, und als wir einst bei Pitsch zu Mittag aßen, fing ich jämmerlich zu weinen an und wollte um alle Welt nicht bei Tische bleiben, weil — man höre und staune! — weil ein anderer Knabe mit Nanni ein ganz gleich geformtes Eßbesteck hatte, und ich ein verschieoenes.

Was eine Nessel werden will, brennt früh. Die Eifersucht hat mir in spätern Jahren viele Qualen verursacht, aber sie war auch eine der Ursachen, warum sich alle meine Liebschaften zerschlugen, ohne zum Ziele der Ehe zu führen. —

Mein Lehrer, der Abbé Föderl, hatte die Professur an der Universität und auch Wien verlassen, da er zum Pfarrer in der Stadt Weitra im V. O. M. B. promoviert wurde.

Da nun mein Unterricht fortgesetzt werden mußte, sandten mich meine Eltern in die Schule im sogenannten Heiligen Kreuzerhofe, welche als gute Unterrichtsanstalt bekannt und dem Hause, wo wir wohnten, die nächste war. Es ist eine eigene Fügung des Schicksals, daß ich jetzt als Greis in demselben Hause wohne, wo ich als Knabe in die Schule ging, und wenn ich so die Kleinen aus der Schule gehen und im Hofe sich mit Schneeballen bewerfen und hundert andere mutwillige Streiche begehen sehe, so verjünge ich mich mit ihnen selbst.

Auf mich machte es einen außerordentlichen Eindruck, daß ich nun in der Schule mit meinem Geschlechtsnamen gerufen wurde, während ich zu Hause nur immer mit

meinem Taufnamen genannt wurde. Ich war nun mit einem Male ein Castelli, da ich früher nur immer ein Nazi (Ignaz) war; ich bildete mir nicht wenig darauf ein.

Ueberhaupt ist mir von meinem sechsten Jahre an volle Erinnerung der Begebenheiten geblieben, und ich könnte die Personen, mit welchen ich damals in Berührung kam, malen, wenn ich ein Maler wäre. So weiß ich z. B. noch recht gut, daß unser Lehrer, den wir Herr Ignaz nannten, ein dicker Mann war, mit einer gelbbraunen Gesichtsfarbe, die Haare an den Schläfen in feste Locken gewunden, welche man damals Wuckeln nannte; ein Mann, der sich leicht erzürnte, dann unbändig schrie und Tabak schnupfte und Patzen (Schläge mit einer Art von hölzernem Löffel auf die Hand) und Pollaken (Schläge mit einem Stäbchen auf die Hinterbacken, wobei die Hosen straff angespannt wurden) austeilte. Auch im Schopfbeuteln war der Mann sehr geübt. Ich wurde von ihm einmal so arg gebeutelt, daß ich aus der Schule weglief und einige Tage zu Hause krank lag.

Wir waren aber auch böse Buben und taten ihm allen möglichen Schabernak; wenn er uns beim Schreiben die Hand lenken wollte, um uns Haar- und Schattenstriche zu lehren, so hielten wir die Feder so, daß sie ihn mit Tinte anspritzte; wenn er bei solcher Gelegenheit seine Tabaksdose auf die Bank legte, so stieß sie der Nebenschüler hinab, daß sie aufsprang und der Tabak auf die Erde fiel. Am meisten aber freute es uns, wenn wir ihm aus Federkielen, welche einer unserer Mitschüler eigens zuzubereiten verstand, Erbsen oder Papierkügelchen in die Haarwuckeln schießen konnten, wobei er nie erfuhr, wer es getan hatte.

In diese Zeit fällt auch mein erster Rausch. Es war mein erster, aber auch mein letzter.

Ich muß meinen ersten Rausch etwas ausführlicher beschreiben, da ich ihn mir wirklich nur aus Artigkeit getrunken habe.

Ich kam eines Tages gegen Mittag aus der Schule nach Hause und meinte, ich sei ein König, da ich auf meinem papageigrünen Frack, der große Knöpfe von Papiermaché, mit Landschaften bemalt, hatte, die hellglänzende bleierne Medaille für Fleiß und gute Sitten trug. Im Hause fand ich aber alles in der größten Unordnung, denn es war eben ein großes Zimmerputzen eingetreten. Meine Mutter versprach mir zum Lohne meines Fleißes, am nächstfolgenden Tage meine Lieblingsspeise, einen Mandelstrudel, zu backen, da es heute schmale Bissen setzen werde. Da geschah es, daß uns Pater Cyrillus, der Dominikaner, welcher mich getauft hatte, besuchte. Als er die Unordnung in unserm Hause bemerkte, empfahl er sich gleich wieder und sagte zu meiner Mutter: Da der Kleine so brav war, so soll er auch ein wenig Aufheiterung haben. Ich nehme ihn, wenn Sie erlauben, mit mir, er soll bei uns zu Mittag essen.

Meine Mutter gab gerne ihre Einwilligung, und ich hatte eine ungeheure Freude, denn es war das erstemal, daß ich allein außer dem Hause speisen sollte. Als ich nun erst das große Refektorium sah und den Tisch, worauf vor jedem Speisenden eine zinnerne Kanne voll Wein stand, da war für mich eine neue Welt aufgetan. Ich nahm mir vor, recht artig zu sein und genau acht zu haben, wie es die Großen machen, um keinen Fehler zu begehen.

Ich saß ganz unten am Tisch bei den Novizen. Was mein Nebenmann aß, das aß ich auch, und wenn er sich einschenkte und austrank, schenkte ich auch ein und trank auch aus. Mein Nebenmann trank seine ganze zinnerne

Kanne aus, ich, ein sehr artiger Knabe, folgte seinem Beispiele. Am Ende, als noch einige Wohlergehen getrunken wurden, fing es mir an, übel zu gehen, und als das Mahl zu Ende war und ich an das oberste Ende des Refektoriums gehen sollte, um dem Pater Guardian die Hand zu küssen, da fiel ich mitten zur Erde. Von diesem Augenblicke war meine Besinnung verloren, ich wußte nicht, wie ich nach Hause und in mein Bett kam.

Als ich erwachte, — Himmel! was erblickte ich? Meine Kleider, alle beschmutzt, lagen auf Stühlen ausgebreitet um das Bett herum, die Ehrenmedaille war von dem papageigrünen Frack herabgenommen und statt derselben lag ein Zettel darauf, worauf von meines Vaters Schrift die Worte standen: „Ein rauschiger Bube verdient keine Auszeichnung." Was mich aber am meisten beunruhigte, war vor mir auf dem Tische eine frischgebundene ungeheure Rute, welche in einem Topfe voll Wasser steckte. Ich erwartete mit großer Bangigkeit die Dinge, welche kommen würden. Endlich trat meine gute Mutter ein, ich dankte Gott, daß es nicht mein Vater war; sie schlug die Hände schon bei der Tür über dem Kopf zusammen und rief: Junge, wie hast du dich aufgeführt?

Ich? Gut hab ich mich aufgeführt.

Du hast ja einen Rausch gehabt?

Kann sein, aber nur weil ich artig war.

Ich erzählte, wie das zugegangen war, und meine Mutter mußte vermutlich insgeheim über meinen Rausch aus Artigkeit lachen, darum bekam die eingeweichte Rute diesmal keinen Dienst, aber Tee mußte ich trinken, der mir fürchterlich zuwider war, um meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen; und als ich am andern Tage in die Schule kam, mußte ich auf Befehl des Lehrers (mit welchem

mein Vater, als er ihm die Medaille zurück trug, vermutlich die Strafe abgemacht hatte) mich in die Mitte des Schulzimmers stellen, und der Herr Ignaz hielt einen ellenlangen Sermon über das Laster der Trunkenheit und stellte mich als warnendes Beispiel meinen Kameraden vor, welche mich, oder eigentlich den Lehrer, derb auslachten. Besonders aber, meinte Herr Ignaz, wäre es unbegreiflich, wie man ein solches herabwürdigendes Laster begehen könne, wenn man eine Auszeichnung im Knopfloch trage.

Ich habe mir das gemerkt, aber nicht auf alle hat der erste Rausch und seine Folgen einen so tiefen Eindruck gemacht, denn ich habe seitdem viele gesehen, welche, obschon sie eine Auszeichnung im Knopfloche trugen, doch recht possierlich dahertaumelten. —

Der Abbé Föderl, der, wie ich mitteilte, die einträgliche Pfarre in Weitra erhalten hatte und dahin abgegangen war, konnte auch dort seine Gewohnheit zu lehren nicht ablegen, welches seinen Pfarrkindern zum großen Nutzen wurde. Wenn er nämlich in der dortigen Schule Knaben fand, welche besondere Fähigkeiten zeigten, so ließ er sie zu sich in den Pfarrhof kommen, unterrichtete sie in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, ließ sie in Krems prüfen, und wenn sie dann, was bei den meisten der Fall war, Lust und Beruf zum geistlichen Stand zeigten, so sandte er sie nach Wien und ließ sie hier auf seine Kosten Philosophie und Theologie studieren. So danken viele Bauernsöhne der Umgegend von Weitra dem braven menschenfreundlichen Pfarrer Föderl, daß sie in eine höhere gesellschaftliche Stellung kamen und sich jetzt, ebenfalls als Pfarrer, recht wohl befinden.

Auch zu meinen Eltern hatte Föderl ein paar solche Studenten auf seine Kosten in Verpflegung gegeben, und

diese waren meine ersten Kameraden. Ach! wie freuten wir uns, wenn ihnen ihre Eltern Magenknödel (Mohnklöße) herabschickten und wir diese altgebackenen Zelten (die so hart waren, daß ein Wagen über sie hätte fahren können, ohne sie zu zerbrechen) miteinander verspeisten. Ich muß gestehen, ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf das Essen gehalten, und ich schätze es auch gegenwärtig sehr hoch.

Als ich sieben Jahre alt war, trat ich ins Gymnasium zu Sankt Anna in die Normalschule ein, wurde aber daselbst sogleich in die höhere zweite Abteilung aufgenommen, da ich schon recht gut lesen und auch ziemlich gut schreiben konnte.

Ich bildete mir nun schon ein, ein Student zu sein.

Meine Schulabteilung zählte über 200 Knaben, und ich lernte so, mich unter mehreren Menschen bewegen. Was mich betrifft, so war ich ein sehr verträglicher Junge. Ich fand schon damals die Schwächen meiner Mitschüler leicht heraus und schonte diese so viel als möglich. Keck und barsch war ich niemals, ja ich muß bekennen, ich war sogar schüchtern und fürchtete nichts mehr als Schläge. Wenn meine Schulkameraden sich oft derb abprügelten, lief ich so weit ich konnte und war von keiner Partei. Ein Grundsatz, welchen ich noch jetzt zwar nicht für sehr heroisch, aber für sehr praktisch halte, hielt mich von allen tumultuarischen Auftritten zurück. Es war folgender, welchen ich schon damals aussprach.

Ein viel kleinerer und jüngerer Knabe als ich selbst war, hatte mich mit Kot beworfen. Ich sah mich um, wer mir das getan habe, und ein anderer meiner Mitschüler zeigte mir den Täter. Ich wurde böse und drohte ihm, es dem Herrn Lehrer zu sagen, putzte aber dann meinen Rock ab und ließ ihn laufen. Der andere sagte zu mir:

Geh, laufe ihm doch nach und schlage ihn. Ich antwortete: Wenn ich auf ihn schlage, so schlagt er wieder. Ei, versetzte der andere, was kann er dir denn tun? Er ist ja viel kleiner und schwächer als du, und du gibst ihm zehn Hiebe, bis er dir einen gibt. Du hast recht, erwiderte ich, aber ich mag nicht schlagen; wenn ich auch nur einen Hieb von ihm bekomme, so tut mir dieser auch wehe, und wenn ich ihm zehn Hiebe dafür gebe, so tut mir die Hand auch noch davon wehe.

Man sieht, zum Störenfried und Schläger war ich nie geschaffen.

Im Jahre 1790, da ich 9 Jahre alt war, wurde mein Vater in den Pensionsstand versetzt und zwar nur mit dem Drittel seiner Besoldung von 800 fl., also mit 266 fl. 40 kr. jährlich. Dieser Schlag traf den braven Mann doppelt hart. Einmal weil er ganz vermögenslos war und doch eine Frau und zwei Kinder zu ernähren hatte (es war ihm nämlich auch noch eine Tochter geboren), und dann weil es ihn tief kränkte, daß man ihn, der als Jesuitengüter-Grundbuchhändler so viel für den Staat getan hatte, dem man auch in seinen Geschäften als Rechnungsrat keinen Vorwurf machen konnte, im Alter, wo er noch rüstig seinen Geschäften vorstehen konnte, so plötzlich von diesen entfernte, und ihn mit einer so kleinen Pension, wovon er unmöglich zu leben imstande war, abfertigte.

Er machte wiederholte Vorstellungen gegen diese unwürdige und unbillige Behandlung, allein diese fruchteten nichts, denn er hatte einen mächtigen Gegner, welcher eigentlich weniger meines Vaters Feind, als der Freund eines andern Mannes war, welchen er an meines Vaters Stelle bringen wollte. Er ist bereits lange tot, darum will ich seinen Namen nicht nennen.

Mein Vater mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Er beschloß daher, Wien zu verlassen und sich auf das Land zu begeben, wo er auf jeden Fall weniger kostspielig leben konnte.

Als der Pfarrer Föderl in Weitra vernahm, was vorgefallen war, zeigte sich seine Freundschaft für meine Eltern in ihrer ganzen Größe. Er bot meinem Vater an, zu ihm nach Weitra zu ziehen und ihm dort seine Pfarr-Kanzleigeschäfte (Weitra war eine sehr bedeutende Wirtschaftspfarre) zu führen, wofür er ihm eine jährliche Besoldung aussetzte. Ja er tat noch mehr. Er kaufte auch einen Platz zunächst seines Pfarrhofes und baute da meinen Eltern ein zwei Stockwerke hohes Haus, damals das schönste in der Stadt Weitra. Es heißt jetzt noch immer das Castellihaus. Ich kann zwar nicht behaupten, ob Föderl dieses Haus ganz allein aus seinen eigenen Mitteln für meine Eltern baute, allein wenn mein Vater etwas dazu beigetragen hat, so war es gewiß sehr wenig, da er kein Vermögen besaß.

Mein Vater begab sich also bald nach seiner Pensionierung nach Weitra und wohnte, während das Haus gebaut wurde, im Pfarrhofe, meine Mutter aber blieb mit mir und meiner kleinen Schwester (sie war um sieben Jahre jünger als ich) noch bis zur Vollendung des Hauses in Wien.

---

## Zweites Kapitel: In der Lateinschule.

Ich trete in die lateinischen Schulen ein. — Der kleine Spekulant. — Meine Sporen. — Unverdiente Lorbeeren. — Großmutter und Tanten. — Pater A. W. — Eintritt in die Rhetorik. — Catilina contra Ciceronem. — Meine Lebensweise. — Ich sammle Lieder. — Mein Sammeltrieb. — Freude am Spiel. — Adam und Eva auf der hölzernen Stiege. — Ritterspiele. — Das Studium der Poesie. — Originelle Professoren. — Meine Leidenschaft für das Theater, auch in späteren Jahren: — Ich lerne das Violinspiel und spiele im Orchester. — Glücklich! — Spaßmacher bei den Theaterleuten. — Mein erstes Stück. — Die Zensur verbietet die Aufführung. — Unser Dilettantentheater. — Ich weise einen Engagementsvorschlag zum Hoftheater zurück. — Theaterdichter.

Ich trat zu dieser Zeit mit guten Zeugnissen aus der Normalschule in die lateinischen Schulen.

Diese umfaßten drei Jahrgänge: Parva, Grammatik und Syntax genannt. Derselbe Professor lehrte immer alle drei Jahrgänge. Mein Professor hieß Wedl, war ein Exjesuit und der Freund meines Vaters, weswegen er mich auch in die sogenannte Nachschule, welche er bei sich im Hause hielt und wofür die andern besonders bezahlen mußten, unentgeltlich aufnahm.

Der Pater Wedl war ein herzensguter Mann, der sich viel Mühe mit mir gab, aber ich brachte es dennoch in der lateinischen Sprache nicht sehr weit. Ich besitze überhaupt kein Talent für Sprachen, und nur meine Muttersprache samt ihrem österreichischen Dialekte habe ich tüchtig durchgearbeitet, und darin stelle ich meinen Mann.

Es hatte damals fast den Anschein, als hätte ich einen Beruf zu einem Spekulanten, denn ich kaufte und verkaufte viel unter meinen Mitschülern und wußte durch meine kleinen Spekulationen so viel zu gewinnen, daß ich mir entweder ein Mohnkipfel, meine Leibspeise, oder einiges

Spielwerk kaufen konnte. Ich kaufte nämlich für zwei Groschen Eibischteig, schnitt daraus 10 kleine Stückchen und verkaufte jedes um 1 kr., so hatte ich bei 6 kr. schon 4 gewonnen. Noch größern Profit fand ich bei dem sogenannten Zuckerpapier. Es ist dies jenes Papier, auf welchem die Zuckerbäcker ihr Biskuit backen. Auf dem Papier bleibt immer eine Menge Süßes hängen, und davon bekam ich sechs Bogen für einen Kreuzer. Ich schnitt nun die einzelnen Biskuit-Rudera heraus, legte sie in ein Buch und ließ meine Schulkameraden mit einer Nadel für 1 kr. zehnmal in das Buch stechen: so oft sie ein Biskuitpapier trafen, erhielten sie dasselbe, die Nieten kamen mir zugute. Auf diese Art gewann ich sehr viel.

Mein größtes Vergnügen bestand zu jener Zeit in einem Paar plattierten Sporen, welche ich mir mit meinem Handelsgelde gekauft hatte und welche ich zu Hause immer angeschnallt hatte und damit auf dem Gange unserer Wohnung, welcher im Hof in das Freie ging, herumstolzierte; je mehr diese Sporen klirrten, desto mehr bildete ich mir darauf ein. Ganz außerordentlich aber schmeichelte es mir, daß Knaben meines Alters, welche im ersten Stocke wohnten und Söhne eines vornehmen Ritters waren, stets voll Neid auf mich sahen, welcher Sporen trug, ohne wie sie ein Ritter zu sein.

Sie suchten meine Bekanntschaft bloß wegen meiner Sporen, und ich kam dann oft zu ihnen hinab, ohne daß sie zu mir, dem Plebejer, heraufkommen durften. Ich fühlte mich sogar sehr geehrt, als ich ihnen auf ihre Bitten meine Sporen einige Male leihen durfte.

Ich bekam in den lateinischen Schulen durchaus vortreffliche Zeugnisse; zu Ende jedes Schuljahres hatte ich primam cum eminentia aufzuweisen, dennoch muß ich ge-

stehen, daß ich diese guten Zeugnisse mehr der Freundschaft, welche mein Professor für meinen Vater hatte, als meinem eigenen Talente und Fleiße zu verdanken hatte. Was die lateinische Sprache anbelangt, so habe ich in den spätern Jahren, als ich die Nützlichkeit der Kenntnis derselben einsah, selbst nachgeholt, was ich in den untern Schulen versäumte, aber andere Lehrgegenstände, besonders solche, welche nur Gedächtnis fordern, sind mir von jeher zuwider gewesen. So bin ich in der Geographie all mein Lebtag ein wahrer Idiot geblieben, und selbst in der Geschichte, in welcher mich die Fakta außerordentlich interessierten, habe ich doch Jahreszahlen, Orte und Namen nie recht im Gedächtnis behalten. Ueberhaupt habe ich immer ein besonders schlechtes Namensgedächtnis gehabt, und es geschieht mir wohl öfters, daß ich nach längerer Zeit einem sehr guten Freund, ja einem Duzbruder begegne, mich herzlich freue, ihn wieder zu sehen, und ihn hierauf fragen muß: Wie nennst du dich denn? —

Meines Vaters Haus in Weitra war gebaut. Meine Mutter folgte ihm mit meiner Schwester dahin nach, und ich kam zu meiner Großmutter.

Da ich meine fernere Erziehung in dem Hause meiner Großmutter genoß, wobei die alte Frau weniger als meine beiden ledigen Tanten einwirkte, da ich ferner unter dieser weiblichen Aufsicht viele Jahre blieb und mich hier als Jüngling zu fühlen begann, so glaube ich Oertlichkeiten und Personen meiner damaligen Umgebung genauer beschreiben zu müssen.

Das Haus, in welchem wir wohnten, war ein Eigentum meiner Großmutter und stand zu Mariahilf an der Ecke der Stiftgasse. Es führte das Schild „zu den sieben Sternen", und die Gasse, welche auf der zweiten Seite des Hauses

entlang hinläuft, hieß und heißt noch jetzt die „Siebensternengasse". Gegen die Straße zu hatte dieses Haus nur einen ebenerdigen Trakt und glich einem großen Bauernhause. Im Hofe befand sich ein Grasgarten, welchen der Bierwirt, der im Hause wohnte, gemietet hatte, und ganz hinten im Hofe war ein Stockwerk, zu welchem von außen eine hölzerne Treppe führte und das meine Großmutter bewohnte. Dieses Stockwerk hatte nur zwei große Zimmer, zwischen beiden eine kleine Kammer, dann eine Küche und daneben ein — ich kann es nur Loch nennen — für die Magd. Das erste Zimmer und die Kammer waren ziemlich finster, da von außen ein dickbelaubter Maulbeerbaum seine Zweige über die Fenster breitete. Meine Großmutter und die eine meiner Tanten schliefen in dem ersten Zimmer, und für mich wurde eine Art großer hölzerner Lade verfertigt, welche bei Tage unter das Bett meiner zweiten Tante in der Kammer geschoben, abends aber wieder hervorgezogen wurde, und worin ich schlief.

Meine Großmutter war schon nahe an die Siebzig, klein, unansehnlich, aber herzensgut. Sie liebte mich ganz außerordentlich. Sie war sehr fromm, wohl auch etwas knauserig und geschwätzig, aber eine vortreffliche Hauswirtin. Sie trug sich einfach wie eine Bürgersfrau, war aber doch etwas stolz darauf, Eigentümerin von zwei Häusern zu sein.

Meine beiden Tanten, Therese und Katharine, waren beide noch unverehelicht und schon nahe an den Dreißigen. Sie sollen beide in ihrer Jugend sehr schön und besonders in ihrer stets gleichen bürgerlichen Tracht mit Goldhauben sehr reizend anzusehen gewesen sein, auch mancher Bewerber soll sich um ihre Hand gemeldet haben. Sie sprachen noch immer gerne davon und mögen in der Anzahl der Be-

werber, welche sie umgaben, wohl auch etwas über die Schnur gehauen haben.

Ich danke diesen meinen beiden Tanten alles, was ich besitze, und ich ehre ihr Andenken noch jetzt, wo sie schon lange hinübergegangen sind, aber doch muß ich der Wahrheit zur Steuer gestehen, sie waren beide ein Paar alte Jungfern mit allen Schwächen, die diesem stets verspotteten Stande ankleben. Sie waren reizbar, geschwätzig, medisant, sie machten sich immer um einige Jahre jünger als sie waren, suchten an ihrem Körper der Natur nachzuhelfen, wo sie stiefmütterlich für sie bedacht war, und vor allem fanden sie nie ein Ende, wenn sie über etwas zu zanken anfingen.

Auf der andern Seite waren sie aber auch wieder herzlich gut, eben so schnell besänftigt als böse, wenn man ihnen nur ein wenig schmeichelte. Ich habe mich von meiner Kindheit an in die Schwächen anderer fügen können, und diese Schwächen hatte ich auch bei meinen Tanten schnell entdeckt und wußte sie zu meinem Vorteil zu benutzen.

In das Haus meiner Großmutter kamen besonders viele Geistliche. Sie fanden da immer gute Aufnahme und wohl auch Unterhaltung, denn meine Tanten konnten auch sehr lustig sein.

Einer davon war ein ganz ausgezeichneter junger Mann und wurde auch von meiner Großmutter und meinen Tanten vor allen ausgezeichnet.

Er hieß A. W. und mochte damals noch in den Zwanzigen stehen. Er war einer der schönsten und blühendsten jungen Männer, dabei in seinem Benehmen anziehend, gegen Frauen besonders galant. Der Mann hätte ein Abbé in Frankreich sein können. Man nannte ihn in unserm Hause:

„Herr Vetter“ und seine Mutter „Frau Muhme“. Woher sich diese Verwandtschaft leitet, habe ich niemals erfahren können.

Dieser Pater hatte ein ganz besonderes Schicksal. Er war ein vortrefflicher Redner und schon als Kooperator außerordentlich berühmt. So oft er predigte, war die Kirche zum Erdrücken voll, und eine Reihe eigener Equipagen stand vor derselben. Ich selbst mußte mit meiner Tante oft dahin gehen. So viel ich damals verstand, so gefiel mir vor allem sein wohlklingender Ton und seine würdige, ruhige Haltung. Er muß aber auch sehr zum Herzen gesprochen haben, denn meine Tante weinte immer in seiner Predigt.

Mit einem Male gingen wir aber nicht mehr in des Paters A. Predigten und er kam auch nicht mehr zu uns. Ich hörte, daß er bei den Karmelitern in der Leopoldstadt eingesperrt sei und Buße tun müsse, weil er zu frei gepredigt habe. Mit ihm wurden noch zwei andere Geistliche, aber jeder in ein anderes Kloster eingesperrt, desselben Vergehens wegen. Man sagte auch, die Herren hätten miteinander konspiriert und das Volk aufklären wollen. Die Aufklärung war aber damals noch den geistlichen Oberhirten ein Greuel.

Ich wurde nun von meinen Tanten dazu gebraucht, den armen Gefangenen öfters zu besuchen (denn Frauenzimmer durften nicht in das Kloster), mich um sein Befinden zu erkundigen, ihm frische Wäsche, wohl auch Backwerk hinzutragen und dann zu Hause haarklein zu erzählen, wie ich den Armen aussehen gefunden, womit er sich beschäftige, welche Hoffnung er habe, aus seinem Gefängnisse wieder befreit zu werden usw., wobei meine Tanten immer ein Erkleckliches weinten, und ich zum Lohne — besonders

wenn ich es recht kläglich machte – ein Silberstück geschenkt bekam.

Ich weiß nicht mehr, wie lange der gute Pater in seiner Haft schwitzen mußte, aber das weiß ich, daß er ungeachtet dieses Vergehens, oder vielleicht eben deswegen, später, als der Ordensvorstand starb, von seinen Brüdern dazu gewählt wurde und diese Würde bis in seine siebziger Jahre bekleidete. Allein auch bei ihm fand das Sprichwort: honores mutant mores seine Anwendung; er hütete sich wohlweislich, wieder aufklären zu wollen, fand es besser, ein ruhiges und bequemes Leben zu führen, erhielt auch Aemter und Würden vom Staate und wurde endlich sogar gegen das Ende seines Lebens ein strenger Oberherr seiner Mitbrüder. —

Im Jahre 1794 studierte ich die Rhetorik im Universitäts-Gymnasium. Die Rhetorik wurde damals noch vor der Poesie gelehrt, und ich finde das ganz in der Ordnung, denn man muß doch früher in ungebundener Rede sprechen können, bevor man es in gebundener Rede versucht. Mein Professor war ein Piarist, namens Müller, ein tüchtiger Mann, der seine orationes Ciceronis vortrefflich zu kommentieren verstand. Ich war nicht sehr wohl bei ihm gelitten, und zwar hauptsächlich darum, weil ich in der lateinischen Sprache vielleicht einer der Schwächsten meiner Mitschüler war. Aber bald hatte mich ein Versuch hoch in seine Gunst gebracht. Wer kennt nicht die herrliche Rede, welche Cicero gegen Catilina hielt? Es fiel mir nun ein, eine Gegenrede Catilina contra Ciceronem zu machen, und da er uns einmal als Pensum aufgab, irgend eine Rede zu machen, über einen Gegenstand, den wir uns selbst wählen sollten, legte ich ihm diese auf das Katheder. Er las dieselbe, rief mich vor und erteilte mir

vor allen meinen Mitschülern ein Lob und einen Schimpf. Er sprach nämlich folgende Worte zu mir, welche ich mir gut gemerkt habe: Sie haben da etwas geschrieben, was fast ebensoviel lateinische Sprachfehler als Zeilen hat, aber die Gedanken sind gut, und Sie haben ein Talent für Epigramme. — Ich glaube, er hatte nicht ganz Unrecht, denn noch jetzt hat fast jedes meiner Gedichte eine epigrammatische Spitze.

Meine Lebensweise zu jener Zeit war die gewöhnliche eines Knaben von meinem Alter. Des Morgens wurde ich um sieben Uhr geweckt und bekam meinen schlechten Kaffee, mit Eicheln und Cichorien gemischt, dann nahm ich meine Bücher und ging den langen Weg von Mariahilf bis auf die Universität, dort saß ich zwei Stunden im Kollegium, um zehn Uhr wieder nach Hause, wo wir Punkt zwölf Uhr aßen, nachmittags wieder ins Kollegium und nach Hause. Auf diese Art verbrachte ich zwei Stunden des Tages mit Gehen und vier Stunden mit Lernen.

Wie ich die übrige Zeit verbrachte, will ich versuchen zu beschreiben.

In einer Tischlade hatten meine Tanten eine Menge Lieder, welche damals allgemein gesungen wurden. Ich muß gestehen, daß zu jener Zeit schmutzige und frivole Lieder noch nicht Mode waren. Man sang Lieder von den besseren deutschen Dichtern. Hölty, Uz, Gleim, Gellert waren die Lieblingspoeten des Volkes, und nur sehr selten hörte man einen komischen Sang aus einem Singspiel. Das Empfindsame behauptete die Oberhand. Es gab damals eigene Liederverkäufer, welche die gedruckten Lieder zu Hunderten teils an Mauerecken, an Schnüren aufgehängt, zum Verkaufe ausstellten, teils auch in die Häuser trugen und in den Höfen derselben ausschrien. Sie bezeichneten die

Lieder immer nur durch Benennung des ersten Verses. So schrie z. B. eine Liederverkäuferin mit gellender Stimme: Das neue schöne Lied vom „Freut euch des Lebens" um einen Kreuzer!

Die an den Straßenecken ausgehängten Lieder waren auf einem Papier gedruckt, welches nicht viel weniger schwarz war als die abscheulichen Lettern, welche darauf standen. Gewöhnlich waren drei Lieder auf einem halben Bogen.

Die Lieder meiner Tanten waren von der besten Art, und es machte mir immer ein großes Vergnügen, sie zu lesen. Endlich fing ich auch an, mir einige abzuschreiben, nicht etwa um sie zu singen, denn ich habe nie eine Stimme zum Singen gehabt, sondern weil ich schon damals großes Vergnügen an Gedichten fand. Als ich dann mehrere abgeschrieben hatte, wollte ich sie alle haben, und so besitze ich noch jetzt eine Sammlung von mehr als 200 Liedern, welche zu jener Zeit überall gesungen wurden.

Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß ich von meiner Kindheit an einen unwiderstehlichen Hang zum Sammeln besaß. Damals sammelte ich Lieder, später sammelte ich Visitkarten; als Jüngling besaß ich einen Storchenschnabel, mittels dessen ich Porträte, welche ich an der Wand auf Papier, auf welches ich den Schatten des Originals fallen ließ, zeichnete, dann verkleinerte und auf diese Art sammelte.

Später, als ich zu liebeln anfing, sammelte ich Haare von Mädchen, band sie zierlich in kleine Garben, klebte sie auf Papier und schrieb die Namen der holden Geberinnen darunter. Als ich Tabak zu schnupfen anfing, fing ich auch an, Tabakdosen zu sammeln, und diese Sammlung habe ich bis jetzt fortgesetzt, so daß sie zur bedeutenden Anzahl von 1300 Stücken angewachsen ist. Als ich Lust zum Theater

bekam, fing ich an Theaterstücke, Theaterzettel, Theaterschriften, Porträts von Schauspieldichtern und Schauspielern samt ihren Autographen zu sammeln, und habe diese große Sammlung (mehr als 20000 an der Zahl) erst vor mehreren Jahren an die k. k. Hofbibliothek verkauft. Später sammelte ich nebst meinen Dosen getrocknete Pflanzen und besaß auch hiervon schon mehr als 8000 Spezies, welche ich, als ich meinen Landsitz zu Lilienfeld verkaufte, dem botanischen Verein zum Geschenk machte.

Ich bin überhaupt hierin ein ganz eigener Mensch, ich kann nun einmal nichts, gar nichts wegwerfen. Wenn ich ein Streifchen Papier abschneide, so lege ich es in die Tischlade, weil ich denke: Du kannst es doch zu irgend etwas brauchen, und wäre es auch nur zu einem Fidibus. Ich weiß recht wohl, daß alle meine Kisten und Kasten voll unnötigen Zeugs aller Art sind, allein eben jetzt bei der Verfassung meiner Memoiren dient mir manches kleine Zettelchen, mich an etwas zu erinnern, was ich sonst vergessen würde.

Um nach dieser kurzen Ablenkung zu meiner damaligen Lebensbeschäftigung zurückzukehren, so bemerke ich folgendes:

Unter uns wohnte in einem ärmlichen Erdgeschoßzimmer eine arme Spitzenklöpplerin; sie hieß Frau Lenorl. Bei dieser guten Frau brachte ich viele Stunden zu. Sie klöppelte, ich saß neben ihr, und sie erzählte mir Geschichten von Rittern und Zauberern und Geistern, welche mich ganz außerordentlich interessierten. Diese Erzählungen waren manchmal so schauerlich, daß ich, wenn es schon dunkel wurde, stets mit einem heimlichen Grauen von ihr weg und über die Stiege hinauf ging.

Die gute Frau Lenorl hatte auch einen Verwandten, welcher sie mit seiner Frau öfters besuchte, und wenn diese

kamen, so brachten sie auch immer etwas zu essen mit und wir spielten Karten.

Zu dem Spiele hatte ich immer eine große Neigung und auch eine bedeutende Geschicklichkeit darin. Es ist wirklich etwas Sonderbares, aber ich habe immer gefunden, daß der Spielgeist (wenn ich mich so ausdrücken darf) ganz ein aparter Geist ist. Ich habe sehr verständige, ja gelehrte Leute gekannt, welche, obschon sie Lust dazu hatten, doch niemals ein Kartenspiel erlernen konnten, und wieder andere, welche mit Recht als Dummköpfe galten, aber ausgezeichnete Spieler waren.

Alle Abende kam zu meiner Großmutter die Mutter des Pater A., welche wir Frau Mahm (Muhme) nannten. Die beiden alten Frauen spielten miteinander ein Brettspiel, genannt Langen Puff. Ich kann es nicht beschreiben, mit welcher Begierde zu gewinnen die beiden Frauen dieses Spiel spielten, und was war der Einsatz? — Eine Prise Tabak. Sie gaben einander sogar Schimpfnamen; wenn sie recht in die Hitze kamen, nannten sie sich Betrügerinnen, und ich weiß nicht, ob es bei diesem Langen Puff-Spiel nicht zu wirklichen Püffen gekommen wäre, wenn sich meine Tanten nicht in das Mittel gelegt hätten. Diese merkten aber gleich, wenn das Gefecht hitzig werden wollte; denn das gewisse Anzeichen davon war immer, wenn die Haube meiner Großmutter nach der Seite gerückt stand. Die beiden Frauen zerzankten sich oft so, daß die Frau Mahm oft mit der Versicherung fortging, sie wolle nie mehr in unser Haus kommen, dessenungeachtet aber war sie am zweiten Tag schon wieder da, und die Bataille fing von neuem an.

Die Frau Mahm hatte zu ihrer Bedienung ein junges Mädchen, welches sie immer zu uns mitbrachte. Das Mäd-

chen war eine Ungarin, sechzehn Jahre alt, üppig gebaut, und hatte Augenbrauen und Wimpern rabenschwarz und so dicht, daß man sie bezeichnender Augenwald hätte nennen können. Ich habe nie mehr in meinem Leben ähnliche gesehen. Und ihre Augen blitzten durch diese Nacht gleich Sternen.

Wenn nun die beiden Frauen zu spielen begannen und der Abend schön war, so sagten meine Tanten gewöhnlich: Geh und setze dich mit der Eva (so hieß das Mädchen) hinaus auf die Stiege!

O hölzerne Stiege! ich werde dich nie vergessen. Auf deinen Stufen fing ich an, mich an der Seite dieser Eva als Adam zu fühlen. Du warst eine Stiege, auf welcher ich zu vielen süßen Stunden emporstieg. Frage nicht, lieber Leser, was wir da taten. Ich kann dir's nicht sagen, ich weiß es selbst nicht mehr. Wir taten gar nichts, wir fühlten nur beide, daß es noch etwas gäbe, was wir nicht taten. Wir saßen Hand in Hand, wir küßten einander nach Genügen und gaben nur acht, ob sich nicht das Fenster über uns öffne und man uns bemerke. Ja wir waren sogar so pfiffig, manchmal einen kleinen Zwist anzufangen und uns anzustellen, als ob wir einander nicht leiden könnten, sodaß meine Tanten oft zu mir sagten: Mußt gegen die Eva nicht so unhöflich sein, sie ist ja ein liebes, gutes, armes Mädchen. — O meine guten Tanten! Ihr waret, was man sagt, auf dem Holzweg; denn ihr wußtet nicht, wie es auf der Holzstiege zuging!

Viel Vergnügen genoß ich auch in dem Garten, welcher sich bei dem zweiten Hause meiner Großmutter befand. Da kamen immer mehrere Knaben mit mir zusammen und wir spielten „Ritter". Wir hatten uns einen ordentlichen Turnierplatz mit Schranken gemacht, hatten Harnische und Helme

von Pappendeckel, Schwerter und Lanzen von Holz und turnierten da. Drei kleine Mädchen, von denen ich mich nur der einen erinnere, welche die Hausmeisterstochter war, mußten zusehen und die Preise austeilen, welche gewöhnlich in irgend einem Backwerk bestanden, welches mir meine Tanten mitgaben. Am liebsten waren uns dazu runde Scheiben von Lebkuchen, welche wir dann an ein Bändchen und wie eine Medaille um den Hals hingen. Wir nannten einander auch nur mit Namen, wie wir sie damals aus Ritterromanen und Schauspielen kannten, und ich erinnere mich noch, daß ich der Ritter Wendelin von Höllenstein war.

Diese Knabenbelustigung wäre mir aber bald sehr schlecht bekommen. Bei einem Kampf stieß mich mein Gegner mit seiner Lanze so heftig an das Augenlid, daß ich fürchterlich zu schreien anfing. Auf mein Zetergeschrei liefen die Rauchfangkehrergesellen, welche im Hause wohnten, in den Garten, alle Ritter gaben sogleich das Fersengeld, und ich bekam eine fürchterliche Geschwulst am Auge und mußte noch froh sein, daß das Auge selbst unbeschädigt blieb.

Hiermit wurden auch alle Ritterspiele für die Zukunft verboten. —

Im Jahre 1795 trat ich von der Rhetorik in die Poesie. Ich hatte bisher im Gymnasium der Universität studiert; da aber der Professor, welcher da die Poetik lehrte, als ein sehr strenger Mann bekannt war, so trat ich in die Poesie in das Gymnasium bei St. Anna über.

Der dortige Professor hieß Regelsberger und war ein Exjesuit.

Ich muß diesem Manne einen größern Raum in diesen Aufzeichnungen widmen; denn er verdient ihn einerseits ebensosehr wegen seiner Kenntnisse, gepaart mit einer un-

endlichen Herzensgüte, als andererseits wegen seiner Eigentümlichkeiten.

Was seine Kenntnisse betrifft, so war er ein tüchtiger Lateiner und kannte fast alle klassischen lateinischen Dichter auswendig. Alles was sich in der Poesie lehren läßt, das wußte er genau, aber die Poesie selbst war ihm durchaus fremd.

Lächerliche Eigentümlichkeiten hatte der gute Mann viele. Alles was er sprach, sprach er immer halb latein, halb deutsch. So z. B. vor Anfang der Schule gingen die Professoren der verschiedenen Klassen im Gange vor den Schulzimmern miteinander sich besprechend auf und nieder. Wenn wir nun einen tüchtigen Lärmen im Schulzimmer schlugen, so ging plötzlich die Türe auf, Regelsberger sah herein und schrie: Clamant sicut pueri, bis auf'n Gang hört man's hinaus. Familias! schreib er sie auf pro libro nigro! Wenn er mit uns zur Kirche ging und einige lebhaft über die Treppe sprangen, so hielt er ihnen folgenden Sermon: Nu, nu, quid facitis pueri? Was treibt's denn schon wieder, Buben, curritis et saltatis, da lauft's und springt's, cadet aliquis, nacher gletscht aner her, et franget sibi pedem, bricht sich a Haxen et ego habeo responsionem — und ich hätt nachèr d'Verantwortung? Gratias ago, da bedank ich mich schön!

Regelsberger wohnte in einem Zimmer neben dem Schulzimmer. Er hatte einen Hund, welchen er Nevcopos benannt hatte, und einen Famulus, welcher Sandweger hieß. Den letzteren traf ich später als Zisterzienser in Lilienfeld. Eines Tages mag nun Herr Nevcopos zu viel gefressen haben, denn er führte sich sehr ungebührlich auf und legte gerade auf das Katheder etwas aus seinem überfüllten Magen. Als Regelsberger nun das Katheder be-

stieg und die saubere Bescherung gewahr wurde, rief er: He! Sandweger audiat! Was hat er denn dem Nevcopos zu fressen gegeben? Ich? antwortete Sandweger, nichts hab' ich ihm gegeben. So? erwiderte der Professor, aspiciat, was er da hergelegt hat.

Regelsberger schnupfte auf eine sehr komische Art Tabak. Er nahm eine Prise zwischen zwei Finger, stopfte davon immer fort nur ein wenig in die Nase, dann öffnete er die beiden Finger und schnupfte erst den Tabak, der am Daumen, dann jenen, der am Zeigefinger noch kleben geblieben war, bis zum letzten Stäubchen. Auf diese Art brauchte er zu jeder Prise eine Viertelstunde, und wenn die eine geschnupft war, nahm er sogleich wieder eine andere. Man hätte von diesem Manne füglich anstatt: er hat 60 Jahre gelebt, sagen können, er hat 60 Jahre geschnupft.

Er sagte zu allen seinen Schülern „Er". Er rezitierte sehr gerne komische, mitunter auch sogar lasziwe Verse, und kannte kein größeres Vergnügen, als wenn die ganze Schule laut darüber lachte, was wir ihm zu Gefallen auch recht oft taten. Er gab uns auch immer das Signal dazu; denn er lachte stets zuerst selbst.

Wer aus eigenem Fleiße 300 Verse brachte, die er selbst gemacht hatte, der wurde in das Ehrenbuch eingeschrieben, die Verse mochten gut oder schlecht sein. Wer aber durch Unruhe, Schwatzhaftigkeit oder auf andere Art eine Strafe verdient hatte, der mußte 300 Verse aus einem lateinischen Dichter abschreiben. Allmonatlich durfte die ganze Schule einen Mitschüler zur Einzeichnung in das Ehrenbuch wählen. Da machten wir uns gewöhnlich den Spaß, daß wir den Allerschlimmsten wählten.

Wenn Regelsberger recht gut gelaunt war, so sang er in der Schule mit uns lateinische Lieder, wie z. B. das:

Integer vitae
Scelerisque purus
Non eget Mauri
Jaculis nec arcu etc.

Da schrien wir zusammen, daß die Professoren in den anstoßenden Schulzimmern ihr eigenes Wort nicht mehr hörten und es dem Präfekten meldeten, der endlich das Singen untersagte.

Zu gewissen Zeiten durften die Schüler miteinander kein deutsches Wort reden. Zu diesem Ende kursierte eine große, schwere, bleierne Münze. Wer diese besaß, suchte einen andern dazu zu verleiten, deutsch zu reden, und geschah dieses, so gab er ihm die Münze, welche dieser so lange behalten mußte, bis er wieder Gelegenheit fand, sie an einen andern abzutreten.

Der gute Professor Regelsberger hat mir ein Zeugnis mit Eminenz ausgestellt, ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob ich den Vorzug verdient habe; es möchte vielleicht nur darum geschehen sein, weil ich ihm einst, als er mich aufrief und fragte: Castelli! quomodo pingitur Venus? antwortete: Nullus pictor potest pingere Venus.

Wir hatten noch einen zweiten Professor, welcher uns Griechisch lehrte. Er hieß Alter, war auch ein Exjesuit und in dieser Sprache sehr gelehrt, aber zum Professor taugte er durchaus nicht. Er war für alle Studenten ein wahres subjectum foppabile, und das einzige Gefühl, welches er einzuflößen imstande war, war Mitleiden. Er war ein furchtsamer kleiner alter Mann, den ein jeder Knabe einschüchtern konnte.

Ein paar Beispiele werden das zur Genüge beweisen: Wenn er auf dem Katheder einen griechischen Satz analysierte, so fing er mit seiner kläglichen Stimme an: ὅ est nominativus, singularis ab ὁ ἡ το der, die, das. —

Da schrie ein Student: Herr Professor, ich bitte noch einmal, ich habe nichts verstanden, und Alter wiederholte im nämlichen Tone: ὅ est nominativus usw. Hierauf bat wieder ein anderer um Wiederholung und so wohl zehn Male, und Alter wiederholte dasselbe zehn Male mit unsäglicher Geduld.

Bei der Jahresprüfung hatten mehrere Studenten nacheinander dieselbe so schlecht bestanden, daß sie sahen, wie ihnen Alter eine 2 (zweite Klasse) in den Katalog einschrieb. Der, welcher zunächst zur Prüfung kam, versprach ihnen, er wolle ihnen zur ersten Klasse verhelfen. Während er nun geprüft wurde, stieß er das Tintenfaß um, so daß die Tinte über den Katalog floß, und der herzensgute alte Mann, der nicht mehr wußte, was er eingeschrieben, gab allen auf ihr Beteuern, daß sie die Prüfung gut gemacht hätten, die erste Klasse.

Ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß wir alle unter diesem Professor nichts gelernt haben.

Auch mit der Poesie ging es mir nicht viel besser als mit der griechischen Sprache. Das Poetische der Poesie (wenn ich mich so ausdrücken darf) hätte mich wohl angezogen, aber davon war unter Regelsberger keine Rede, und die abstrakten Regeln ekelten mich an. Die Lieder zu Hause in der Lade meiner Tante waren mir viel lieber als alle lateinischen Beispiele aus Virgil und Horaz, welche in den Schulen angeführt wurden.

Es geschah zu jener Zeit, daß ich zum ersten Male in das Theater kam. Meine Tanten nahmen mich mit in das Schauspielhaus, welches damals auf der Wieden im Starhembergischen Freihause bestand.

Man gab ein Lustspiel, von dem ich aber jetzt nicht viel mehr als den Titel weiß. Es hieß: „Der Krug geht

so lange zum Wasser bis er bricht." Dessen erinnere ich mich aber noch recht gut, daß mir alles dabei viel zu natürlich zuging und daß ich glaubte, in der Komödie müßten die Leute ganz anders reden, und was weiß ich alles tun und treiben.

Als ich aber bald hierauf die »Zauberflöte« sah, da ging mir ein neuer Himmel auf, und das Theater fing an, für mich die größte Anziehungskraft zu haben, wie fast für alle jungen Leute.

Ich finde es hier am Orte, meine ersten Schritte auf der theatralischen Laufbahn etwas über die Zeit, von welcher ich jetzt eben spreche, bis zum Jahre 1801 hinaus zu dehnen, um einen klaren Begriff zu geben, wie meine — ich darf sagen Wut für das Theater entstanden ist.

Das höchste Vergnügen, welches ich damals genoß, war, das Theater besuchen zu können. Ich weinte süße Tränen in Schikaneders erbärmlicher »Philippine Welserin«, und konnte mich wälzen vor Lachen in seinen »Lumpen und Fetzen«.

Wenn ich mich nach dem Wunsche meiner Tanten betrug, so erhielt ich bald von dieser, bald von jener einen Silbergroschen, und sagte ich gar meiner Großmutter an einem Sonntage das Evangelium auswendig auf, so wurde ich sogar mit einem Siebener belohnt. Ich kaufte mir dafür kein Naschwerk, ich sparte mir jeden Kreuzer auf, um in das Theater gehen zu können. Da ich aber nie allein gehen durfte, sondern immer einen älteren Studenten mit mir nehmen und für ihn den Eintritt bezahlen mußte, welcher damals im Paradiese auf 7 Kreuzer festgesetzt war, so bedurfte ich der für mich sehr bedeutenden Summe von 14 Kreuzern, um wieder einmal einen glücklichen Abend genießen zu können. Was ich

alles tat, um mir dieses Vergnügen so oft als möglich zu verschaffen, ich kann es nicht beschreiben. Ich lernte alle Evangelien auswendig, ich schrieb einer Köchin in der Nachbarschaft Briefe an ihren Liebsten, ich aß meine Jausenäpfel nicht und verkaufte sie in der Schule, ich lernte sogar das Brettspiel, weil meine Großmutter es gerne spielte, und betrog die gute alte Frau so viel ich konnte, die sich dann freilich nicht wenig wunderte, daß sie mich immer bezahlen mußte und mir nie etwas abgewinnen konnte.

Und alles, alles erhielt die Theaterkasse. Da ich meistens nur an einem Sonntag die Erlaubnis erhielt, ins Theater zu gehen, so war dadurch mein Vergnügen durch die Mühe, womit ich es errang, verdoppelt. Da es an diesem Tage immer sehr voll war, so mußte ich mich schon um drei Uhr nachmittags vor dem Theatertor aufstellen, um einer der ersten beim Aufsperren hinein zu kommen und auf der letzten Galerie einen guten Platz zu erhalten. Ich wurde furchtbar gedrückt, ich litt es mit Freuden, ich mußte drei Glockenstunden sitzen mitten in Qualm und Hitze, durch Knoblauchdünste von den verkauften Selchwürsten geschwängert, allein das war eben meine Lieblingsatmosphäre, denn ich schwelgte schon im Vorhinein in dem Vergnügen, das mich erwartete, und ich sah schon den Vorhang, der das non plus ultra meiner Wünsche verbarg. Die paar Stunden gingen meist in Gesprächen mit meinen Nachbarn dahin, welche immer Theatralisches zum Gegenstande hatten. Der eine wußte, was nächstens für ein neues Stück gegeben werde, ein anderer kannte diesen oder jenen Schauspieler persönlich und erzählte von ihm. Ein Schustergeselle, mit dem ich am öftesten zusammenkam, und den ich auch am meisten beneidete, war so glücklich, für die erste tragische Schauspielerin (sie hieß

Dlle. Wimmer und war später die Gattin der Schauspieldirektoren Liebich und Stöger in Prag) die Schuhe zu verfertigen.

Endlich wurden die Lampen heraufgeschoben, meine Sonne ging auf. Die Musiker kamen einer nach dem andern in das Orchester, die Glücklichen, die täglich da sitzen konnten, und mein Himmel tat sich auf.

Meine Liebe zum Theater wurde, statt gesättigt zu werden, nur immer heißer, und bald wollte ich nicht nur das Theater auf der Wieden allein, sondern alle Theater und alle Stücke sehen.

Mein Vater hatte mir um diese Zeit erlaubt, Musik lernen zu dürfen. Lange konnte ich mich nicht bestimmen, welches Instrument ich lernen wollte; da geschah es, daß ich Bekanntschaft mit einem Manne machte, der bei der zweiten Violine im Orchester des Wiedner Theaters angestellt war und nebenbei auch im Violinspiele Unterricht gab. Er hieß Prügel. Er stellte mir die herrliche Aussicht, daß ich einst imstande sein würde, ihn im Orchester zu substituieren, ja er nahm mich einige Male selbst unentgeltlich mit ins Orchester; und nun hatte ich mich schnell entschlossen, von ihm Violinspielen zu lernen.

Ich war sehr fleißig; denn immer schwebte mir das hohe Glück, im Orchester die zweite Violine mitkratzen zu können, vor Augen, und ich brachte es wirklich nach vierzehn Monaten schon dahin, daß ich bei Schauspielen, wo nur Symphonien aufgeführt wurden, mitspielen konnte. Ich befreundete mich mit allen Geigern im Orchester, und so wurde ich bald der Substitut des einen, bald des andern, so daß ich oft mehrere Tage nacheinander im Orchester saß. Ich kann sagen, daß ich manche Stücke besser auswendig wußte als die Schauspieler.

Es herrschte damals die Gewohnheit, daß sich die Musiker, bevor sie in das Orchester gingen, auf der Bühne versammelten. O lieber Himmel! welche Feder beschreibt mein Entzücken, als ich nun auch auf den Brettern stand, welche für mich nicht nur die Welt bedeuteten, sondern auch meine Welt waren, als ich meine Halbgötter, die Schauspieler, nun ganz in der Nähe betrachten konnte.

Ich hatte an einem Abende Zahnschmerzen, und als ich auf der Bühne stand, und Mademoiselle Constantini den Inspizienten, auf mich deutend, fragte: Wer ist der junge Mensch? da hatte ich mit einem Male vor Entzücken meinen Schmerz verloren.

In der Zauberflöte hab' ich einmal einen Affen dargestellt, und in einem Stücke (ich glaube es war der zweite Teil der »Modesitten«) habe ich mir das Glück nicht nehmen lassen, hinter der Kulisse den allgemeinen Volksschrei mit zu schreien: Ein Ochs ist ausgekommen!

Nach und nach wurde ich im Orchester auch als Substitut bei Opern verwendet. Es gelang mir, den Schauspielern kleine Dienste zu erweisen, dem einen seine zerrissene Rolle abzuschreiben, dem andern etwas in seiner Wohnung zu holen, was er vergessen hatte, dieser Schauspielerin ihren Mantel zu halten, während sie auf die Szene trat, jener sogar das aufgegangene Schuhbändchen zu binden; und so wurde ich mit ihnen immer bekannter und auf der Bühne wohl gelitten. O me ter quaterque beatum!!

Im Starhembergischen Freihause, in dessen Hofe das Theater stand, befand sich auch ein Gasthaus mit einem kleinen Gärtchen, welches die Schauspieler besuchten und wohin auch ich mein bißchen Taschengeld — da ich das Theater jetzt unentgeltlich besuchen durfte — trug. Da

wurde vor und nach der Vorstellung Karten gespielt, gezecht und Spaß getrieben. Ich war von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anekdotenkrämer und war bei solchen Gelegenheiten meistens derjenige, welcher das meiste Spaßige vorzubringen wußte, auch besaß ich immer die Gabe, meinen Scherz kurz zu erzählen, wodurch sich seine Wirkung erhöhte. Spaßmacher sind überall wohl gelitten, und ich wurde so ein wahrer Appendix der Wiedner Schauspielergesellschaft.

Man forderte mich auf, da ich ein so lustiger Vogel sei, zu versuchen, ob ich nicht auch ein komisches Stück schreiben könne. Damals hatte eben Gieseke's travestierter »Aeneas« außerordentliches Glück gemacht, und ich schrieb einen travestierten »König Lear«.

Als ich ihn den Schauspielern in der Bierkneipe vorlas, wurde viel darüber gelacht, und Stegmayer selbst, den ich damals für einen vorzüglichen dramatischen Dichter hielt, übernahm es, die Aufführung des Stückes bei dem Direktor Schikaneder zu bewirken. Wahrhaftig, ich gäbe viel darum, wenn ich dieses erste Machwerk meiner Feder noch besäße. Ich knetete darin alles zusammen, was an Sprichwörtern, Witzfunken und Anekdoten damals von Mund zu Munde ging. Ich möchte solch ein erstes Kindlein eines Jünglings die geistigen Vierziger nennen; denn wie bei den Kindern durch die körperlichen Vierziger sich alle Unreinigkeit, die von der Geburt aus in ihrem Leibe ist, auf die Haut herauszieht, so muß bei den geistigen Vierzigern alles, was der Jüngling gedacht, gelernt und erfahren hat, auf das Papier. Ich weiß noch, daß Monologe in dem Stücke waren, welche drei bis vier Seiten einnahmen; denn ich fand nirgend ein Ende. Wie gemein die Parodie gehalten gewesen sei, schließe ich aus dem, weil

ich mich nur noch zu erinnern weiß, daß mein Lear darum seinen fürchterlichsten Fluch über seine Töchter ausstieß, — weil — o hört es, ihr Musen! — weil sie ihm schon öfters den Stiefelknecht versteckt hatten. Du, o großer Shakespeare, wirst dem verblendeten Jünglinge diese Blasphemie verzeihen, welche er durch nachherige Verehrung deiner Werke wieder gut zu machen suchte.

Ich bin jetzt überzeugt, daß die Parodie gewißlich durchgefallen sein würde, allein damals fühlte ich mich hoch beglückt, als ich vernahm, daß das Stück angenommen und bereits der Zensur übergeben sei. Noch höher aber trug ich das Haupt, als man mir sagte, Schikaneder selbst wolle den Lear spielen. Ich sah mich schon im Geiste herausgerufen und studierte sogar schon auf eine Dankrede. Mit einem Male riß man mir den geträumten Lorbeer vom Haupte, man schnitt mir mitten durch das Herz. Die Zensur hatte meinen travestierten Lear nicht zugelassen. Ich glaube jetzt, daß die Zensur recht hatte, allein wäre ich damals Sultan gewesen, ich hätte allen Zensoren die Köpfe abschneiden und auf dem Theater auf Stangen aufstellen lassen. Vielleicht schreibt sich auch meine Antipathie gegen die Zensur von jener Zeit her.

Obwohl ich nun meine Studien nicht versäumte und bei den Prüfungen immer gute Klassen davontrug, so waren doch alle meine Nebenstunden dem Theater gewidmet; ich las begierig alle Stücke, die ich bekommen konnte, ich sah alle neuen Vorstellungen und fing nun auch an, selbst auf Haustheatern zu spielen. Es glückte mir gleich anfangs, Beifall zu erringen, und ich darf es kühn behaupten, wenn ich zu irgend etwas ein außerordentliches Talent hatte, so war es zum Schauspieler. Ich spielte ernste und komische Alte, und viele noch jetzt lebende Personen werden mir das

Zeugnis geben, daß ich sie in ernsten Rollen ebenso gut zu erschüttern verstand, als ich sie in komischen zu unwiderstehlichem Lachen hinriß. Ich war Mitglied der besten Dilettantengesellschaften, aus welchen die nachher berühmten Schauspieler und Sänger Korn, Moreau, Beyer, Preisinger, Frau Forti, Unger-Sabathier usw. hervorgegangen sind.

Aber sonderbar! Je mehr ich in das eigentliche Wesen der Schauspielerei (ich sage mit Vorsatz nicht Schauspielkunst, weil ich sie mit Hebenstreit für keine Kunst halte) eindrang, desto gleichgültiger wurde ich nach und nach dagegen. Ich sah ein, daß der Schauspieler, der nur vom Beifalle lebt, auch nur nach diesem geize, und ihm alles übrige opfere; daß er nie genug davon habe, allen Beifall allein für sich haben wolle und jeden seiner Kameraden darum beneide. Zudem stellt der Schauspieler ein Bild auf, welches mit seinem Abtreten wieder verschwunden ist. Ich bemerkte die kleinen Ränke, die auch in diesem Stande häufiger sind als in jedem andern. Ich sah ein und lernte dies besonders aus dem blühenden und witzigen Dialoge Kotzebues, daß in dem Schauspieler so oft der Dichter applaudiert wird, und daß jener diesem bei weitem mehr zu danken habe, als dieser jenem; kurz, je mehr ich die glänzende Außenseite der Schauspielerei kennen lernte, desto weniger gefiel mir die innere Wesenheit derselben, und so geschah es nach und nach, daß ich wohl immer noch Belustigung am Theater fand, aber der eigentliche Schauspielerstand seinen Nimbus in meinen Augen ganz verlor, und ich selbst auf einen Antrag, den mir der große Schauspieler Koch machte, sich, wenn ich wollte, für mich um ein Engagement bei dem Hoftheater zu verwenden, zurückweisend antwortete.

Je mehr sich aber meine Liebe für das Schauspielen

selbst verminderte, desto mehr wuchs meine Verehrung für die dramatische Dichtkunst und desto sehnsuchtsvoller drängte es mich, auch etwas für die Bühne zu schreiben.

Zu jener Zeit war es, wo eben Uebersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen besonders gang und gäbe waren. Ein inniger Freund von mir, Joseph Ritter von Seyfried, war bei der Wiedner Bühne als Theaterdichter, sein Bruder Ignaz als Kapellmeister angestellt. Manchmal wenn der erstere schnell die Bearbeitung eines französischen Originals leisten mußte, bat er mich, ihm einzelne Szenen und Arien hinzuzumachen. So war die lateinische Arie des Dorfbaders in der Operette: »Pächter Robert« von mir, und endlich machte ich mich selbst daran, ein von ihm erhaltenes französisches Original zu bearbeiten. Es war dies das Melodrama »Cöline« von Pixerecourt, und dieses Stück erschien im Jahre 1801 unter dem Titel: »Die Mühle am Arpennerfelsen" auf der Bühne und wurde sehr beifällig aufgenommen.

Dies war meine erste dramatische Arbeit, mit allen Ingredienzen gefüllt, welche bei dem Volke Wirkung machen. Eine verfolgte Unschuld, ein greulicher Tyrann, Donner und Blitz, eine Brücke, welche einbricht, ein Stummer usw.

Ich hatte eine große Freude über den glücklichen Ausgang und bedauerte nur, daß ich dem sublimen Werke den Namen des großen Bearbeiters nicht beigesetzt hatte. Ich erhielt dafür das ungeheure Honorar von 30 fl. in Bankozetteln und gab in der Freude meines Herzens den Schauspielern, welche in dem Stücke zu spielen hatten, ein glänzendes Souper, wofür ich dem Gastgeber auf mein Honorar noch 10 fl. darauf zahlen mußte.

Dies ist die wahre Darstellung meiner ersten Schritte auf der theatralischen Laufbahn. Möge sie die Jugend als

eine getreue Schilderung eines alten Mannes hinnehmen, welcher seitdem 199 dramatische Werke: Opern, Sing-, Schau- und Lustspiele geschrieben hat, von denen über 100 wirklich aufgeführt worden sind. Zehn hievon sind mein literarisches Eigentum im vollsten Sinne des Wortes, die übrigen sind Bearbeitungen und Uebersetzungen.

Ausgezischt wurde mir von allen meinen Stücken keines, aber eines — und vielleicht eines der besseren — unter dem Titel: »Die Unsterblichkeit auf der Probe« ausgelacht.

## Drittes Kapitel: Mit vierzehn und fünfzehn Jahren.

Das Studium der Philosophie. — Meine Kollegienfreunde. — Unser literarischer Verein. — Studium der Pädagogik. — Wie ich mein Leben verdiene. — Billiger Lebensunterhalt. — Wiener Bierhäuser. — Bürgerliches Leben. — Im Kaffeehaus. — Schulferien in Weitra. — Der edle Seelsorger. — Ein gespenstisches Abenteuer. — Mein erstes Liebeslied. Meine Liebhabereien. — Ein toller Streich.

Ich habe den Zeiger meiner Memoirenuhr um mehrere Jahre vorgerückt, um eine Totalübersicht meiner theatralischen Laufbahn aufzustellen, ich rücke ihn nun wieder zum Jahre 1796 zurück.

Meine gute, von mir innig geliebte Mutter war gestorben. Ich fühlte ihren Verlust tief, aber meine Tanten verdoppelten ihre Liebe gegen mich und ließen mich so den großen Verlust leichter verschmerzen.

Ich trat im Jahre 1796 in die philosophischen Studien ein. Ein Philosoph im 15. Jahre des Alters, o du mein Himmel! wie soll da die Weltweisheit Eingang finden,

wenn man von der Welt selbst noch gar keinen Begriff hat. Ich begreife überhaupt jetzt noch nicht, wie Philosophie gelehrt und gelernt werden kann, besonders wenn man dazu einen Professor anstellt, wie jener Herr Carpe war, welcher mich sie lehren sollte. Ich ging denn auch in das Kollegium wie die andern, hörte die fremden Worte, womit der Herr Professor herumwarf, an, ließ sie bei einem Ohr hinein- und bei dem andern hinausgehen und suchte nur so viel zu behalten, als ich zur Not brauchte, um bei der Prüfung eine gute Klasse zu erhalten. Nicht wenig bildete ich mir aber darauf ein, daß ich in keine Schule mehr, sondern in ein Kollegium ging, und daß die Professoren selbst mich immer mit Herr anredeten.

Ich hatte mit mehreren meiner Mitschüler Bekanntschaft gemacht; der Sohn eines Arztes in Weitra war von meinen Eltern zu meinen Tanten in Kost und Wohnung gegeben worden, und wir erhielten dasselbe Zimmerchen zu ebener Erde, gerade unter der Wohnung meiner Großmutter, welches früher die Frau Lenorl bewohnte, und so war ich etwas freier geworden. Mehrere Kollegen gesellten sich zu uns, und wir trieben denn auch, was Jünglinge in diesem Alter zu treiben pflegen. Wir kamen zusammen und spielten Karten, wir hatten jeder unsere kleine Liebschaft, wir hingen wohl manchmal auch ein Kollegium an den Nagel, aber wenn die Zeit zur Prüfung kam, so blieben wir immer 8 Tage und Nächte beisammen, repetierten miteinander alle Gegenstände und erhielten daher auch alle gute Studienzeugnisse.

Wir fingen schon an, etwas zu schriftstellern, ja wir bildeten sogar einen literarischen Verein. Ich besitze noch die Eröffnungsrede, welche ich selbst verfaßt und bei der ersten Sitzung gehalten habe. Ich kann mich eines lauten

Gelächters nicht erwehren, wenn ich sie jetzt lese. Mit welchem lächerlichen Stolze sprach ich in hochtrabenden Worten über die segensreichen Folgen, welche dieser herrliche Verein von Männern (zwischen 15 und 18 Jahren) für die Wissenschaft, für den Staat, ja für die ganze Menschheit einst haben werde. Das Einst ist gekommen, und die Männer sind der eine Verwalter, der andere Auditor und alle übrigen in der Dunkelheit gestorben.

In diesem Jahre habe ich auch aus Privatfleiß die Pädagogik gehört, weil ich hoffte, dadurch als geprüfter Lehrer mir durch Unterricht etwas verdienen zu können. Ich machte darin auch solche Fortschritte, daß mir der Direktor der Normalschule, Bauer, welcher zugleich Professor der Pädagogik war, zwei Lektionen zubrachte, deren eine mir monatlich 5 fl., die andere 4 fl. Bankozetteln trug. Täglich eine Stunde unartige Rangen für monatliche 5 fl. lehren ist etwas Entsetzliches, da kommt auf die Stunde 10 kr. Bankozetteln oder 2 kr. Wiener Währung oder nicht ganz 1 kr. Konventionsmünze. Ich freute mich darüber doch außerordentlich, denn ich verdiente mir nun doch schon täglich 18 kr. Bankozetteln und konnte dafür mit meinen Kameraden abends in ein Gasthaus gehen, eine Halbe Bier trinken, Brot und Wurst essen.

Wie wenig man aber auch damals brauchte, um leben zu können, mag folgendes Nachtmahl beweisen, welches ich aus einem im Jahre 1801 von mir geführten Einnahme- und Ausgabeverzeichnis wörtlich abschreibe:

| | |
|---|---|
| 5 Seidl Bier . . . . . . . | 8 kr. |
| Brot . . . . . . . . . . | 1 „ |
| Backfisch . . . . . . . . | 5 „ |
| Zusammen | 14 kr. |

Sage mir noch einer, wir alten Leute sollten die frühere Zeit nicht eine gute nennen!

Es war damals etwas ganz Eigentümliches um ein Wiener Bierhaus. Sie glichen sich alle, allein je kleiner und schmutziger sie waren, desto heimelicher wurden sie uns. In diesen Bierhäusern sah das Gastzimmer wie eine Mördergrube schwarz und räucherig aus. Die Schänke befand sich in demselben. Der Wirt trug ein grünsamtenes Käppchen, war dabei meist in Hemdärmeln und trug ein blauleinenes Vortuch um die Mitte zusammengedreht. Den Kellner mag ich gar nicht beschreiben, es könnte dem Leser ekeln. Ich weiß Zeiten, wo ich ohne eine solche Kneipe gar nicht leben konnte, und selbst bei den Reisen, welche ich später in das Ausland machte, vermißte ich sie ungern.

Eine der Lektionen, welche ich zu geben hatte, war bei einem sogenannten Zagelschneider auf dem Spittelberg. Zagelschneider heißt in Wien der Krämer, welcher alles, was ein Schuster braucht, im kleinen zu verkaufen hat, Leder, Ahlen, Zwirn usw. Bei diesem Zagelschneider nun wurde ich fast alle Sonntage zu Tische geladen, und das war für mich schon ein sehr guter Tag. Da kam ein tüchtiger Indian oder Hase auf den Tisch und guter Wein, und ich haute gewaltig drein.

Das bürgerliche Leben sah damals folgendermaßen aus:

Der Bürger war zufrieden, wenn er mittags seine Suppe, Rindfleisch mit Zugemüse hatte und abends im Wirtshause sein Glas Wein trinken konnte; er rauchte seinen Roten Dreikönigtabak und war nur stolz auf sein Soldatenspiel und auf die Uniform, welche er tragen durfte. Die Bürger bildeten eigene militärische Korps. Da war die bürgerliche Kavallerie, die Artillerie, das zweite Regiment,

das Korps der Dekreter und jenes der bildenden Künstler. Sie sahen alle recht gut aus, am meisten militärisch die Dekreter, und alle Bürgeroffiziere durften sogar goldene Portepees tragen. Früher existierte noch ein Korps, man nannte es: »Die Musterkarte«, weil ihre ganze Uniformierung in einem dreieckigen Hute und einem Säbel am Bandolier bestand und jeder seinen eigenen von den andern verschieden farbigen Rock trug. Bei diesem Korps befanden sich nur die ärmsten Bürger, die sich eine Uniform anzuschaffen nicht imstande waren. Es war aber wirklich ein schöner Anblick, die Bürgerkorps aufziehen und bei festlichen Gelegenheiten Spalier machen zu sehen. In den Jahren 1805 und 1809 haben sich diese Bürgermilizen wirklich ausgezeichnet, bei dem Einmarsch der Franzosen alle Wachtposten bezogen und Ruhe und Ordnung in der Stadt erhalten, und ich habe nie recht begreifen können, wie das zu jener Zeit erschienene Theaterstück: „Die Bürger in Wien" von Bäuerle eben hier so außerordentlichen Beifall erhalten konnte, da es eigentlich ein Pasquill auf das damalige militärische Treiben der Bürger ist und in der Person des Parapluiemachers Staberl einen Wiener Bürger als den dümmsten Menschen zeichnet. In einem andern Lande würden Verfasser und Schauspieler mit faulen Aepfeln beworfen worden sein, wenn sie Aehnliches gewagt hätten.

Wollen wir einmal sehen, wie das Leben eines solchen Wiener Bürgers beschaffen war? Er stand um 5 Uhr des Morgens auf und ging an sein Handwerk. Um 10 Uhr wurde er dann freilich schon etwas durstig und labte sich mit einer Halbe Bier, oder einem Seidel Wein samt einem tüchtigen Stück Hausbrot. Punkt 12 Uhr mußte das Mittagsmahl aufgetragen sein, welches er an *einem* Tische mit seinen Gesellen einnahm. Die Lehrjungen bekamen gewöhn-

lich den Abhub. Vor und nach dem Essen wurde gebetet, das versteht sich; denn die Wiener Bürger waren damals fromm. Nachmittags rauchte er sein Pfeifchen und schlief dabei wohl auch ein halbes Stündchen in seinem gepolsterten Schlafsessel, dann ging's aber wieder an die Arbeit, welche bis zum Abend fortgesetzt wurde. Jetzt aber wurde das Vortuch abgenommen, die Perücke aufgesetzt, ein Kapot angezogen und in das Wirtshaus gewandert, wo bei einem eigenen Tische die bekannten Stammgäste täglich zusammen kamen; da wurde nun ein Rostbraten, ein Paar Selchwürste oder sonst eine derbe Speise gegessen, und dazu ein paar Halbe Bier oder eine Halbe Wein getrunken, dazu trapliert, ein Kartenspiel, wobei die Karten so groß sind, daß man damit recht in den Tisch hineinschlagen kann, oder wohl auch etwas politisiert.

Das Politisieren war aber dazumal ein ganz anderes als heutzutage, dabei zeigte sich der sogenannte Wiener Stockpatriotismus in seiner ganzen Größe. Während man jetzt an allem, was in unserem lieben Oesterreich geschieht, etwas auszustellen weiß, möchte ich niemandem geraten haben, auch das Unsinnigste, was geschah, nicht gut zu finden, und wenn man mit einer Neuerung nicht ganz zufrieden war, so schob man die Schuld auf die Minister; der Kaiser war in aller Augen unfehlbar. Er konnte nichts dafür, wenn irgend etwas Schlimmes geschah, aber alles Gute kam einzig und allein von ihm.

Das war nun das gewöhnliche, ordnungsmäßige Leben eines Wiener Bürgers; wenn er aber einmal über die Schnur haute, so führte er im Sommer an einem Sonntage sein Weib und seine Kinder in den Prater, aß dort mit ihnen beim wilden Mann oder beim Papperl für einen Gulden Bankozettel 12 Speisen, ließ nachmittags seine

Kinder im Ringelspiel fahren, zeigte ihnen das Marionettenspiel, und die ganze Familie versäumte nie, sich auf der in einer Bude befindlichen Wage wägen zu lassen und sich recht herzlich zu freuen, wenn eines oder das andere seit dem vorigen Jahre um ein halbes Pfund schwerer geworden war.

Dann wandern sie langsam und seelenvergnügt nach Hause, der Mann trägt das kleinste Kind und die Frau seinen Stock und seine Perücke. —

Auf dem Spittelberg war auch ein Kaffeehaus, in welchem ich und meine Kameraden viele Stunden zubrachten, welche wir im Kollegio hätten zubringen sollen, und wohin wir viele Groschen trugen, welche wir besser hätten verwenden sollen. Ich weiß mich zu erinnern, daß ich eine ungeheure Freude hatte, wenn ich eine Stunde Billard spielen konnte, und weil ich mehr Partien gewonnen hatte als meine Gegner, dafür kein Billardgeld bezahlen durfte; daß ich aber auch ein paar Tage in Verzweiflung herumging, weil ich dem Cafetier einen Gulden schuldig war und nicht wußte, wie ich ihn bezahlen sollte. Da kam zum Glücke der Weihnachtsabend, und ich gewann meiner guten Großmutter und meinen beiden Tanten — freilich durch nicht ganz ehrliches Spiel — so viele Nüsse ab, welche ich ihnen dann wieder verkaufte, daß ich meine große Schuld tilgen konnte.

Die Schulferien brachte ich alljährlich zu Weitra bei meinen Eltern zu. Das war immer ein wahres Seelengaudium. Nichts lernen, bei den Herren Pfarrern der Umgegend schmausen, im Freien herumspektakeln. Man kann wohl denken, daß es mir immer Tränen kostete, wenn die Ferien zu Ende waren und ich wieder in mein Schuljoch nach Wien herab mußte.

Weitra beherbergte in der Ferienzeit immer mehrere Studenten, und da gab es denn immer Kameraden genug.

Ich muß bei dieser Gelegenheit wieder des alten Freundes meiner Familie und meines ersten Lehrers Leopold Föderl erwähnen, welcher jetzt Pfarrer in Weitra war.

Es wird wenige Geistliche geben, welche mit so vielen Kenntnissen so ein feines Benehmen verbinden, als dieser Mann; es wird auch wenige Seelsorger geben, welche in ihrem Pfarrbezirke so viel Gutes üben, als er. Seine Pfarre war sehr einträglich, er verwendete aber alles für dieselbe. Er baute den Pfarrhof ganz neu auf, er erbaute eine Schießstätte und gründete eine Schützengesellschaft und eine Musikkapelle; er selbst war ein vortrefflicher Violinspieler und ließ bei sich öfters Quartette aufführen. Er gab den Landleuten Anleitungen und Rat in Wirtschaftsangelegenheiten, vor allem aber danken ihm noch jetzt viele Männer, welche in Ansehen und Würden stehen, ihre ganze bessere Existenz. Und wie dankte ihm seine Pfarrgemeinde diese vielen Wohltaten? Da der gute Mann neben dem, daß er Pfarrer war, sich auch erkühnte, Mensch sein zu wollen, und eine Frau im Städtchen öfters besuchte, so führten sie Klage über ihn bei dem Bischofe; er wurde auf eine weniger einträgliche Pfarre versetzt, und nachdem er sich da aus Gram dem Trunke ergeben hatte, starb er im Elend.

Die Vakanzen, welche ich in Weitra zubrachte, waren die herrlichsten Tage meines ganzen Lebens. Während meine gute Mutter noch lebte, kochte sie mir täglich meine Lieblingsspeisen, ich durfte auf einem kleinen Pferdchen reiten, im Garten meines Vaters und in jenem des Pfarrers mich herumtummeln und Obst nach Belieben essen. Ich besaß ein Schattenspiel, welches ich öfters aufführte und

dazu die Kinder der Bürger einlud. Ich bildete mir schon damals nicht wenig auf den Unsinn ein, den ich meine Figuren sprechen ließ, und als mich einmal selbst die Kinder des Gutsbesitzers, die jungen Landgrafen von Fürstenberg, würdigten, mein Schattenspiel anzusehen, da hätte ich mit dem berühmtesten Schauspieler nicht getauscht. —

Ich erinnere mich eines gespenstischen Abenteuers, welches mir — ich weiß nicht mehr in welchem Jahre — begegnete und welches mir damals großen Schrecken einjagte.

Da mehrere junge Leute aus Weitra in Wien studierten, so fuhren wir gewöhnlich zur Ferienzeit alle miteinander mit einem Fuhrmann nach Hause, bei dem wir auf Kisten und Ballen saßen und vier Tage zu einem Wege brauchten, den man mit einem leichten Wagen leicht in anderthalb Tagen macht.

Einmal im Herbste nun war ich mit meinen Prüfungen früher fertig geworden als meine Kameraden, hatte gute Zeugnisse erhalten und mir von meinem kleinen Verdienste 2 fl. (sage zwei Gulden) erspart. Da kam es mir nun zu Sinne, ich wolle diesmal nicht warten, bis mir mein Vater Geld zur Reise schickte, sondern zu Fuß nach Weitra wandern und ihn überraschen. Ich dachte, mehr als die große Summe von 2 fl. würde ich nicht brauchen, nahm etwas Wäsche in einen Bündel, den ich an einem Stock über der Achsel trug und machte mich mutig auf den Weg.

Bewegung macht Appetit. Am ersten Tage hatte ich schon die Hälfte meiner Barschaft, am zweiten die andere Hälfte verzehrt, so daß ich am dritten nur mehr vier Kreuzer in der Tasche hatte, als ich nachmittags aus einem Dörfchen auswanderte, von welchem ich noch wenigstens 15 Stunden bis nach Hause zu gehen hatte.

Ich trillerte zwar die Arie: „Welche Lust gewährt das Reisen", allein im Magen war mir alles flau und der Gedanke: welche mitleidige Seele mir wohl heute ein Nachtlager umsonst geben würde, ängstigte mich, als ich nicht ferne von mir an einem Bache eine einsame Mühle stehen sah, deren Räder lustig klapperten. Das Wohnhaus hatte etwas Unheimliches. Die Wände sahen schwarz und düster aus, die unteren Fenster waren mit starken Eisengittern verwahrt und zwei Fenster im ersten Stock mit Brettern vernagelt. Rund um Haus und Mühle hoben sich schwarze Fichten in die Höhe, und beiläufig 200 Schritte hinter der Mühle blinkte im Mondenstrahle auf einem Hügel ein halb verfallener Galgen.

Der Weg führte mich hart an der Mühle vorüber, und ich sah eine alte Frau vor derselben sitzen, welche eben beschäftigt war, Erbsenschoten auszulösen. Ich bot ihr einen guten Abend, und sie erwiderte ihn freundlich. Da trat ich näher, setzte mich zu ihr, und es entspann sich ein Gespräch zwischen uns, worin ich ihr meine Not klagte, daß ich ein Student sei, der nicht wisse, wohin er heute nacht sein müdes Haupt legen werde. Ich nahm meinen ganzen sentimentalen Ton zu Hilfe und erweichte die gute Alte so sehr, daß sie mir freiwillig eine Lagerstelle bei sich anbot.

Wer war froher als ich? Wir gingen ins Haus. Der Sohn der Alten, der Müller, war eben ins nächste Städtchen gefahren und wurde erst morgen zurückerwartet. Die Alte machte Feuer, kochte eine warme Suppe und Kartoffeln, und wir setzten uns dann zusammen und verzehrten das freundlich Gegebene mit großem Appetit. Ein Krug vortrefflichen Bieres schmeckte mir herrlich. Während des Essens sprachen wir von diesem und jenem, und die Alte sagte mir, ich müßte in der hinteren Stube schlafen; es

ginge freilich die Rede, es sei darin nicht recht geheuer, weil den vorigen Müller, der ein reicher Geizhals gewesen sei, in dieser Stube der Schlag getroffen habe, aber das sei nicht wahr, sie sei zu allen Stunden des Tages und der Nacht in der Stube gewesen und habe nie etwas Verdächtiges gesehen oder gehört.

Bei diesen Worten stellte ich den Bierkrug, den ich eben zum Munde bringen wollte, nieder, und ich glaubte fast, mein Gesicht habe sich etwas verlängert, aber ich nahm mich recht zusammen, und als die Alte hinzusetzte, es stehe ein vortreffliches Bett oben, und wer reinen Herzens sei, habe nirgend etwas zu fürchten, überredete ich mich, daß ich wirklich reinen Herzens sei und fügte mich in die Notwendigkeit.

Um 9 Uhr nahm meine freundliche Wirtin das Licht und leuchtete mir in meine Schlafkammer. Wir gingen auf schmalen Brettern durch die Mühle, dann über einen langen Gang, an dessen Ende sich das Gemach befand. Es war klein, hatte weiße Wände und ein Fenster. Die Alte wünschte mir gute Nacht und ging.

Da stand ich nun, und die Worte der Wirtin beim Abendmahl fielen mir wieder bei. Ich durchsuchte mein Zimmerchen, sah zuerst unter das Bett, dann öffnete ich das Fenster, welches ich mit einem starken Eisengitter versehen fand, aber gleich wieder samt dem Fensterladen schloß, da mir der vorerwähnte Galgen im hellen Mondenlicht entgegenleuchtete, riegelte dann die Türe sorgfältig zu, legte meinen Stock neben das Bett auf einen Stuhl, entkleidete mich, stieg vermittels des Stuhles in das außerordentlich hohe Bett, in welches ich wie in frischen Schnee tief hineinfiel, löschte das Licht aus, zog die Tuchet (so nennt man bei uns das mit Federn gefüllte Ueberbett)

mit großer Mühe hinauf, denn sie war entsetzlich schwer, und drückte die Augen zu.

Schon hatte der Schlummer angefangen seine milden Flügel über mich zu breiten, als mich plötzlich ein Gerassel, jenem ähnlich, welches entstehen würde, wenn die Kette einer Turmuhr abliefe, und hierauf ein starker Schlag wieder erweckte; zu gleicher Zeit wurde mir die Tuchet vom Leibe hinabgezogen.

Ich riß die Augen auf und starrte in die Nacht, ich horchte, und alles war stille. Da griff ich an das untere Ende des Bettes, um zu fühlen, wo denn meine Tuchet sei, ich erfaßte einen Zipfel davon und zog sie mit noch größerer Anstrengung als das erstemal hinauf; es war gerade so, als ob sie unten jemand hielte. Kaum war ich einige Minuten so gelegen und ließ die Tuchet aus, um die Arme darunter zu stecken, als sich dasselbe Gerassel, derselbe Schlag und das Wegziehen der Tuchet wiederholten, und gleich darauf war wieder alles still.

Nun fing mir an bange zu werden, große Schweißtropfen standen mir auf der Stirne, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Noch einmal zog ich in der größten Angst die Tuchet zu mir herauf und hielt sie fest, erwartend, ob man mir sie noch einmal entziehen würde; ich fühlte wohl, daß am untern Ende eine Gegengewalt sie ebenfalls festhielt. Da zog ich die Füße, so viel ich konnte, herauf und blieb in dieser unbequemen Stellung liegen, bis der Schlummer aufs neue mich überwältigte, ich die Tuchet etwas los ließ und sich das vorige gräßliche Spiel zum dritten Male erneuerte.

Nun — ich kann es nicht leugnen — fingen einige Härchen auf meinem Kopfe an, sich emporzusträuben, ich faßte meinen Stock, sprang mit beiden Füßen aus dem Bette,

riegelte die Tür auf, stürzte über den Gang, durch die Mühle, wo mich ein Engel geleitete, daß ich in der Finsternis auf den schmalen Brettern keinen Fehltritt tat, von da in den Hof und schrie nun aus Leibeskräften um Licht.

Da öffnete die Alte das Fenster, fragte, was mir geschehen sei, und als ich ihr mein Abenteuer erzählte, weckte sie zwei Mühlknechte, und mit einer Laterne kehrten wir in meine Schlafstube zurück.

Was sahen wir?

Zu den Füßen meines Bettes stand eine große eiserne Kassetruhe, welche noch dem vorigen Müller gehört und worin er seinen Mammon verschlossen hatte. Meine Tuchet hatte sich mit einem Zipfel in den Ring, bei welchem man den Deckel anfaßte, um ihn aufzuheben, verwickelt; so oft ich sie nun zu mir emporzog, öffnete ich zugleich den schweren Deckel der Truhe, der dann, sobald ich die Tuchet wieder losließ, seines Räderwerkes wegen mit Gerassel und einem Schlage zufiel und mir natürlicherweise das Federbett wieder entzog.

Ich wurde von der Alten und den Mühlknechten ausgelacht, konnte aber nicht selber mitlachen, da mir der Schrecken noch alle Glieder lähmte, doch verschlief ich ihn wieder bis zum nächsten Morgen. —

Später, als meine Mutter gestorben war, veränderten sich mit meinen Jahren auch meine Ferienvergnügungen. Es befand sich damals ein Schullehrer in Weitra, namens Winter, ein vortrefflicher Musiker und ein sehr freundlicher, lebenslustiger Mann, ein wahrer Mäcenas der Studenten. Bei diesem kamen wir täglich zusammen, es wurde musiziert, getanzt, Lieder gesungen, Spiele gespielt, mitunter Pfänderspiele, da auch Mädchen hinkamen, und so vergingen die Ferienwochen in einem fortwährenden Taumel.

Damals war es, wo ich mein erstes Liebesgedicht machte, welches ich von der Frau Schullehrerin in einen Mohnknödel einbacken und meiner Geliebten überreichen ließ. Es war daher auch ungeheuer süß und verfehlte seine Wirkung nicht.

Ich unterschied mich damals von meinen Kameraden dadurch, daß ich kein Liebhaber vom Jagen, Reiten, Vögelfangen und Fischen war, was mir während der Vakanzen zu tun erlaubt gewesen wäre. Vor dem Jagen schauderte mir, weil ich schon damals die Tiere liebte und diese Liebe das Vergnügen, loszuschießen und zu treffen, weit überwog. Der Fischfang war mir zu langweilig; denn ich sah meine Kameraden oft stundenlang sitzen und dann einen Gründling herausziehen. Zum Vögelfangen war ich zu bequem; denn im Herbste um 4 Uhr morgens aufstehen und im kalten Nebel hinausgehen ins Feld, mit armen, grausam geblendeten Finken die Vögel locken und ihnen die Köpfchen umdrehen, das konnte ich nicht einmal sehen, viel weniger mitmachen.

Ich unterhielt mich zu jener Zeit am liebsten mit Porträtieren. Ein anderer Student lehrte mich nämlich, das Gesicht von Personen auf einen Bogen Papier, worauf das Licht den Schatten werfen mußte, abzuzeichnen und dann mittels eines Storchenschnabels zu verkleinern. Auf diese Art porträtierte ich alle, die wollten, sowohl für sie, als für mich, und besitze jetzt noch einige hundert solcher Porträts, welche ich mit Vergnügen ansehe und die mich an Bekannte jener Zeit erinnern, von denen nur mehr sehr wenige noch leben.

Auch fing ich schon an, etwas zu schriftstellern. Bei jeder Hochzeit, Taufe, bei jedem Namens- und Geburtsfeste war ich schon ein fixfingeriger Poet, und die Knittelreime standen mir jederzeit zu Gebote. Auch war ich darin

sehr glücklich, in einer lustigen Gesellschaft trotz Lärmen und Schreien ein Gedicht aus dem Stegreife, ja auch sogar auf gegebene Endreime niederzuschreiben. —

Unter den jungen Leuten, welche mit mir jene glückliche Zeit verlebten, wo man alles rosenfarben sieht, war auch einer, den wir zum Stichblatte all unserer Scherze machten. Er war, was man einen guten Kerl nennt, und das ist eigentlich das beste und einzige Lob, was man ihm geben kann. Er war einfach und einfältig und unwissend. Die Natur hatte ihn mit einem Rücken erschaffen, um Lasten zu tragen, er aber hatte sich mit all seiner Schwere auf die Literatur gelegt und war — Kommis in einer Buchhandlung geworden. Was sein Physisches betrifft, so hatte er, außer jenem großen Rücken, einen großen Kopf, große Augen, eine große Nase, große Lippen, alles dieses mit großen Pockennarben durchlöchert. Mit allem diesem kann man ein sehr braver Mensch und ein brauchbarer Buchhandlungskommis sein. Das war er auch, denn sein Prinzipal rühmte von ihm, daß er es aus der Kunst verstehe, die bei ihm verlegten, aber leider verlegenen Bücher an den Mann zu bringen; aber unser Mann besaß dabei auch eine ziemliche Portion Eigenliebe und eine dito Anmaßung, welche zu dem Bilde, das ich eben von ihm entworfen habe, nicht paßten. Er hielt sich für den Gegenstand der verliebten Blicke und Wünsche aller Mädchen, und wenn er uns seine verliebten Abenteuer erzählte, so nannte er sich selbst einen Schmetterling; jetzt bitte ich um des Himmels willen sich einen solchen Schmetterling zu denken!

Seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß unser Kamerad, den ich Kurz nennen will, auf ein kleines, junges, liebliches Bäckermädchen, welche immer im Laden ihres Vaters saß und Brot verkaufte, seine verliebten Blicke schoß

und Seufzer ausstöhnte gleich Zehnpfündern. Da dies mehrere Tage dauerte, so beschlossen wir, uns auf Kosten unseres verliebten Gecken zu unterhalten, und wir kamen überein, ihm in Nettchens Namen (so hieß die Mehlerzeugte) ein Briefchen zu schreiben.

Ich übernahm die Korrespondenz, und noch an demselben Mittag brachte der Briefträger Kurzen ein Billettchen auf rosenrotem Papier und mit den gehörigen orthographischen Fehlern ausgestattet, um die Sache ganz wahrscheinlich zu machen, folgenden Inhaltes:

„Wollgeborner Herr!

Ich bemurke, daß sie mich immer so keck anschauen und das ist nicht schön von ihnen. Sie wollen mich combromidiren — o Mansbilder! was seid ihr für Innsekten! Ich bitte sie Herr von Kurz treiben sie das Anschauen nicht länger so fort, denn ich halt's nicht aus.

Nette."

„N. S. Wenn sie mich beantworten wollen, so schicken sie den Prif nicht in den Laden sondern schreiben sie mir bost reh stante, ich werde schon hinschicken danach."

Ich kann Kurzens Gesicht nicht beschreiben, als er diesen Brief erhielt. Er bekam ihn um 2 Uhr und las ihn noch um 7 Uhr abends. Wie wir wohl vermuteten, so fanden wir schon am folgenden Morgen eine Antwort auf der Post, womit ich meine Leser verschonen will, da sie volle vier Seiten hatte.

Nun folgte ein neuer Brief Nettchens, in welchem

das schüchterne Kind nicht die Kraft hatte, sich über alles das, was ihr der liebenswürdige Bösewicht gesagt hatte, böse zu zeigen, aber in welchem sie ihre bescheidenen Zweifel über die Treue des glücklichen Kommis ausdrückt. In einem Postskriptum, wie bei dem ersten Brief, wird um Frankierung der Briefe ersucht; die Korrespondenz konnte sich verlängern, und es war natürlich, daß er die Kosten davon bezahle.

Nichts war nun komischer als Kurz, wenn er vor Nettchens Laden vorüberging und im Selbstgefühl seines Sieges Blicke des Einverständnisses auf das Mädchen warf und telegraphische Zeichen seiner Liebe gab, indessen jene gar nicht darauf achtete, oder wenn sie es zufällig bemerkte, sich umwendete, um recht herzlich zu lachen.

In der Freude seines Herzens konnte Kurz sein neues Abenteuer nicht bei sich behalten, der Glückliche will sich mitteilen. Er erzählte uns also alles und machte uns auch zu Vertrauten des ganzen Ganges.

Um uns etwas für die Mühe schadlos zu halten, welche uns Nettchens Briefe verursachten, glaubten wir, es sei billig, daß uns der glückliche Kurz einmal ein recht gutes Mittagsmahl bezahle, und kamen durch folgende List dazu.

Eines Tages, als er uns den letzten Brief Nettchens zeigte, sagte ich kopfschüttelnd zu ihm: Lieber Kurz, ich weiß nicht, aber der Stil deiner Geliebten kommt mir in diesem Briefe weniger zärtlich vor als in den vorhergehenden.

Ach! was fällt dir ein? antwortete er lächelnd und las uns den Brief noch einmal vor, indem er auf jedes Wort einen eigenen Nachdruck legte.

Ach ja, fuhr ich fort, gewiß, es ist nicht mehr dasselbe Feuer, nicht mehr jene Leidenschaftlichkeit, welche beim

Anfange Euerer Korrespondenz aus jeder Zeile sprach. Ich meine, Kurz, deine Geliebte wird kälter.

Nichts wird sie kälter, heftiger wird sie, schrie Kurz.

Höre mich, versetzte ich, nach diesem letzten Briefe geh' ich mit dir eine Wette ein, daß sie dir drei Tage nicht schreibt.

So? Recht! Was soll's gelten?

Ein Mittagsmahl für uns fünf.

Gut, es gilt, und er schlug ein.

Es ist heute Mittwoch, und jetzt 10 Uhr. Wenn du Sonnabend um dieselbe Stunde keinen Brief von Nettchen empfangen hast, so sind wir Sonntag deine Gäste, im entgegengesetzten Falle du der unsrige.

Recht! Ich fange schon heute an mich auszuhungern.

Es geschah, wie es nicht anders geschehen konnte. Die zehnte Stunde schlug am folgenden Sonnabende, ohne daß Kurz einen Brief erhalten hätte. Ich hatte einen um 10 Uhr auf die Post gegeben, damit er ihn erst um 11 Uhr erhielt; die Wette war verloren, und wir bemerkten, daß Kurz diesen Brief Nettchens nicht mit derselben Freude empfing.

Der Monat Februar kam heran und mit ihm die Lustbarkeit des Faschings. Dies war eine gute Gelegenheit, einmal eine Abwechslung in die Eintönigkeit der Mystifikation zu bringen, welche auch uns schon ermüdete.

Ein Brief Nettchens benachrichtigt Kurz, daß sie Sonntags auf die Redoute gehen wird. „Ich werde," sagt das Billett, „als Milchmädchen erscheinen, und wünsche, daß auch Sie in der Maskera (Maske) kommen. Setzen Sie eine rote Barrocke auf und nehmen Sie wenigstens eine falsche Nase mit einem großen Schnurrbart, damit wir uns erkennen."

Kurz zeigte uns diesen Brief nicht, er fürchtete vermutlich, wir würden alle auf den Ball gehen und ihn stören. Unter unsern Freunden war auch ein Jüngling von zartem und schlankem Bau und mädchenhafter Gestalt, wir nannten ihn nur immer den Eduard. Der mußte seine Taille durch ein Schnürleibchen noch verschmälern, atlassene Schuhe anziehen, den Kopf mit Seidenlocken schmücken, das bezeichnete Milchmädchenkostüm anziehen und als Nettchen auf der Redoute erscheinen.

Kurz war schon da und stieg in einem ganz neuen Anzuge gravitätisch im Saale herum, er trug hochgelbe Handschuhe, eine Nase, wenigstens eine halbe Elle lang, und eine Perücke, die dem ersten Bürgermeister gut gestanden hätte. Unser Eduard — wie er uns dann erzählte — nahm seinen Arm, und ein zärtlicher Druck dankte ihm für sein pünktliches Erscheinen.

Um die Rolle eines schönen Mädchens ganz zu spielen, hatte Eduard die ganze Nacht Launen und Grillen. Er begehrte Eis, Orgeade, Punsch, Orangen, Zuckerwerk und ließ endlich nicht undeutlich vernehmen, daß ihm im Speisesaal ein Fasanchen gar lieblich in das Näschen gerochen habe, und daß der Champagner eigentlich der wahre Damenwein sei. Der Verliebte wurde zudringlich und wollte mit Gewalt, daß Eduard seine Maske wenigstens beim Essen abnehme, allein Eduard tat es natürlich nicht und schluckte doch unter einem kleinen Taftvorhängelchen ein Erkleckliches in sich.

Am Morgen nach dem Balle kam wieder ein Billett von Nettchen. Nachdem Kurz zwanzigmal seine Lippen darauf gedrückt hatte, las er es uns vor.

„Mein deuerster Freind," schrieb man, „ich bin seit gestern nicht mehr die nempliche selbe, ich weis nicht was

in mir vorgeht, aber sie wissen es lippenswürdiger Bösewicht."

Hier küßte der Leser den Brief zärtlich und fuhr fort:

„Ich habe eine Bitte an sie zu tun. Ich will mir ein Braselett von Haaren machen lassen, und die Haare sollen die deinigen sein, du Entsetzlicher. Schicke mir sie so bald und lang als möglich, denn ein Braselett frißt viel."

Dieser letzte naive Ausdruck entzückte Kurz, und begeistert rief er aus: Ist das ein Mädchen!

Was wirst du tun? fragte ich ihn.

Was ich tun werde? ist das eine Frage! Ich werde der Himmlischen Haare senden, so viel sie will.

Aber du hast so wenig und trägst sie so kurz.

Einerlei, ich opfere ihr alle mit der Wurzel, und sollte ich eine Perücke tragen — und er stürzte fort.

Eine halbe Stunde nachher sahen wir ihn wieder auf der Straße. Sein Hut war bis zu den Augen in den Kopf gedrückt und er hatte ein weißes Papier in der Hand, welches etwas Wichtiges vorsichtig einzuschließen schien, denn die vier Ecken waren aufgebogen und mittels einer Stecknadel zusammengeheftet. Er tritt in den Bäckerladen, in welchem sich Nettchen soeben allein befand, legt sein kostbares Paket vor ihr nieder, wirft ihr eine Kußhand zu, und entfernt sich wieder, indem er sich gerade gegenüber an den Eckstein stellt, um die Wirkung seines Geschenkes zu beobachten.

Wir saßen gerade hinter ihm an einem Fenster des Kaffeehauses und hatten Mühe, das Lachen zurückzuhalten. Nettchen blieb anfangs starr stehen, ohne zu begreifen, wie sie das Benehmen des Fremden deuten sollte. Endlich entschloß sie sich, das Papier zu öffnen, und als sie den In-

halt sah, machte sie eine Gebärde des Ekels, nahm Papier und Inhalt und warf es in den Kehricht, der im Hintergrunde des Ladens lag. Kurz sah dieses kaum, als er zornentflammt in den Laden stürzte, seinen Kopfschmuck aus dem Kehricht zog, mit dem Hut, den er bisher auf dem Kopfe behalten hatte, wütend auf Brot und Semmeln schlug, und dann wieder herausstürzte. Wir konnten uns eines hellauten Gelächters nicht mehr enthalten, als wir den rasierten Kopf sahen, und der Arme bemerkte nun erst, daß er bei der ganzen Szene Zuschauer gehabt habe.

Am Abend kam der Postbote und brachte wieder ein Brieschen. Kurz stürzt darauf und liest:

„Kecker, aber doch immer gelippter Mann!

„Was haben sie gethan? Bei helllichten Tag bringen sie mir ihre schenen Haare, und legen sie mir auf die Budel hin, so daß es mein Vater, der hinten war, hätte sehen können. Sie wollen also ihre Nette da forsch unglücklich machen? Ich mußte sie in diesem Augenblicke wegschmeißen, aber ich wußte wohl, daß sie sie wieder aufklauben werden. Behalten sie mir die lieben Haare gut auf oder noch besser, lassen sie mir selbst Braseten daraus machen, das Band, welches ich ihnen schicke, enthält meine Weite.

„Sie sehen was ich Alles für Sie thu, und ich hoffe, ich werde es nicht bereien müssen. Ich denk sie werden röthliche Absichten haben. Ich habe mit meinem Vater geredt. Er war nicht bös und läßt sie auf künftigen Sonntag zum Essen einladen. Kommen sie gewiß und zu rechter Zeit, daß in der Kuchel nichts anbrennt, zu ihrer

Nette.“

Ich muß Kurzen zur Ehre nachsagen, die „rötlichen Absichten" und das Hindeuten derselben auf eine ernstliche Verbindung machten ihm bange, und er zog uns über die ganze Sache zurate. Wir, die wir wußten, daß es keine Gefahr habe, forderten ihn auf, die Einladung des Papa anzunehmen; er könne ja, meinten wir, nichtsdestoweniger noch immer abbrechen, wenn ihm die Propositionen nicht anständig wären. Er war derselben Meinung.

Am Sonntag um 11 Uhr schon begab sich Kurz ganz neu und elegant gekleidet zu Nettchens Vater. Der alte Bäcker saß im Laden und zählte seine Semmeln.

Mein Herr! sagte Kurz, ich habe die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und bin erfreut, einen wackern Bürgersmann kennen zu lernen.

Gehorsamer Diener, aber wer sind wir denn?

Ich bin Joachim Kurz, im Buchhandel angestellt.

Ganz gut, aber ich entsinne mich nicht.

Wie? ich bin derselbe, der Ihre schöne Tochter liebt und von ihr wieder geliebt wird.

Der Papa Bäcker machte bei diesen Worten seine Augen weit auf, stand auf und sagte gleichsam drohend: Mein Herr?

Nun, was haben Sie denn? Ich komme ja, um mich dem Vater meiner Angebeteten vorzustellen. Hat Ihnen denn Nettchen nichts gesagt?

Nun, ich wollte sehen, daß sich meine Tochter ohne meine Erlaubnis unterfinge, eine solche Bekanntschaft zu machen!

Eine solche? — mein Herr, ich habe honette Absichten, der Beweis davon liegt schon darin, daß ich ungeachtet vieler Briefe, die sie mir geschrieben, nicht einmal noch einen Kuß von ihr begehrte.

Briefe? — von meinem Mädel?

Allerdings — viele — sehen Sie selbst! und mit diesen Worten übergab er dem Bäcker die ganze untergeschobene Korrespondenz.

Herr! rief hierauf der Bäcker, Sie sind ein elender Verleumder, diese Briefe sind nicht von meiner Tochter, es ist gar nicht ihre Schrift. Ich sehe wohl, Sie sind ein schändlicher Verführer, der so keck ist zu glauben, der Vater selbst würde vielleicht noch die Hand dazu bieten. Allein Sie müssen wissen, ich bin ein Mann von Ehre, war Soldat, und Sie müssen mir Genugtuung geben.

Der arme Kurz stand wie aus den Wolken gefallen. Einige Minuten brachte er kein Wort hervor, endlich stotterte er mehr tot als lebendig: Ich sehe, wir verstehen uns nicht und habe also die Ehre. — Mit einem Sprunge war er vor der Türe draußen.

Was das Spaßigste bei der Sache war, ist das, daß Kurz nie mutmaßte, daß wir ihm den Streich gespielt hatten. Sein ganzer Zorn fiel auf den Vater Nettchens, und diese glaubte er ewig unglücklich, weil sie von ihm getrennt worden war. —

## Viertes Kapitel: Die Studentenbrigade im Jahre 1797.

Das kaiserliche Manifest. — Das Aufgebot. — Die Universitätsbrigade. — Ihre Uniform. — Auszug aus Wien. — Enttäuschungen. — Exerzieren. — Die Kommandanten. — Gemeiner und Korporal. — Repressalien an einem Bauernmädchen. — Unsere Regimentsfahne. — Eine Kundmachung. — Rückmarsch. — Vor dem Kaiser. — Belobung und Belohnung.

Das Jahr 1797 war für Oesterreich ein unheilbringendes Jahr.

Schon am 5. April erschien ein Manifest, worin gesagt wurde, daß der Kaiser den Frieden wünsche und ihn zu gewinnen unablässig bemüht sei, daß aber, wenn der Feind durch sein Kriegsglück getäuscht, jede Aussöhnung ablehnte oder auf unmäßigen Forderungen beharrte, jeder Untertan die Anstalten, welche die Vorsicht auf den äußersten Fall selbst für die Residenzstadt notwendig macht, mit Eifer unterstützen werde, und daß die biedern Einwohner Wiens nicht weniger Mut und Treue beweisen werden, als ihre Vorfahren.

Wirklich waren die Franzosen nicht mehr weit von der Residenzstadt entfernt.

Am 7. wurde der Landsturm aufgeboten, und alle Untertanen aufgefordert, sich ohne Verzug der Verteidigung des Vaterlandes zu widmen, in angewiesenen Stationen sich einzufinden, sich mit Flinten, Pulver, Blei, allenfalls auch mit Hacken, Sensen u. dergl. zu versehen, und auf wenige Tage Brot mit sich zu nehmen.

Das Vaterland rief, und alles eilte herbei. Ich bin nicht imstande, den Enthusiasmus zu schildern, mit dem sich Alt und Jung, Reich und Arm, Hoch und Niedrig anbot, das Vaterland zu verteidigen.

Auf dem Lande war der Zudrang zu den Sammelplätzen so groß, daß an manchen Orten auch nicht ein einziger Mann zu Hause blieb, und in den meisten Stationen hat man mehr Mühe und Beredsamkeit aufbieten müssen, einen Teil dieser wackern Leute zur Rückkehr zu bewegen, als erforderlich war, sie aufzubieten.

Die Bürgerschaft Wiens machte sich anheischig, die Stadt gemeinschaftlich mit dem Militär auf das äußerste zu verteidigen. Die Studenten bildeten, nachdem die Vorlesungen an der Universität geschlossen waren, eine eigene Brigade, auch die Kaufmannschaft trat in ein eigenes Korps zusammen, und späterhin bildeten auch die Landstände ein solches.

Ich werde hier nur von der Universitätsbrigade sprechen, bei welcher ich mich befand.

Als der Kaiser zu den Waffen rief, als die Jünglinge sich in den Universitätssaal drängten, um sich einschreiben zu lassen und die Waffen mit ihren Büchern zu vertauschen, da war von keinem Scherz die Rede, es war bitterer Ernst, der auch blutiger hätte werden können. Manche zärtliche Eltern suchten ihren geliebten Söhnen die Gefahr vorzustellen, welcher sie entgegengingen, aber der vaterländische Eifer der Jünglinge wirkte mächtiger, und sie ließen sie ziehen mit ihrem Segen.

Ich habe manche meiner damaligen Schulkameraden weinen gesehen, weil man sie, da sie zu klein und zu schwach waren, zurückwies. Sie studierten Philosophie, waren also doch gewiß Philosophen, und sie haben geweint.

Es wurde die Uniform für die Universitätsbrigade bestimmt, welche sich die Vermöglicheren gleich anschafften, den Aermeren wurde sie später von den Brigadegeldern angeschafft. Diese bestand aus hechtgrauen Beinkleidern,

grünen Westen, grauen Fracks mit grünen Um- und Aufschlägen, und einem dreieckigen Hut, in dessen Kokarde ein fingerlanges grünes Band mit der Aufschrift »Universitätsbrigade« befestigt war. Die Gewehre mit ellenlangen Bajonetten erhielten wir aus dem kaiserlichen Zeughause.

Wir zogen fort aus den Mauern Wiens. Am 17. April morgens 5 Uhr rückten wir schon ganz in militärischer Haltung auf das Glacis. Dort erschienen der Kaiser und die Kaiserin. Die letztere verteilte Fahnenbänder, welche sie selbst gestickt hatte. Diese wurden an die Fahnen gebunden und die Fahnen dann zur Weihe gebracht. Nach der Fahnenweihe leisteten wir den Militäreid (wobei wohl manchem das Herz etwas stärker pochte), wohnten dann einer Feldmesse bei und zogen mit klingendem Spiele fort nach unserem ersten Stationsplatze Klosterneuburg.

Wer Zeuge dieses Auszuges gewesen wäre, der müßte bekennen, es war nicht ein Gang zu einem Freudenfeste. Hier nahm ein Freund rührenden Abschied von seinem Freunde, dort begleitete eine Mutter ihren Sohn bis zur Barriere und weinte bittere Tränen, weil sie fürchtete, der Teure könnte ihr nicht wiederkehren. Manches Liebchen winkte noch dem Herzgeliebten mit nassen Aeuglein zu und drückte ihm ein Andenken in die Hand. Damals verging sowohl uns als den Zuschauern alles Lachen, und niemand hätte gedacht, daß dieser kummervollen Zeit einst mit höhnischem Lächeln gedacht werden könne.

Jung und leichtsinnig, wie wir waren, war auch bei uns die Betrübnis des Scheidens bald vorüber; als wir die Mauern Wiens hinter uns hatten, ermunterte einer den andern, wir bildeten uns ein, jetzt schon recht tüchtige Soldaten zu sein, fingen an, Kriegslieder zu singen und

marschierten lustig weiter, die biedern Hauptleute Fratz und Ostrowitsch an der Spitze der beiden Kompagnien, welche unsere Brigade bildeten, und mitten unter uns den unvergeßlichen Professor Watteroth, den Freund, den Vater unser aller, der durch sein Beispiel uns zum Vorbilde diente, uns Mut einflößte, durch Lehren unsere jugendliche Unvorsichtigkeit im Zaume hielt, und durch Güte unser aller Liebe gewann.

Als wir nach Nußdorf kamen, wurde uns kurze Ruhe gestattet. Wir waren seit 5 Uhr morgens auf den Beinen, der Tag war sehr warm, wir marschierten im Staube, Gesang und Jubelgeschrei hatten uns die Kehlen trocken gemacht, was Wunder, daß wir junge Burschen jetzt Flüssigkeiten suchten, wo welche zu bekommen waren. Mehrere stellten ihre Gewehre zusammen, um in die Schänken zu springen, andere eilten, um Wasser herbeizuschleppen, einige wollten sogar Wasser aus der Donau trinken, als mit einmal die Stentorstimme unseres Führers erscholl: Habt acht! Richt Euch! Man wird Karree schließen! Wer noch einen Schritt weiter tut, wird krumm geschlossen!

Wir wußten nicht, warum dieser Befehl gegeben wurde, wir hielten ihn in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo wir unsern Durst stillen wollten, für grausam, aber wir gehorchten und schlossen das Karree. Da trat Professor Watteroth in die Mitte und hielt uns eine halb ernste, halb komische Anrede über das Trinken in der Hitze, und wie es uns dann noch viel besser schmecken werde, wenn wir im Nachtquartiere sein werden, und dabei haranguierte er uns so geschickt, wir sollten bedenken, daß wir keine Kinder, sondern Soldaten seien, daß wir es uns gefallen ließen, dem Redner ein Hurra brachten und — freilich etwas stiller — weitermarschierten.

Als wir die Türme des Stiftes Klosterneuburg vor uns sahen, war das Vergnügen, nun zum Essen, Trinken und zur Ruhe zu kommen, in allen Gesichtern zu lesen.

Wir machten auf dem Platze der Stadt Halt, und unsere Führer begaben sich zu den Autoritäten der Stadt, um unsere Einquartierung zu bewerkstelligen. Sie blieben lange aus, und es wurde schon ein kleines Murren unter unserer Truppe laut. Als sie zurückkamen, stellten sie sich mit Herrn Professor Watteroth zusammen und schienen zu deliberieren; und endlich hieß es wieder: Habt acht! Man wird ein Karree schließen! Watteroth trat wieder in die Mitte und teilte uns mit, wir müßten noch eine halbe Stunde weiter nach dem Dorfe Kritzendorf marschieren, da hier in Klosterneuburg keine Nachtquartiere zu finden seien. In der obern Stadt war uns nämlich das Korps der Kaufmannschaft zuvorgekommen, und in der untern war das allgemeine Aufgebot der umliegenden Gegend einquartiert, welches aber am folgenden Tage weitermarschieren mußte, wo wir dann von Kritzendorf sogleich wieder hieher zurückkehren würden.

Da wurde nun das allgemeine Murren lauter, wir vergaßen, daß wir Soldaten waren und blind gehorchen müßten. Man will uns arme schwache Jünglinge gleich am ersten Tage zugrunde richten, meinten einige, andere waren gar so kühn, ihre Gewehre wegzuwerfen und zu sagen: Wir gehen nicht weiter! Aber schnell stellten sich unsere Führer an die Spitze, die Trommeln wirbelten, unser guter Watteroth schrie mit seiner hellen Stimme: Wer ein braver Kerl ist, der folge mir! Wir stimmten das alte Burschenlied: „Gaudeamus igitur" — freilich viele mit trübseliger Miene — an, und nach einer halben

Stunde marschierten wir in Kritzendorf ein, wo wir Nachtquartier fanden.

Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf einem Bunde Stroh schlief, aber es weckte mich doch erst um sieben Uhr die Trommel, die uns zur Musterung rief. Wir wurden vollzählig befunden bis auf einige wenige kleine, schwache Jungen, welche mit Bewilligung der beiden Brigadekommandanten in Klosterneuburg zurückblieben, weil sie schon marode waren.

Wer nach der Musterung so im Dorfe herumgegangen wäre und uns beobachtet hätte, der würde folgendes gesehen haben:

Hier lagen einige auf dem grünen Abhang vor einem Hause und erzählten sich, wie schlecht ihr Nachtlager war, und wie sie des Morgens den Kaffee sehr vermißt hätten, wie sie überhaupt schon jetzt bemerkten, daß die Sache ganz ernsthaft zu nehmen, und daß das Soldatenleben denn doch nicht so lustig sei, als sie geglaubt hätten.

Dort waren andere beschäftigt, ihre Stiefel und Kleider zu putzen, was sie früher nie selbst getan hatten und jetzt mit untermischten Seufzern vollführten.

In allen Gesichtern las man die Besorgnis, wie es denn ferner gehen werde, der Enthusiasmus war etwas abgekühlt, und wenn dort und da einer sein Gewehr mit dem langen Bajonette betrachtete, so konnte man es ihm wohl ansehen, daß er sich dachte: wenn es dazu kommen sollte, daß ich mit einem solchen Dinge hinschießen muß, so wird man auch auf mich herschießen.

Bei der Jugend dauert aber weder Freude noch Betrübnis lange. Als wir zu Mittag gegessen hatten (wir hatten jetzt noch keine Soldatenmenage, und da wir noch Mutterpfennige besaßen, so aß jeder für sein Geld, was

er eben bekommen konnte), liefen einige von uns zum Schullehrer, borgten ein paar Violinen aus, spielten Tänze auf, und wir tanzten unter freiem Himmel mit den Bauernfrauen und Töchtern, daß es eine Lust war. Das gefiel diesen auch so wohl, daß sie Milch, Butter und Brot herbeischafften und uns bewirteten. Ich glaube auch, die Einquartierung wäre ihnen nicht unlieb gewesen, allein wir mußten schon am folgenden Tag nach unserer bestimmten Station Klosterneuburg wieder zurückmarschieren, da das allgemeine Aufgebot abgezogen war und uns Platz gemacht hatte.

In Klosterneuburg fing nun ein geregeltes militärisches, aber auch ein lustiges Leben an. Des Morgens mußten wir täglich exerzieren. Dies geschah auf den beiden großen Wiesen vor dem Stifte; auf der einen Wiese war unser Exerzierplatz, auf der andern jener der Kaufmannschaft. Wir akademischen Soldaten waren mit den kaufmannschaftlichen Soldaten immer etwas gespannt, wir hielten nämlich diese für lauter Gemeine, bei unserer Brigade aber jeden Gemeinen für einen Kadetten. Ich weiß mich zu erinnern, daß einmal, als eben unsere beiden Korps exerzierten, Ochsen vorbeigetrieben wurden und daß mehrere Stimmen aus dem Kaufmannskorps laut schrien: Da kommen Studenten aus der Fremde! Derlei kleine Neckereien gab es immer, sie arteten aber doch nie in einen bedeutenden Exzeß aus.

Außer dem Exerzieren hatten wir die Wachposten in unserem Stadtteile zu versehen: den höchsten Posten bei dem Oberkommandanten des ganzen Aufgebotes, dem Prinzen von Württemberg, die Posten bei den beiden Hauptleuten unserer beiden Kompanien, dann die Hauptwache, die Torwache, die Kassewache usw.

Wir hatten nun auch schon eine Musikbande, welche abends bei dem Zapfenstreiche schöne Musikstücke produzierte und unsern Marsch spielte, welchen Süßmeyer besonders für uns komponiert hatte. Da blieb denn nicht einer von uns zu Hause, und alles zog der Musik nach.

Die Wiener schickten uns vielerlei gute Sachen, Wein und weißes Brot und verschiedene andere Dinge, zu deren Fassung wir immer kommandiert wurden.

Unsere Verwandten legten in unserer Kasse, deren Verwalter und Rechnungsführer Professor Watteroth war, Geld für uns nieder und bestimmten, wie viel wir davon täglich erhalten sollten.

Wir bekamen viele Besuche aus Wien und durften auch selbst welche in Wien machen, nur war es bei uns mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Wir mußten nämlich stets einen vom Kommandanten unterschriebenen Passierschein bei der Linie vorzeigen, sonst wurden wir nicht hineingelassen und durften nie oder nur in ganz außerordentlichen Fällen über die Nacht wegbleiben.

Wie dann so ein Student diesen Tag in Wien herumstolzierte, sein Gesicht in martialische Falten legte, den Säbel besser hinabschnallte, damit er auf dem Pflaster rechten Lärm machte, sich bei allen seinen Bekannten zeigte und schon jetzt von sich kleine Heldentaten, und waren es auch nur negative, nämlich Entbehrungen aller Art, erzählte, auch sogar wenn er ein Mitglied des landständischen Korps begegnete, dasselbe nur über die Achsel ansah, weil es noch nicht aus Wien gekommen war, davon wird man sich selbst ein kleines Genrebild entwerfen können.

Es bildeten sich auch Vereinigungen in Gast- und Kaffeehäusern in Klosterneuburg, es gab Tänzchen in öffent-

lichen und Privathäusern, Jagden in den nahen Auen, kurz, wir führten ein flottes Leben.

Das Schießen wurde uns Helden aber bald verboten. Es ereigneten sich nämlich durch Unvorsichtigkeit ein paar Unglücksfälle, welche dieses Verbot hervorriefen.

Ich glaube hier einige komische Vorfälle mitteilen zu sollen, welche mir selbst begegnet sind:

Die Kommandanten unserer beiden Kompanien waren zwei würdige Hauptleute von zwei Infanterieregimentern. Unsere erste Kompanie befehligte Hauptmann Fratz, die zweite Hauptmann Ostrowitsch. Der erstere war artig und zuvorkommend, obschon ein tüchtiger Soldat, der zweite aber ein alter, derber Haudegen, der seine Worte nicht wählte, sehr stark schrie und mitunter wohl auch etwas fluchte. Ich habe ihn einmal beim Exerzieren rufen gehört: Himmeltausend Granaten! Wollt Ihr ordentlich marschieren? Die Hände in die Flanke geworfen, nicht immer auf den Nabel gehalten! Ostrowitsch sprach uns auch immer mit »Ihr« an, während Fratz nie unterließ, »meine Herren« zu sagen.

Natürlich war uns Fratz lieber.

Diese beiden Herren Kommandanten nun hatten unsere Brigade nach aller militärischen Vorschrift organisiert und die stärksten, wohlgebautesten und tüchtigsten Jünglinge aus unserer Mitte zu Ober- und Unterleutnants, zu Feldwebels und Korporalen erhoben. Diese frischgebackenen Chargen waren sehr stolz auf ihr Avancement, und wir übrigen waren ihnen darum neidig.

Es entstanden daraus manche lächerliche Szenen.

Eine davon war folgende: Ich und ein Schulkamerad namens Pieringer (derselbe, welcher später als ein tüchtiger Musiker geachtet wurde und einer der Gründer der

Concerts spirituels war) waren intime Freunde. Allein honores mutant mores. Er, schon ein großer, rüstiger Jüngling, wurde Korporal und ich, noch ein kleiner schmächtiger Knirps, war in seinem Zuge, und zwar im zweiten Gliede als Gemeiner eingeteilt. Als wir eines Vormittags Brot faßten, fragte ich ihn, da ich irgendwo hinzukommen versprochen hatte, ob er nach Hause gehe. Er bejahte es. Da wir nun nebeneinander, er im Hause Nr. 1 und ich Nr. 2 vor dem Tore einquartiert waren, so bat ich ihn, mir mein Brot mit nach Hause zu nehmen. Da warf er sich in die Brust und sagte: Glaubt Er Gemeiner denn, der Korporal wird Ihm seinen Bedienten machen? Ich aber antwortete: Gestrenger Herr Korporal, verzeihen Sie mir meine Keckheit und geben Sie mir Ihr Brot, so werde ich es Ihnen nach Hause tragen, und ich tat es auch, was er in Ordnung fand.

Eine sehr komische Szene war folgende:

Ich stand auf der Kassewacht. Es war morgens und noch sehr dunkel, ein dichter Nebel hatte sich niedergesenkt und man konnte kaum die Hand vor dem Auge sehen. Da sah ich eine Gestalt auf mich daherschweben und hörte dabei etwas rollen. Ich schrie: Halt! wer da?

Keine Antwort.

Ich wiederholte meinen Ruf: Halt! wer da?

Wieder keine Antwort.

Endlich rief ich: Gebt Antwort, oder ich schieße.

Da ließ sich eine Stimme in echt bäurischer Mundart vernehmen: Non, Batzenlippl! schau etwan, daß's da nit recht is!

Das war zu viel. Ich schrie, was ich aus Leibeskräften konnte: Korporal heraus! Der Wachkommandant samt

einigen Mann erschien, und statt eines Schattens zeigte sich ein recht dickes Bauernmädchen, welches auf ihrem Schubkarren ihre Milch in die Stadt führen wollte.

Als sie sah, daß es ernst wurde, bat sie um Verzeihung, allein es half nichts, Strafe mußte sein; wir tranken ihr ein Gefäß voll Milch aus und ließen sie dann, da sie jung und hübsch war, ihres Weges ziehen.

Der spassigen Fälle ereigneten sich viele, allein sie sind mir entfallen. Viele von uns wurden aber auch ganz ernsthaft zum Profosen geschickt, weil sie tolle Streiche machten oder gegen die Subordination sich gröblich vergingen.

Es war uns immer ein Dorn im Auge, daß unsere Regimentsfahne so neu und glänzend aussah, wir hätten wohl gewünscht, in einer Attacke gewesen zu sein, in welcher sie zerfetzt worden wäre. Da geschah es einmal beim Exerzieren, als wir eben im Sturmschritte marschierten, daß der Fahnenträger mit der Fahne an einem Baumaste hängen blieb und ein großer Riß darin entstand. Wir waren wirklich so kindisch, eine Deputation an den Kommandanten zu schicken und ihn bitten zu lassen, die Fahne nicht reparieren zu lassen. Es unterblieb, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein.

Endlich, nachdem wir ganze 12 Tage Soldaten gewesen waren, erschien am 28. April folgende Kundmachung:

„Die Präliminarfriedensartikel mit Frankreich sind bereits unterzeichnet, die Feindseligkeiten einstweilen eingestellt und dadurch die Hoffnung zur Herstellung eines baldigen Friedens der Erfüllung näher gebracht. Da nunmehr durch den Rückzug der französischen Truppen jede Gefahr für das Land Niederösterreich verschwunden ist, so wollen Se. Majestät jene Tapfern und Getreuen, welche

zur Verteidigung für Fürst und Vaterland so zahlreich sich versammelt haben, nicht länger die Bürde der Bewaffnung tragen lassen, und befehlen daher, daß das allgemeine Aufgebot sogleich aufgelöst werde. Se. Majestät werden durch eine auf diese Begebenheit eigens zu prägende Münze Ihren und des gemeinschaftlichen Vaterlandes Dank verewigen und gestatten, daß Jeder, der bei dem gegenwärtigen Aufgebote freiwillig in Waffen auszog, dies ehrenvolle Denkmal seiner Tapferkeit und Fürstentreue zeitlebens an der Brust trage."

Als auch uns diese Kundmachung mitgeteilt wurde, wußten wir wahrlich nicht recht, sollten wir uns freuen oder ärgern. Es war uns wohl angenehm, wieder nach Wien zurückzukehren, unsere Lieben wieder zu sehen, aber wir vertauschten auch das kurze freie Leben nicht gerne wieder mit einem gebundenen und unsere Gewehre nicht gerne mit den Büchern. Uebrigens was war zu tun? Die Hoffnung auf die Auszeichnung mit der Medaille gewann das Uebergewicht.

Wir ließen uns die paar Tage, die wir noch in Klosterneuburg versammelt blieben, gut geschehen, putzten uns zusammen so gut wir konnten, ja die Aelteren ließen sich sogar einen Flaum unter der Nase stehen; wir schossen Geld zusammen, daß auch der letzte unserer Kameraden, welcher mitten unter uns Uniformierten noch mit einem roten Rock herausleuchtete, auch uniformiert wurde, und hielten sodann am 31. Mai unsern feierlichen Einzug in Wien.

Das gesamte Aufgebot marschierte in 17 Bataillonen Infanterie, einem Bataillon Jäger und der Freiwilligen-Kavallerie unter dem Kommando des FZM. Prinzen von Württemberg in Zügen en colonne durch die Nußdorfer

Linie auf das Glacis zwischen dem Schotten- und Burgtor, und formierte dort drei Treffen.

Der Kaiser hielt nachmittags um 3 Uhr Revue, wo sodann reihenweise mit Zügen abmarschiert und vor den beiden Majestäten defiliert wurde.

Unsere Brigade führte der Regierungsrat Graf Dietrichstein auf die Universität zurück, wo er eine Rede an uns hielt, worin uns besonders folgende Stelle unendlich schmeichelte:

Wenn gleich, sagte der Graf, Ihre Entschlossenheit und Ihr Mut, sich gegen den Feind selbst zu zeigen, keine Gelegenheit fand, so muß doch der Gedanke, daß eben durch den sich auf so ehrenvolle Weise entwickelten Charakter unserer Nation der Rückzug der französischen Truppen bewirkt worden, Ihnen ebenso großes Vergnügen machen, als wenn Sie in dem Falle gewesen wären, Ihre Entschlossenheit durch Taten zu beweisen.

Dann gingen wir auseinander, stolzierten aber noch einige Zeit in Uniform herum. Nach einiger Zeit erhielten wir dann die Medaille.

---

# Fünftes Kapitel: Als Student der Jura und landständischer Beamter.

Eintritt in die Jura. — Ein juristisch amatorisches Werk. — Das Studium. — In die Praxis. — Meine Anstellung bei der landständischen Buchhaltung. — Blutstürze. — Lieferungskommissär in Purkersdorf. — Monsieur le Fournisseur. — Schwierigkeiten im Amte. — Die freigebigen Franzosen. — Ein leeres Magazin. — Theaterspiel und Gasthausbesuch. — Ich ziehe um. — Die lästige Liebschaft. — Ein freies Leben führen wir! — Nächtliche Erlebnisse. — Mein Freund Hassaureck. — Zwischen Mutter und Tochter. — „Poetische Versuche". — L. Z. Werner. — Im „Beisl". — Der verliebte Werner. — Seine Ansichten und seine Bekehrung.

Im Jahre 1799 trat ich in die Jura. Damals schrieb ich ein großes Werk, auf welches ich mir sehr viel einbildete. Es war ganz in Knittelversen verfaßt und führte den hochtrabenden lateinischen Titel: Institutionum juris amatorii libri VI.

Was das für ein keckalbernes Geschmiere war, das möge nur eine Abteilung der Liebe beweisen; es heißt darin:

Die Liebe wird eingeteilt in die platonische Amour
Und in jene des Epikur.
Erstere ist das, was für Einen, den der Hunger begrüßt,
Der Geruch und das Anschauen der Speisen ist.
Sie ist bloß geistig, lebt bloß von Blicken,
Höchstens noch von Seufzern und Händedrücken.
Die epikuräische Liebe aber,
Die ist das Wahre für einen Liebhaber,
Die schaut nicht auf den Kern der Marille,
Sondern nur, ob das Fleisch süß ist, auf die Hülle.

Man sieht wohl, ich war damals schon für die zweite Gattung.

Als einer, der eben erst in die juridischen Studien

hineingerochen hatte, durchspickte ich die ganzen Institutionen mit lateinischen juridischen Ausdrücken, und ist auch von Kautelen, von Aktionen, von einem Liebesgerichte usw. darin die Rede.

Man wird das dickleibige Manuskript nach meinem Tode vorfinden, aber ich ersuche, es zu vernichten, erlaube aber, über den Verfasser zu lachen.

Die Wiener Universität sowie das ganze Studienfach war damals nicht so bestellt wie jetzt, wo die meisten Professuren, vorzugsweise jene der untern Schulen, von Geistlichen besetzt sind.

Im ganzen Jus hatten wir nur einen einzigen Pedanten zum Professor, und dieser war Hupka. Er suchte, wenn er auf das Katheder stieg, immer durch einige Minuten den Ton, bis er seinen gewöhnlichen Nasenton traf, und dann ging es in diesem einen Tone die ganze Stunde fort. Er lehrte aber auch die allertrockenste Wissenschaft, nämlich die Pandekten. Der gelehrte Zeiller lehrte das Natur- und peinliche Recht, Fölsch das Völkerrecht und die Reichsgeschichte, Scheidlein die politischen Wissenschaften, und im kanonischen Rechte hatten wir gar einen Professor, welcher von einer unbeliebten Universität hieherkam, von welcher man jetzt gewiß keinen Professor mehr annehmen würde, nämlich Petzeck von Freiburg.

Ich war nicht unfleißig und habe im ganzen Jus nebst einigen Eminenzen lauter erste Klassen, keine einzige zweite in meinen Attesten aufzuweisen.

Ich war mit mir nicht ganz einig, sollte ich mich nach vollendeten Studien zur Advokatie oder zum Auditoriat wenden, jedenfalls aber freute ich mich, daß ich die Jura vollendete, weil mir dies in der Folge zur Erlangung einer guten Bedienstung zustatten kam.

Als ich während der Ferien meinen Vater in Weitra besuchte und ihn um Rat fragte, was ich denn eigentlich nach vollendeten Studien als Broterwerb ergreifen sollte, sagte er mir, er habe einen alten Freund, der bei dem Hofkriegsrate angestellt sei; an diesen wolle er mir ein Schreiben mitgeben und ihn bitten, mir eine Praktikantenstelle bei diesem Amte zu verschaffen.

Ich willigte um so lieber ein, als eben die Vorschrift erschienen war, daß jeder, der die Jura absolvierte und sich der Advokatie widmen wolle, erst drei Jahre bei einem Advokaten praktizieren müsse. Das war mir etwas zu weit aussehend.

Auf Empfehlung des Freundes meines Vaters ward mir gestattet, mich bei dem Hofkriegskommissariate, und zwar im Bureau des Kriegskommissärs Meyer, zu verwenden. Das heißt, ich durfte da abschreiben, was man mir gab, durfte meinen Vorgesetzten durch die Nase reden und fulminieren hören, hatte aber keinen Anspruch auf Vorrückung, doch erhielt ich dabei die Erlaubnis, meine Studien vollenden zu dürfen. Ich besuchte daher das Amt nur, wenn ich eben konnte und wollte.

Nach einem Jahre suchte ich neuerdings um eine beeidete Praktikantenstelle an und wurde mit dem Bescheide abgespeist: „Wenn Bittsteller seine Studien vollendet haben wird, so wird dann auf ihn Bedacht genommen werden.“

Als ich nun meine Studien wirklich vollendet hatte, schritt ich neuerdings ein und erhielt zur Antwort: „Seiner guten Studienzeugnisse wegen wird Bittsteller zu einer unentgeltlichen Praktikantenstelle vorgemerkt.“

Vorgemerkt, erst vorgemerkt und noch ein paar Jahre warten, bis man endlich ein unentgeltliches Nichts wird,

das war mir zu arg, ich ließ mich im Kriegsamtshause nicht mehr sehen.

Ich langte hierauf um eine Praktikantenstelle beim Münz- und Bergamte an und erhielt den Bescheid, ich würde angenommen mit der Bedingung, daß ich mich vorerst als Bergschüler bei den Werken in Schemnitz und Kremnitz unentgeltlich und auf meine eigene Kosten verwende.

O vortreffliche Aussicht! So viele Jahre war ich auf den Schulbänken herumgesessen, hatte viele Hosen zerrissen, und sollte mir jetzt noch selbst keine neue kaufen können. Ich sollte Jahre lang lernen, wie man Gold und Silber zutage fördert, um daraus Münzen zu prägen, ohne auch nur eine Kupfermünze in der Tasche zu haben. Wo sollte ich die Kosten hernehmen, da mein Vater nur von einer sehr kleinen Pension lebte und mich nicht unterstützen konnte?

Ich war trostlos. Da geschah es, daß mir mein Freund Megerle von Mühlfeld, welcher bei der landständischen Buchhaltung praktizierte, sagte, er trete zum kaiserlichen Mineralienkabinett über, und ich solle suchen, seinen Platz zu erhalten.

Ich tat es und wurde angenommen, und noch heute danke ich es dem Schicksal, daß es mich in diese Karriere führte. Ich diente bei dieser Stelle volle einundvierzig Jahre, habe freilich manches von vorgesetzten Kanzleipedanten erdulden müssen, aber im Grunde herrschte bei den ständischen Aemtern doch immer eine bessere Behandlung und mehr Freiheit als in allen übrigen kaiserlichen Aemtern; ich machte auf Kosten der Stände Reisen nach Ungarn, Frankreich und Italien, lernte fast jedes Dorf in Oesterreich kennen und trat endlich als Sekretär, Herrenstandsagent und ständischer Häuserrevident mit einer Pension von jähr-

lichen 2000 fl. aus, welche ich jetzt schon 15 Jahre genieße.

Wenn ich wieder auf die Welt kommen und Beamter werden sollte, so würde ich gewiß in kein anderes Amt eintreten als bei den Landständen, wenn anders noch welche in Oesterreich existieren. —

In diesen Jahren ereignete sich ein Umstand, der auf mein ganzes Leben einen traurigen Einfluß hatte. Ich befand mich eines Abends bei einem Freunde namens Welzel, dem Sohne des Portiers im Traunschen Hause in der Johannesgasse. Wir fochten miteinander mit Rapieren, mit einem Male aber wurde ich von der starken Bewegung und Erhitzung ohnmächtig, und ein Strom Blut ergoß sich aus meinem Munde. Man sandte sogleich nach meinen Tanten, welche mich in einem Wagen nach Hause brachten.

Ich wurde zwar wieder geheilt, allein dieses Blutbrechen machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, und von nun an konnte ich die Furcht davor und vor den gewöhnlichen Folgen desselben mein ganzes Leben hindurch nicht mehr los werden. Ich wußte leider nur zu wohl und hatte Beispiele genug, daß Blutspeien in so zartem Alter meistens Lungensucht und Abzehrung nach sich zieht, und ich hatte stets eine unbeschreibliche Furcht vor dem Tode.

Aehnliche Anfälle haben sich in der Folge leider noch öfters wiederholt, und besonders war einer derselben sehr stark, als ich nämlich in den Ferien zu meinem Vater reiste, und kaum aus dem Wagen gestiegen, mehrere Blutstürze erlitt.

Dies ging Gott sei Dank glücklich vorüber, allein die Angst vor Blutauswurf und einem dadurch entstehenden Siechtum blieb mir und wird mir bleiben bis zum Tode.

Noch jetzt in meinem hohen Alter macht mir jeder Husten bange, ja ich spucke nie aus, ohne anzusehen, ob ich nicht etwas Rotes darunter gewahre. Ich weiß wohl, daß dies lächerlich ist, besonders in meinem jetzigen Alter, aber es ist eine wahre Idiosynkrasie bei mir. —

Als im Jahre 1805 die Franzosen nach Wien kamen, wurde von den österreichischen Landständen eine allgemeine Landeslieferung von Heu und Hafer zur Verpflegung der feindlichen Truppen ausgeschrieben, und eigene Etappenstationen bestimmt, in welche die Dominien die ihnen zugemessene Quantität abzuliefern, und wo auch die Truppen ihre Portionen zu fassen hätten.

In diese Etappenstationen wurde nun von Seite der französischen Intendanz ein französischer garde-magasin und von Seite der österreichischen Landstände ein Kommissär zur Leitung dieser Angelegenheit gestellt. Die Dominien erhielten Aufträge, darin ihnen bedeutet wurde, wie viel sie an Heu und Hafer in diese oder jene Station, und zu welcher Zeit sie selbe abzuliefern haben; diese Aufträge mußten bei der Ablieferung mitgebracht werden und wurden bei der Uebernahme sowohl von dem französischen als ständischen Kommissär zum Zeichen des richtigen Empfanges unterfertigt.

Obwohl ich zu dieser Zeit erst noch ein gestrenger Herr Akzessist war, so wurde ich doch, da ich allein im Amte der französischen Sprache mächtig war, von den Landständen zum Lieferungskommissär in der Etappenstation Purkersdorf und zwar mit einem Taggelde von 1 fl. 30 kr. Bankozetteln (nach Konventionsgeld berechnet 7 kr., sage sieben Kreuzer) ernannt.

Hocherfreut über diese Auszeichnung, begab ich mich nach Purkersdorf, meinem Bestimmungsorte, nachdem ich

vorher die Instruktionen des damals dirigierenden ständischen Verordneten, Baron v. Brandau, eingeholt, und dieser mir nur vor allem anempfohlen hatte, mich ja mit den französischen Beamten in gutes Einvernehmen zu setzen und lieber bei Kleinigkeiten die Augen zuzudrücken, als durch Mißhelligkeiten dem Geschäfte Schaden zuzufügen.

Ich fand im herrschaftlichen Schlosse in Purkersdorf bei meiner Ankunft gleich vortreffliche Aufnahme, fand dort Wohnung und Kost, beide unentgeltlich, einen guten Herrn Verwalter, der alle fünfe gerade sein ließ, und eine gute Frau Verwalterin, welche alle fünfe gerne gerade gesehen hätte. Auch zwei gardes-magasins waren bereits gegenwärtig, lustige junge Leute, welche schon am ersten Abende mich zu einem Punschgelage einluden und mit mir, den sie Monsieur le Fournisseur nannten, Bruderschaft tranken.

Ich gefiel mir in meinen Verhältnissen recht wohl, aber die Schwierigkeiten meines Geschäftes, und die schwere, verantwortliche Stellung, welche ich dabei hatte, zeigten sich nur zu bald.

Ich muß hier Beispiele anführen, um einzelne Unordnungen klar darzustellen.

Die Herrschaft A hatte zum Beispiel 25 Metzen Hafer und 20 Zentner Heu nach Purkersdorf zu liefern. Die Fuhrleute hatten auch zu Hause die ganze schuldige Quantität auf Wagen geladen, allein auf dem Wege nach Purkersdorf wurde ihnen von feindlichen Truppen nicht selten ein Dritteil, oft auch mehr des Gelieferten weggenommen. Sie kamen also nur mit 15 Metzen Hafer und 12 Zentnern Heu in Purkersdorf an. Man konnte ihnen also auch nur die letztere wirklich überbrachte Anzahl empfangsweise bestätigen. Noch kam dazu, daß wir nicht einmal eine Heu-

wage in Purkersdorf hatten, und daß wir die Quantität des Heues immer nur nach dem Ansehen taxieren mußten. Da geschah es denn, daß der französische garde-magasin eine größere Quantität immer nur für eine kleinere annahm und z. B. 12 Zentner für 8 annahm und dabei noch zu mir sagte: N'est-ce pas, Mr. le Fournisseur, je suis un bon prince, moi?

Um mich nun auf jeden Fall vor Verantwortung sicher zu stellen, und doch die Dominien so viel wie möglich vor Schaden zu bewahren, zugleich aber auch mit den Franzosen in keine Kämpfe zu geraten, kontrasignierte ich zwar dem französischen garde-magasin seine Empfangsbestätigung für die kleinere Quantität, gab aber den Fuhrleuten eine zweite Empfangsbestätigung von meiner Seite mit, daß sie nach dem mitgebrachten Zertifikat der Herrschaft zwar die darin enthaltene größere Quantität aufgeladen, aber nur die ihnen bestätigte kleinere Quantität überbracht haben. Ich glaubte dadurch die Dominien vor einer Nachlieferung des Abgängigen zu bewahren, weil ich mich überzeugt hielt, daß der Feind nicht lange im Lande bleiben würde, und die auf das Land ausgeschriebene Lieferung zu groß ausgeschrieben worden sei. Die Folge zeigte, daß ich mich darin nicht geirrt hatte.

Um solchen Beraubungen auf den Straßen zu entgehen, kamen mehrere Gutsbesitzer in die Etappenstation und wendeten sich mit der Bitte an mich, ob sie ihre Lieferungen nicht in Geld reluieren könnten. Sie wollten dafür gerne die höchsten Marktpreise bezahlen.

Ich glaubte dieses nicht gestatten zu dürfen, und so war es schon ein paarmal geschehen, daß sich solche Gutsbesitzer dann an den französischen Magazineur wandten, ihm ihre Bitte vortrugen, ihm das Geld dafür einhändigten,

und von ihm die Empfangsbestätigung des richtig Abgelieferten erhielten.

Ich mochte dieses nicht auf meine Schultern nehmen, fuhr nach Wien hinein, meldete das ganze dem Baron Prandau und erbat mir meine Verhaltungsbefehle. Er antwortete mir: Ein Auge zudrücken, alles gehen lassen, wie es geht; wir werden die ganze ausgeschriebene Lieferung ohnedies nicht brauchen, denn man schließt bereits den Frieden ab, und der Feind wird bald das Land verlassen; wer zahlen will, soll zahlen!

Nun machte ich mir auch nichts daraus, die für Geld ausgestellten Lieferungsempfangsscheine mit dem französischen Magazineur zu unterzeichnen, und erhielt dafür von ihm ein ansehnliches Geschenk. Eines Abends lag auf meinem Schreibtische ein großes Paket mit der Aufschrift:

Pour mon ami Castelli

J. Desilles.

Ich öffnete es und fand darin die Werke Voltaires in einer herrlichen Auflage von 9 Bänden und — hört! hört! — in jedem Bande einen 50 Gulden Bankozettel. Ich machte mir kein Gewissen daraus, das Geschenk anzunehmen, aber ich tat dafür in der Folge nicht mehr als ich tun durfte, und ich bedankte mich nicht einmal dafür.

Ich hatte überhaupt Gelegenheit zu sehen, wie die französischen Beamten leben und leben lassen, wie jeder bei dem Nutzen, den er bei einem Geschäfte hat, auch denjenigen etwas abläßt, welche bei diesem Geschäfte mit ihm in Verbindung stehen.

Der Friede war indessen geschlossen worden und der Feind zog ab. Bereits war auch schon der Tag bestimmt,

an welchem meine Purkersdorfer Franzosen abmarschieren wollten. Der französische Magazineur übergab mir noch am Vorabende den ganzen Lieferungsrest, welcher sich im Magazin befand. Es waren mehrere hundert Metzen Hafer und beinahe ebensoviel Zentner Heu. Ich übernahm sie, sperrte das Eingangstor, nahm den Schlüssel zu mir und stellte zwei handfeste Purkersdorfer Bürger mit Gewehren als Wachen vor das Tor.

Am Abend gab der Franzose noch einen Abschiedsschmaus, wobei der Champagner in Strömen floß und er mir eine goldene Uhr zur Erinnerung gab, wir blieben bis 4 Uhr morgens beisammen, um welche Zeit sich die freundlichen Feinde in den Wagen setzten und davon fuhren, ich aber mein Bett suchte, um jetzt nach vollendetem Geschäfte der Ruhe ganz zu genießen.

Ich schlief bis 10 Uhr, stand dann auf und begab mich sogleich zu meinem Magazin. Die Wachen standen fest am Tore, ich schloß dieses auf, da strahlte mir eine ungewohnte Helle aus dem Magazine entgegen. Was sah ich? — An der hinteren Bretterwand waren einige Laden ausgebrochen, und es befand sich kein Körnchen Hafer und kein Stämmchen Heu mehr darin.

Trotz aller Nachforschung habe ich nie mit Gewißheit erfahren können, wie und von wem dieser Diebstahl begangen worden sei; doch erfuhr ich, daß man am folgenden Tage auf der Landstraße viele französische Fuhrwagen mit Hafer und Heu beladen habe fahren gesehen.

Ich begab mich nach Wien zurück und meldete dem Baron Prandau die ganze Geschichte. Er aber machte ein fröhliches Gesicht dazu und sagte: In's Himmels Namen, weil wir sie nur los sind! —

In diesen Jahren spielte unsere Gesellschaft in der Stadt bei einem Beamten mit Namen Kerner, der ein um so größerer Freund davon war, als er selbst kleine Opern nicht übel komponierte, welche wir aufführten.

Wir gaben Schauspiele und Opern, letztere mit Klavierbegleitung, und ich darf sagen, daß dieses eines der besten Liebhabertheater war; man riß sich um Eintrittskarten, und noch jetzt erinnern sich ältere Leute daran mit Vergnügen.

In diesen Jahren kannte ich in den Stunden, da mich mein Amt nicht in Anspruch nahm, und deren viele ich ihm auch abstahl, keine andere Beschäftigung und auch kein anderes Vergnügen, als das Theater. Ich war mit allen Schauspielern des Theaters auf der Wieden Bruder im Spiel, und mehrere Stücke von mir waren schon mit Beifall gegeben.

Auch besuchten wir zwei Gasthäuser fast täglich, und zwar das eine bei den 12 Himmelszeichen nachmittags, und das andere, das sogenannte Fokanedi-Bierhaus, nach dem Theater.

In diesen Gasthäusern vertrieben wir uns die Zeit mit Reim- und anderen Spielen, welche den Geist schärften und uns viel Unterhaltung gewährten. Wer auf ein angegebenes Wort keinen Reim wußte, oder einen unreinen sagte, mußte einen Kreuzer bezahlen; und so brachten wir in einem halben Jahre einige 60 fl. zusammen, womit wir am Aschermittwoch, da kein Theater war, immer ein glänzendes Abendmahl veranstalteten.

Auch wurden ganze komische Prozesse in dieser Gesellschaft in Knittelversen geführt, welche sehr belustigend waren. —

Meine Großmutter hatte das Haus bei den sieben

Sternen in der Stiftgasse, wo ich bei ihr wohnte, verkauft, und die gute alte Frau war gestorben. Meine Tanten waren in das ihnen mit dem ganzen Vermögen hinterlassene zweite Haus in der Josephgasse gezogen, und da die Wohnung, welche sie bewohnten, zu klein war, so erhielt ich eine kleine Wohnung in demselben Hause, und ein guter Freund von mir, namens Fuchs, Hornist im Orchester des Theaters an der Wien, zog zu mir.

Dieser Mann hätte das Pulver nicht erfunden, wenn es nicht schon erfunden gewesen wäre, aber er war ein gutmütiger, sparsamer Mensch, der mir herzlich zugetan war, sehr auf Reinlichkeit hielt, und daher unsere kleine Wohnung immer sauber hielt und auch den Hausgarten besorgte und pflegte.

Ich hatte damals eine Liebschaft mit einem hübschen aber armen Mädchen, der Tochter einer Pensionistin; Liebschaften mußte ich immer haben, und ich weiß keine Zeit meines Lebens, wo ich nicht in Liebesbanden gefangen gewesen wäre. Ich muß auch sagen, daß alle meine Liebschaften ganz unschuldig waren und blieben. Mädchen, mit welchen ich ein Liebesverhältnis anknüpfte, sind immer von mir so rein wieder verlassen worden, als wir uns kennen lernten. Ich kannte mich zu genau, ich wußte sehr wohl, daß, wenn ich auch in ein Mädchen noch so sehr verliebt war, diese Flamme doch bald erlöschen werde, und besaß immer ein Rechtsgefühl, welches mich hinderte, ein solches armes Geschöpf unglücklich zu machen; und von der Heirat war ich ein entsetzlicher Feind.

War ich einige Wochen oder gar einige Monate mit einem Mädchen bekannt, so fingen mich diese Bande zu drücken an; die Geliebte wurde mir gleichgültig, ja um so lästiger, je mehr sie mich liebte; denn destomehr verlangte

sie von mir, daß ich ihr meine Zeit opfern sollte, und ich sehnte mich dann nach meiner Freiheit.

Allein, so sehr ich mich danach sehnte, so wenig Kraft besaß ich, die Bande wieder zu zerreißen, und so geschah es denn, daß ich oft lange Zeit in Fesseln schmachtete.

Mir war schon darum meine Liebschaft sehr lästig, weil ich die Abende lieber in der lustigen Gesellschaft meiner Freunde zubrachte, als daß ich bei ihr saß und seufzte und mich langweilte, was sie doch begehrte. Ich suchte also eine Ursache zum Bruche, welche sich bald in einem Zwiste wegen Vernachlässigung von meiner Seite fand; und ich war, dem Himmel sei Dank, wieder frei.

Meinen beiden Tanten hatte ich die Herrschaft über mich, besonders da ich jetzt nicht mehr bei ihnen wohnte, auch schon ziemlich abgewonnen, und so konnte ich wohl mit Schillers Räubern singen: „Ein freies Leben führen wir!“ Nur hatte ich immer zu wenig Geld dazu, um dieses freie Leben so zu führen, wie ich gerne gemocht hätte.

Meine Tage waren beiläufig folgendermaßen eingeteilt: Den Vormittag brachte ich gewöhnlich im Amte zu, von den nachmittägigen Amtsstunden schwänzte ich aber so viel mir nur möglich war; da spielte ich im Kaffeehaus bei Jakomuzzi an der Ecke der Wienstraße oder auch bei dem Kopisten des Wiener Theaters, Herrn Gebauer. Abends ging ich täglich in das Theater und nach demselben in das Gasthaus, wo meine Kameraden versammelt waren, und wo vor Mitternacht nie ein Ende des Spektakels ward. Ich konnte wirklich von Glück sagen, daß ich, wenn ich so im Winter nach Mitternacht von der Wien über den Getreidemarkt oder über die unheimliche sogenannte Bettlerstiege nach Mariahilf nach Hause ging, doch nie angefallen und beraubt wurde.

Ich ging einst als Student nach 10 Uhr nachts aus der Stadt nach Mariahilf, plötzlich faßte ein Mann mich grob am Arm und rief mir barsch zu: Heraus mit der Uhr! wie spät ist es? Ich affektierte äußerlich Ruhe, obwohl ich innerlich zitterte und antwortete ihm: Ich bin ein armer Student, ich habe keine Uhr, aber wenn Sie eine suchen, so gehen wir miteinander, denn ich möchte auch gern eine haben! Da ließ er meinen Arm los, sagte trotzig: Suche dir nur allein eine, und verschwand im Dunkel.

Gegen Mitternacht ging ich einst über den Stefansplatz nach Hause. Es war sehr finster und neblig. Plötzlich erhob sich ein Kopf neben mir und eine Stimme sprach flehend: Ich bitte schönstens um ein Almosen!

Erschrocken sprang ich einen Schritt zurück und sagte ärgerlich: Wie kann man denn so spät bei der Nacht noch betteln?

Und die Stimme antwortete: Euer Gnaden! ich bettle beim Tag auch. — Diese Antwort war unwiderstehlich. —

Ein Haus, in welchem ich damals viele Freundschaft genoß, war jenes des Hofsteinmetz Jäger. Fast alle Sonntage war ich da zu Tische geladen, und wir waren in Gesellschaft lustiger Brüder immer sehr fröhlich.

Ich lernte in diesem Jahre auch einen reichen jungen Mann mit Namen Hassaureck kennen. Er war ein sehr gebildeter Jüngling, der sich dem Kaufmannsstande widmete, aber dabei ein passionierter Theaterfreund war, und mit noch größerer Leidenschaft spielte er selbst Komödie. Ihm verdanke ich durch eine lange Reihe von Jahren die angenehmsten Stunden meines Lebens. Wir schauspielten zusammen, wir unterhielten uns zusammen; er unterstützte mich oft mit Geld. Er war ein herzensguter Mensch, aber er kannte den Wert des Geldes nicht und war sehr unglück-

lich in seinen Spekulationen, weil er den Starrsinn besaß, in Geldgeschäften immer seiner eigenen Meinung zu folgen, welche gewöhnlich der Gegensatz von den Meinungen aller übrigen Kaufleute war. Er war sehr großmütig, ja verschwenderisch; und als er später ein Großhandlungsgeschäft etablierte und dadurch mit den Geldmenschen seiner Gattung in Verbindung kam, verlor er auch bedeutende Summen im Spiele, so daß er endlich sein ganzes Vermögen verlor und im Elende starb.

Eine gute Schauspielerin und Sängerin war damals beim Theater an der Wien, Fräulein Müller; als Soubrette war sie vorzüglich. Ich hatte Zutritt im Hause, und die Mama des Fräuleins, welche Mütter im Schauspiele, aber schlecht spielte, lud mich öfters zum Speisen und warf mir süße Blicke zu; allein ich war ein keuscher Joseph, weil Madame Müller nicht so reizend war wie Putiphar, und habe demnach meinen Mantel nie dort gelassen. Die Tochter wäre wohl ganz nach meinem Geschmacke gewesen, und ich bearbeitete für sie auch ein französisches Lustspiel, welches unter dem Titel: »Das Liebhabertheater« unter ihrem Namen gegeben wurde; aber es trug mir keine Früchte, da sie mit einem russischen Fürsten in einem Liebesverhältnisse stand.

Wenn ich etwas Geld besaß, so gab ich meinen Freunden in dem Garten im Hause meiner Tanten, wo ich wohnte, Unterhaltungen, Essen und Trinken. Es wurde meistens dabei gekegelt. Auch meinen Mitbeamten gab ich solche Unterhaltungen. Ich konnte nicht leicht Geld in der Tasche leiden. Allein zur Entschädigung wurde auch ich in viele Gesellschaften eingeladen.

Im Jahre 1805 erschienen meine ersten poetischen Erzeugnisse bei Wallishaußer in Wien auf Löschpapier mit

Lettern, die so unrein waren, als wenn sie mit Tinte auf dieses Fließpapier geschrieben wären, unter dem Titel: Rosenfelds poetische Versuche.

Wer sieht nicht sogleich aus dem süßduftenden Namen Rosenfeld, daß dies ein pseudonymes Werk sei, und daß sich der Verfasser mit seinem eigenen Namen nicht hervorwagte? Und dann Versuche, dieses Wort sollte die Kritik entwaffnen, und poetische Versuche — du lieber Himmel, ich hatte noch gar keine klare Idee von Poesie, obwohl ich sie im Gymnasium gelernt hatte — Lernen? Poesie lernen? Das ist unmöglich! Poëta nascitur!

So dachte ich auch damals, ich sei schon ein Dichter, weil ich die langen und kurzen Silben an den Fingern abzählen und Herz mit Scherz, Sonne mit Wonne, Leiden mit Freuden reimen konnte.

Um diese Zeit lernte ich Ludwig Zacharias Werner kennen. Er kam zum ersten Male nach Wien und war an mich empfohlen. Ich führte ihn gleich am ersten Abend in das Theater und fragte ihn nach Ende des Schauspiels, in dem er sich über die Wiener Späße unendlich freute, ob er denn auch eine echte Wiener Kneipe kennen lernen wolle? O ja! antwortete er mir, und ich führte ihn in eine echte Kneipe, wie sie damals noch in Wien bestanden, wo Tanzmusik und Mädchen gehalten wurden. O! wer hätte damals gedacht, daß dieser lebenslustige, frohe, in jede Schürze verliebte Mann einst als ein Jammerbild auf der Kanzel einer katholischen Kirche stehen und das Wort Gottes als Liguorianer predigen werde?

Er fühlte sich selig in dieser Kloake der zügellosesten Ausschreitungen, nahm die Zutunlichkeit der vom Gastwirte gedungenen verlorenen Mädchen, davon ihm eine ganz außerordentlich gefiel, als naive Liebenswürdigkeit

hin; und hätte ich nicht ein achtsames Auge auf ihn gehabt und ihn zurückgehalten, er würde sich mit diesem Mädchen leichtsinnig eingelassen und vielleicht später den Verlust seiner Uhr und Börse zu beklagen gehabt haben.

Man muß aber auch gestehen, diese Mädchen sahen in ihrer damaligen Tracht ganz allerliebst aus.

Es ist hier der Ort, diese Wirtschaften etwas näher zu beschreiben, und ich will es versuchen.

Es gab zu jener Zeit in den Vorstädten kleine, unbedeutende Wirtshäuser, von der gemeinen Klasse »Beiseln« benannt, wo der Wirt hübsche und kecke Mädchen hielt, und wo täglich des Abends zwei oder drei Musikanten Tänze aufspielten. Die besuchtesten dieser Kneipen befanden sich auf dem Spittelberg. Da war nun alles dazu eingerichtet, um die Gäste so viel wie möglich zu prellen, sie durch Tanz, Trank und durch frivole Liebkosungen der Mädchen in jene Stimmung zu versetzen, in der man nichts mehr schont und die Börse leert. Diese Orte wurden freilich nur von Männern der gemeinsten Klasse besucht, aber nicht selten verlor sich auch ein alter Roué oder ein verwahrlostes Muttersöhnchen dahin, welche dann Geld und Kleinodien, oft auch ihre Gesundheit dort ließen, und wenn sie darüber böse Miene machten, auch noch hinausgeworfen wurden.

Zu speisen bekam man in diesen Kneipen nur sehr wenig: Würste, Käse, allenfalls noch Schweinefleisch. Auch Wein wurde nicht geschänkt, nur Bier und zwar sogenanntes weißes Bier, das aber dunkelbraun war, Mailänder, eine lichtere Gattung, und dann Hornerbier, eine Art Haferbier, von grüngelblicher Farbe, welches, in Krüge abgezogen, sehr stark moussierte und dem Berliner Weißbier ähnlich war. Es war besonders im Sommer ein sehr kühlender,

labender Trank, und ich weiß nicht, warum man nicht noch welches braut.

Bei Tag standen die Mädchen, die meisten üppig gestaltet, vor der Türe der Kneipe, um vorübergehende Männer durch die ihnen zu Gebote stehenden Künste anzulocken, abends das Gasthaus zu besuchen; denn bei Tage litt ihnen der Wirt keine Besuche.

Man kann sich nichts Appetitlicheres denken, als den Anzug eines solchen Mädchens. Sie trugen schneeweiße feine Strümpfe und rosenfarbige oder hellblaue Schuhe, ein Röckchen von weißem Barchent, oft auch von farbigem Seidenstoff, welches so kurz war, daß man die bunten Strumpfbänder unter dem Knie noch erblicken konnte, ein eng anliegendes Korsettchen, meistens schwarz, welches die Arme bis oben bloß ließ, und rückwärts eine Art von Büschelchen, genannt Schößerl, emporstreckte, dazu ein kleines seidenes Busentüchlein, welches seinen Inhalt nur halb verdeckte, und auf dem Kopf über den von beiden Seiten in Locken geringelten Haaren eine glänzende emporragende Goldhaube.

Wenn man in eine solche Kneipe hineintrat und nur gewöhnliches Bier begehrte, so erhielt man es durch den Kellner, und niemand bekümmerte sich um einen weiter. Man konnte ruhig sitzen bleiben und die Wirtschaft beobachten, nur durfte man sich nicht beigehen lassen, sich in ein Gespräch zu mischen, oder mit einem Mädchen Scherz zu treiben; denn man wurde für einen angesehen, der keine Maxen (Geld) hat. Verlangte man aber einen Kracher (einen Krug Hornerbier), da kam gleich ein Mädchen mit demselben, setzte sich zum Gast, erlaubte sich alle möglichen Scherze und trank mit, und ihre Kameradinnen tranken auch mit, und man brachte Fleisch und Backwerk, und am

Ende betrug die Zeche mehrere Gulden; denn es lagen auch meistens mehr Stöpfeln von den Bierkrügen, welche man geleert haben sollte, auf dem Tisch, als wirklich getrunken wurden.

Es versteht sich, daß bei dieser Gelegenheit auch Rendezvous mit diesen Mädchen für den nächsten oder einen folgenden Tag abgekartet wurden; denn am Abend durfte sich kein Mädchen aus dem Gastzimmer entfernen, sie mußte tanzen, Gäste unterhalten und trinken, was sie nur vertragen konnte, damit die Zeche größer wurde.

Auch eine eigene Sprache hatte man in diesen Kneipen, welche man die jenische nannte, und deren man sich darum bediente, um nicht von jedermann verstanden zu werden, und daher die Gaunerei ungehindert treiben zu können. Sehr viele Wörter dieser Sprache sind verwandt mit dem Hebräischen.

In späterer Zeit gab es nur noch einige solcher Kneipen im Prater, aber auch diese wurden zur Ehre Wiens abgeschafft.

Es war schon Mitternacht, und mein guter Zacharias Werner wollte mir gar nicht fort, er nannte himmlische Naivität, was die schändlichste Ungezogenheit war, und urwüchsiges Temperament, was Koketterie mit der eigenen Niederträchtigkeit war; nur ärgerte er sich, daß er nicht alles verstand, was gesprochen wurde.

Endlich brachte ich es dahin, daß er mir folgte, und als uns die Klingenfetzer (Musikanten) noch angegeigt und Werner ihnen einen blanken preußischen Taler geschenkt hatte, begleiteten uns diese und das Mädchen, mit dem sich Werner unterhalten hatte, noch bis an die Ecke der Straße, und ich hörte, wie die letztere, als sie ihn küßte, noch leise

zu ihm sagte: Also morgen kommst wieder, preußischer Spitzbub? und er ihr antwortete: Uf Ehre!

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn aufzuklären, was es mit diesen Wirtschaften für eine Bewandtnis habe und welchen Gefahren er sich aussetze, wenn er öfters und allein dahin ginge. Er erwiderte mir nur immer: Ach! es ist doch gar so volkstümlich da, er leistete mir aber endlich doch das Versprechen, ohne mich nicht hinzugehen.

Die Nacht war himmlisch, Mond und Sterne glänzten in unendlicher Pracht. Werner war so aufgeregt, daß wir nach der Stadt nicht gingen, sondern standen. Er teilte mir alle seine exzentrischen Ideen über diese und jene Welt, über Leben und Sterben mit, so zwar, daß wir von der Vorstadt um 12 Uhr fortgingen und erst um 4 Uhr morgens zu meinem Hause kamen. Als uns das Tor geöffnet wurde, umarmte Werner auch noch die alte Hausmeisterin und schlief dann in meiner Wohnung.

Ich habe Werner später, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war, wieder gesehen, aber er wich mir so viel er konnte aus.

## Sechstes Kapitel: Als Schauspieler und Theaterdichter.

Erfolge als Schauspieler — Eine Ehrung. — Die fröhlichsten Zeiten meines Lebens. — Ein schreckliches Erlebnis. — Schauspielerinnenliebe. — Das verschwundene Silberzeug. — Der betrogene Verehrer. — Bei der Kaiserin Theresia. — Die Castelliglocke und andere berufliche Geschichten. — In Saus und Braus. — Des Bierwirts Töchterlein. — Harfenspieler. — Bühnendichtungen. — Die »Schweizerfamilie«. — Mein Honorar.

Im Jahre 1807 wurde das Schauspielen von mir schon großartig betrieben. Den ganzen Sommer hindurch spielte unsere Gesellschaft in Penzing in dem Hause der Sängerin Madame Tomeoni, wo sich ein stehendes Haustheater befand. Meine Rollen waren stets ernste und komische Alte, und ich muß es der Wahrheit gemäß sagen, daß ich die Zuseher als alter Dallner in der »Dienstpflicht« ebenso zu Tränen rührte, als ich sie als Don Ranudo und als Schuster im »Abgebrannten Hause« zum Lachen brachte. Ich kann sagen, ich war wirklich meiner Leistungen wegen schon berühmt.

Ja noch mehr, der Zufall wollte, daß ich am 29. Juli 1807 auch öffentlich im Theater an der Wien auftrat. Man gab an diesem Tag den »Seltenen Prozeß«, Lustspiel von Gewey. Ich war, wie fast jeden Abend, auf der Bühne und in der Garderobe. Der Komiker Weiß sollte den Rat Mirthenthal spielen, welcher erst im dritten Akte vorkommt. Während er sich in der Garderobe ankleidete, wurde er ohnmächtig und so unwohl, daß er nach Hause gebracht werden mußte. Man war natürlich in der größten Verlegenheit, denn die zwei Akte des Stückes waren schon im

Gange; da erbot ich mich, die Rolle, in welcher ich auch auf Haustheatern schon sehr gefallen hatte, zu spielen. Ich spielte sie und wurde stürmisch hervorgerufen. Man wollte mich auch gleich nach derselben engagieren, allein — dem Himmel sei Dank, ich nahm es nicht an.

Welche Ehren man mir damals schon erwies, mag folgende Begebenheit beweisen.

Mein Namensfest Ignaz fällt alljährlich auf den 31. Juli. Am 30. Juli 1807 war ich nun von dem Schauspieler und Sänger Meyer geladen worden, mit ihm nach dem Theater nach Hitzing zu fahren. Ein Wagen für zwölf Personen, mit vier Pferden bespannt, stand bereit. Alle meine Freunde stiegen mit mir ein und wir fuhren — am Tore meines Wohnhauses an. Läufer mit Fackeln und Bediente in Livreen halfen uns aus dem Wagen, und wir traten in den Garten, welcher festlich beleuchtet war; mein Bild, bekränzt und mit farbigen Lampen umgeben, hing an einem Baume. Kapellmeister Seyfried hatte für ein Vokalquartett eine Fuge (da er wußte, daß ich Fugen sehr liebte) auf das einzige Wort »Nazerl« geschrieben, welche abgesungen wurde, es wurde soupiert, gekegelt, und Dupré brannte ein Feuerwerk ab.

Diese Ueberraschung hatte mir mein Freund Fuchs bereitet.

Am 1. August 1807 wurde meine Parodie »Roderich und Kunigunde« im Theater an der Wien zum ersten Male gegeben. Selten hat noch ein Theaterstück ein ähnliches Schicksal gehabt. Die Personen wurden damals von lauter ernsten Schauspielern dargestellt, welches eigentlich ganz zweckmäßig ist: allein das Publikum wußte nicht recht, was es daraus machen sollte. Da zu jener Zeit eben die Rettungsopern und Melodramen recht im Gange waren,

so hielten einige das Stück für eine ungeschickte Bearbeitung eines wirklich ernsthaften Stoffes. Andere ärgerten sich darüber, daß man ihre herzzerquetschenden Lieblingsspektakel so herabziehe und lächerlich mache, und noch andere (und diese hielten sich für die Gescheitesten) erklärten es für baren Unsinn. Kurz, die Parodie wurde ausgezischt, und jetzt, nach einem halben Jahrhunderte, ist sie ein Lieblingsspektakel der Wiener und gilt als Musterparodie. So ändern sich Zeiten und Menschen! —

Ich wurde endlich des Aufenthaltes bei meinen Tanten und der Herrschaft, welche diese beiden alten Frauen über mich behaupten wollten, überdrüssig und zog von ihnen weg. Ich wurde damals mit dem nachherigen beliebten Schauspieler Küstner bekannt, und wir mieteten uns miteinander ein Zimmer im Nikolaihof.

Da ging es nun freilich sehr burschikos her. Wir hatten miteinander ein Zimmer, oft einen Geldbeutel und teilten und genoßen noch manches andere gemeinschaftlich.

Das währte aber nicht lange, denn Küstner ging zum Theater, und ich bezog eine eigene Wohnung im Hause meines Freundes Hassaureck im Ballgäßchen im »Blumenstöckchen«.

Die Jahre, welche nun folgten, waren die fröhlichsten meines Lebens. Bei Hassaureck und seinem Freunde Appel, der auch mit uns in demselben Hause wohnte, gab es mitunter Gesellschaft, splendide Gastmahle und andere Lustbarkeiten. Wir spielten im Winter Komödie und im Sommer im kaiserlichen Schloßtheater zu Schönbrunn.

Einen Sommer wohnte ich im sogenannten Erzherzog Karlhause in Penzing, und da trug sich eine Begebenheit zu, welche ich erzählen will.

Als im Herbste die Abende kühler wurden und die

Blätter zu fallen begannen, brachte ich die Stunden von acht bis elf Uhr abends gewöhnlich in dem sehr besuchten Kaffeehause zu Hietzing zu, wo ich eine angenehme Gesellschaft fand. Wir schwatzten, tranken unsere Kanne Bier und trennten uns meistens erst gegen Mitternacht. Um dann nicht den längern, oft sehr staubigen Weg um den Schönbrunner Garten nehmen zu müssen, hatte ich mir einen Schlüssel zum kleinen Gartentürchen — welches um 10 Uhr geschlossen wird — zu verschaffen gewußt und ging auf diese Art durch die lange Linden- und Kastanienallee, welche, mit der Gartenmauer eingeschlossen, schnurgerade zum Schlosse führt. Die Bäume, welche diese Allee bilden, sind sehr alt und stark, und die Allee ist daher selbst bei hellem Tage dunkel, des Nachts aber, wenn die Laternen verlöscht sind, sieht man keinen Stich und muß sich sorgfältig fein in der Mitte halten, um sich den Kopf nicht gegen einen Baum zu stoßen.

Es war gegen Mitternacht, als ich in einer trüben, nur sehr spärlich vom wolkenverschleierten Monde erleuchteten Septembernacht das Kaffeehaus verließ und mit meinem treuen Begleiter, meinem Pudel Castor, durch die Allee dem Schlosse zuwandelte. Castor war so dressiert, daß er immer vor, nie hinter mir lief, und nur manchmal in Sprüngen wieder zu mir zurückkehrte, um zu sehen, ob ich ihm folge, und auch zugleich mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er mich nicht verloren habe.

Wir hatten diesen Abend im Kaffeehause eben über Gespenster gesprochen, mehrere Histörchen dieser Gattung waren erzählt worden, und ich schlenderte, von dem Abenteuerlichen noch ganz erfüllt und aufgeregt, langsam meinen Weg dahin. Da schlug die Turmuhr des Schlosses Mitternacht, und noch hallte der letzte Schlag dumpf nach, als

ich plötzlich aus meinen Träumereien durch ein lautes Gebelle meines Castors geweckt wurde. Diesem Gebelle folgte, bevor ich noch Zeit gewann, dem Hunde zu pfeifen, ein Geheul, und also heulend und winselnd lief der Hund hinter mir zurück, so weit er nur konnte. Jetzt rief ich ihn beim Namen und pfiff ihm, aber der sonst sehr gehorsame Hund war nicht mehr zu bewegen, zu mir hervorzukommen, sondern immer heulend schlich er zwar näher, blieb aber in einer Entfernung von einigen Schritten hinter mir zurück.

Dadurch aufmerksam gemacht, blieb ich stehen, sah vor mir in die Dunkelheit hin und lauschte; da vernahm ich fernen dumpfen Schall, wie Tritte eines ungewöhnlich kräftigen Wesens, und alsbald wurde ich auch in einer Höhe von anderthalb Klaftern ein Lichtchen gewahr, welches sich so bewegte, als ob es von jemand getragen würde, der sich gegen mich bewegte. Ich stutzte, es schauerte mir eiskalt über den Rücken; aber gewohnt, etwas Unbegreiflichem immer kühn entgegenzugehen, blieb ich, unverwandten Blickes auf das ferne Lichtlein starrend, das ferne mir jetzt wie ein vollendetes Feuerauge vorkam, mitten im Wege stehen. Und langsam bewegte sich nun das Flämmchen immer näher, und näher hallte auch der schwere Tritt, welcher Schall sich auch mit einem Schnauben mischte, das ich jetzt deutlicher vernahm, und — plötzlich wurde mir ein ungeheurer behaarter Kopf im Dunkel hart vor mir sichtbar, der sich hin und her bewegte. Er schien einem ganz behaarten Manne anzugehören, der das Lichtlein auf einer Stange trug, und noch ängstlicher heulte mein Castor. Das Ungetüm öffnete einen fürchterlichen Rachen, ich aber war meiner nicht mehr mächtig und sank seitwärts auf eine steinerne Bank, unter welche sich der Hund heulend verkroch.

Als ich meine Hände, die ich unwillkürlich vor die

Augen gedrückt hatte, wieder wegnahm, war das Ungetüm schon vorüber. Mit neuem Mute rief ich ihm nach: „Wer ist da?“ — und eine Stimme von oben herab antwortete mir: „Nun! — ich bin's, der Kamel-Joseph!“ Da erklärte sich mir das ganze Rätsel. Man hatte an diesem Tage in der Stadt auf dem Theater ein Prunkstück aufgeführt, wozu man aus der Menagerie in Schönbrunn das Kamel gebraucht hatte. Das Stück endete spät, und der Wärter kam mit dem schwerfälligen Tiere, auf welches er sich, seine Laterne in der Hand haltend, gesetzt hatte, erst um Mitternacht nach Schönbrunn zurück.

Heute konnte ich unmöglich mehr lachen, aber am folgenden Tage lachte ich über mein Abenteuer recht herzlich. Wer hätte aber auch in Oesterreich nachts um 12 Uhr vermuten können, einem Kamele zu begegnen? —

Welchem jungen Mann sind nicht Schauspielerinnen gefährlich gewesen? Auch mir waren sie es. Allein eine, die ich liebte, hat mir auf immer die Augen geöffnet, und ich sehe Schauspielerinnen jetzt nur als Spielzeuge an, mit denen man sich recht angenehm unterhalten kann, ohne mehr von ihnen zu begehren. Sie spielen immer und überall Komödie, und die Stücke, in denen sie auch im Leben spielen, sind manchmal kürzer, manchmal länger, je nachdem sie Gefallen an ihrer Rolle oder an ihrem Mitspielenden finden; aber die Komödie nimmt dann doch ein Ende, der Vorhang fällt, und man sieht die Schauspielerin ihres Flitterstaates entkleidet ganz anders, als man sie beleuchtet von der Flamme, welche sie in uns zu entzünden und so lange zu nähren wußte, gesehen hat.

Varietas delectat. Dieser Spruch ist die Ursache, welche junge Männer so sehr zu Schauspielerinnen hinzieht.

Man sieht in ihr in jeder Rolle eine andere; sind aber diese Rollen ausgespielt, hat sie uns durch Darstellung so vieler Charaktere entzückt, so findet man bei so vielen Schauspielerinnen Frauen ohne Charakter.

Hört meine Geschichte, ihr jungen Herren!

Emilie war eine brave Schauspielerin und ein schönes Mädchen, wenigstens galt sie noch für ein solches, obschon sie schon ein zwölfjähriges Söhnlein von einem Schauspieler aufzuweisen hatte. Ihr Benehmen war angenehm und liebenswürdig, und sie trug sogar eine gewisse Sittsamkeit zur Schau. Das Feld, auf welchem ich damals Siege zu erringen suchte, waren die Bretter, welche die Welt bedeuten, und ich war daher auch heimisch zwischen den Kulissen.

Die Bekanntschaft war bald und leicht gemacht, und ich lag selig in dem Netze des Mädchens. Ich glaube, daß sie wirklich Gefallen an meiner Person und meinem Umgange fand, und daß ihr besonders meine ganze Hingebung gefiel, denn in anderer Hinsicht besaß ich nicht Mittel genug, um ihr kostbare Geschenke zu machen oder Vergnügungen zu verschaffen. Sie schien auch damit zufrieden zu sein, was ich tat, weil sie wohl sah, daß ich alles tat, was ich konnte; ich lobte sie in Journalen, ich machte Gedichte auf sie, ich befand mich stets im Theater, wenn sie spielte, ich saß an ihrem Bette, wenn sie unwohl war, ich brachte ihr wohl auch Blumen und andere kleine Geschenke, die ich eben erschwingen konnte; kurz, ich war recht unsinnig in sie verliebt.

Ich kann aber nicht lieben, ohne eifersüchtig zu sein wie ein Türke. Welche Qualen litt ich, wenn ich sah, wie sie, die immer Liebhaberinnen spielte, sich so zärtlich auf der Bühne an ihren Liebhaber anschmiegte, wie sie auch

außer der Bühne mit andern Männern koste und scherzte! Ich hatte immer Mutmaßungen, sie sei mir nicht treu, und wendete alle Mittel an, um mich davon zu überzeugen. Ich hatte ihre Magd in meinem Solde, die mich auch dafür immer auf eine falsche Spur leitete, ich stieg öfters hinten auf dem Theaterwagen auf, wenn sie mit demselben nach Hause fuhr, aber vergebens.

Endlich ereignete sich etwas, was ich mir noch heute entweder gar nicht oder nur auf eine das Fräulein nicht ehrende Art erklären kann.

Sie unternahm eine Reise nach Graz, um daselbst Gastrollen zu geben, und bat mich, während ihrer Abwesenheit in ihrer Wohnung zu bleiben. Ich erfüllte ihren Wunsch mit Vergnügen, denn mir war es einerlei, wo ich wohnte.

Am Tage vor ihrer Abreise, als sie die Vorbereitung zu ihrer Reise machte, sperrte sie ihr Silberzeug, beiläufig 800 fl. wert, vor meinen Augen in die erste Lade ihrer Kommode und drang in mich, den Schlüssel dazu zu übernehmen, weil, wie sie sagte, Feuer entstehen, und ich dann ihre beste Habe retten könnte; ich weigerte mich, allein auf ihr Drängen nahm ich den Schlüssel, und sie reiste am nächsten Morgen ab.

Sie blieb vier Wochen abwesend, ich war während dieser ganzen Zeit in ihrer Wohnung, schlief daselbst, und es besuchte mich da nur ein einziger guter Freund, welcher mich zu einem Spaziergang abholte.

Sie kam wieder zurück, ich gab ihr den Schlüssel, den ich nie gebraucht hatte; sie schloß den Kasten auf und — das Silberzeug war fort. Wir standen beide starr vor Schrecken und wußten nicht, was wir denken oder sagen sollten.

Als ich mich vom Schrecken erholte, nahm ich Stock

und Hut, um auf der Polizei ohne Verzug die Anzeige zu machen. Emilie suchte mich aber auf alle mögliche Art, besonders durch den Umstand, daß ich ganz allein in der Wohnung war, und ich daher einer strengen Untersuchung unterzogen werden würde, von dieser Anzeige abzuhalten, ja sie brach sogar in Tränen aus und sagte, sie wolle lieber den Verlust tragen, als mich einem so schimpflichen Verdachte ausgesetzt zu wissen. Ich aber antwortete ihr, da ich mir keiner Schuld bewußt sei, so habe ich nichts zu fürchten, und ging auf der Stelle in das Polizeibureau, wo ich dem Kommissär die ganze Geschichte erzählte.

Sehr sonderbar! sagte er und schüttelte lächelnd den Kopf.

Es vergingen zwei Tage, dann bekam auch Emilie eine Vorladung zur Polizei, wo sie am folgenden Tage erscheinen sollte. Sie schien trostlos darüber. Aber denselben Tag abends, als ich sie besuchte, kam sie mir voll Freude entgegen und sagte mir, es sei ein Franziskaner bei ihr gewesen und habe ihr mitgeteilt, es habe ihm jemand in der Beichte eröffnet, daß er aus ihrem Kasten Silber entwendet habe, und ihn gebeten, sich zu erkundigen, wie hoch der Wert dieses Silberzeuges sei, er wolle jeden Preis dafür bezahlen, wenn man alle weiteren Nachforschungen unterdrücken wolle. Sie habe den Wert auf 800 fl. angesetzt, und diese Summe von dem Franziskaner eine halbe Stunde nachher auch bar erhalten, und sie bitte mich daher, sogleich noch einmal auf das Polizeibureau zu gehen, um jede fernere Untersuchung niederzuschlagen.

Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich denken sollte; die ganze Geschichte kam mir sonderbar vor, und es stiegen Zweifel in mir auf, welche für Emiliens Charakter eben nicht vorteilhaft waren; und als ich die Sache dem Polizei-

kommissär meldete, lächelte er wieder und sagte: Nun, das hat sich ja recht schnell und auf eine unglaubliche Art gemacht. Er dachte vermutlich dasselbe, was ich dachte.

Von diesem Augenblicke verminderte sich meine Zuneigung zu Emilien, ich beschloß, auf meiner Hut zu sein und alles aufzubieten, um Gewißheit zu erlangen, ob ich nicht auch auf einer andern Seite der Betrogene sei.

Emiliens Magd, welche ich in meinem Solde hatte, vertraute mir, es komme öfters ein vornehmer Herr, ein Graf, des Abends, wenn ich weggehe, zur Frau, und bleibe lange, oft auch bis gegen Mitternacht hier. Ich spähte nun zu allen Stunden des Tages und der Nacht um das Haus herum und sah wirklich einmal, wie Graf . . .y, den ich wohl kannte, erst auf Emiliens Fenster hinaufblickte, bei welchem ein rotes Tuch hing (vermutlich das verabredete Zeichen, daß Emilie allein sei), und dann schnell in das Haus schlüpfte. Ich stürzte ihm nach, und als er bei ihrer Türe anläuten wollte, faßte ich ihn wütend bei der Brust und warf ihn zu Boden.

Ich hörte nur noch einen ungarischen Fluch und den Nachruf: Das sollst du mir büßen, infamer Bursche.

Als ich Emilien meine Heldentat erzählte, wurde sie zornig darüber, es entspann sich ein Streit zwischen uns, der damit endete, daß ich mich aufs Nimmerwiedersehen von ihr empfahl.

Vierzehn Tage gingen vorüber, ohne daß ich sie besuchte, da erhielt ich plötzlich einen freundlichen, ja zärtlichen Brief von ihr, worin sie mich bat, nicht länger zu zürnen, beteuerte, sie könne ohne mich nun einmal nicht leben, und mich aufforderte, heute abend auf das Theater, wo sie vor einem Ballette in einem kleinen neuen Stücke eine Rolle zu spielen habe, zu kommen.

Ich selbst fühlte noch einige Neigung für sie, erfüllte also ihren Wunsch und fand mich abends vor der Vorstellung in ihrer Garderobe ein.

O Weiber! Weiber! Gleißnerische Wesen! Ihr könnt uns mit einer Hand schmeicheln und mit der andern uns einen Dolch ins Herz stoßen. Ihr lächelt uns an, und stecht uns hinter dem Rücken den Narren. Hört, was geschah, und hört auch, wie ich mich rächte!

Als ich in die Garderobe trat, umarmte sie mich zärtlich und drückte ihre Freude über unsere Wiedervereinigung aus, dann sagte sie mir, sie habe eine Loge genommen, weil sie gerne das neue Ballett sehen möchte, und doch nach ihrem Spiele im Vorstücke nicht unter das Publikum gehen könne; sie bat mich, einstweilen in ihre Loge Nr. 4 hinaufzugehen, sie werde mir nach dem Vorstücke nachfolgen.

Ich ging, aber es kam mir mit der Loge nicht ganz geheuer vor. Ich fragte also bei der Theaterkasse, wo immer ein Logenrapport liegt, wer heute die Loge Nr. 4 genommen habe. Man sagte mir, Graf . . . y.

Ich war wütend. — Ich sollte mich also in die Loge setzen, welche ihr Souteneur für sie bezahlt hatte? Schändliche Zumutung!

Ich begab mich wieder auf die Bühne und wartete, bis das Vorstück zu Ende war, und als sie mich fragte, warum ich nicht in der Loge geblieben sei, antwortete ich ihr, es sei mir zu heiß gewesen, und wenn sie umgekleidet sei, wolle ich mit ihr mich dahin begeben.

Ich stellte mich mitten auf die Bühne, wo zwischen einem Stücke und einem Ballette sich alles zu versammeln pflegte, und erwartete sie. Sie kam, gab mir ihren Arm und sagte: Nun komm in die Loge! Ich aber antwortete,

sie von mir stoßend: Nein, ich komme nicht, und zitternd, nicht sprechend, sondern brüllend, damit es alle Umstehenden hörten, setzte ich hinzu: weil ich von nun an mit einer solchen Elenden, wie du bist, nichts mehr zu tun haben will.

Ich ging, sie aber saß dennoch ganz ruhig in der Loge, und wenn sie mir später begegnete, fragte sie ganz freundlich und als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre, um mein Befinden.

So lieben Schauspielerinnen. —

Es war im Jahre 1807, als ich von dem Hofkapellmeister und berühmten Musikkompositeur Joseph Weigl, welcher bei der Kaiserin Theresia sehr beliebt war, den Auftrag erhielt, für eine zu einem Hoffeste bestimmte Abendunterhaltung ein französisches Melodrama zu bearbeiten. Ich erhielt das französische Buch hiezu, und dies war ein Gemenge von Ritterspektakel, Pantomime, Ballett, kurz von allem erdenklichen Unsinn. Es sollte aber auch noch Gesang und Spaß damit vermischt sein.

Ich machte das Zeugs zusammen und übergab es Weigl. Binnen wenigen Tagen sagte er mir, die Kaiserin sei damit zufrieden.

Das Stück hieß: »Die drei stummen Eremiten«.

Nun komponierte Weigl die begleitende Musik, es wurden ganz neue Dekorationen und Kostüme dazu gemacht, und in der Hofburg selbst ein Theater aufgeschlagen. Die Kaiserin saß bei allen Proben dabei, und auch mir war es erlaubt, dabei zu erscheinen, weil es bald dort bald da Abänderungen zu machen gab.

Endlich kam der Tag immer näher, an welchem die Aufführung stattfinden sollte. Plötzlich erschien ein Leiblakai in meiner Wohnung und beschied mich zur Kaiserin; er sagte mir, ich sollte ihm auf der Stelle folgen, ohne

mich umzukleiden, so wie ich eben sei, denn die Kaiserin wolle mich unverzüglich sprechen.

Die Kaiserin sprach mich mit der ihr eigenen, Herzen gewinnenden Freundlichkeit an: Lieber Castelli! Sie müssen mir noch einen Gefallen erweisen.

Ich. Ihre Majestät haben zu befehlen.

Sie. In dem Stücke, welches Sie bearbeitet haben, muß am Schlusse noch eine Szene in einem Salzbergwerke vorgehen; der Kaiser liebt diese Bergwerke sehr, und ich will die Dekoration auf eine Art machen lassen, damit ich zugleich eine Lotterie anbringen kann. Die einzelnen Steine im Schachte sollen mit Nummern versehen und in dieselben Gewinnste gelegt werden.

Ich war über diese Zumutung ganz erschrocken und erkühnte mich einzuwenden: Ihre Majestät, ich weiß wirklich nicht, wie ich das zuwege bringen werde ohne Zauberstab.

Allein die Kaiserin antwortete sehr schmeichelhaft: Sie werden schon den Zauberstab in Ihrem Kopfe finden. Hier haben Sie das Buch, hier im Nebenzimmer habe ich Ihnen Schreibgeräte bereiten lassen, auch werden Sie Wein und Imbiß finden; gehen Sie hinein, machen Sie gleich alles zurecht, und gehen Sie mir nicht fort, bis alles in Ordnung ist.

Was war zu tun? Ich mußte gehorchen. Bei einem vortrefflichen Imbiß und herrlichem Wein setzte ich mich nieder, erquickte mich vorerst und ging dann an die Arbeit.

Da das Stück einen guten Ausgang hatte, so ließ ich am Schlusse aus dem nahe sein sollenden Schachte Bergknappen erscheinen, an deren Spitze einen Greis (welchen der herrliche Brockmann spielen mußte) eine Anrede halten, darin die mitspielende, im Stücke triumphierende Unschuld

zu einem Feste in der nahen Grube eingeladen wurde, und viele salbungsreiche und rührende Anspielungen auf den Kaiser vorkamen.

Die Kaiserin war damit zufrieden.

Am Tage der Aufführung erhielt auch ich eine Einladung. Das Stück mußte natürlich gefallen; nur ereignete es sich, daß der Kaiser mitten in der Hauptszene abgerufen wurde und eine Glockenstunde wegblieb, bis er wieder erschien. Vermutlich hatte er über der wichtigen Unterredung, welche er hatte, das früher Gehörte und Gesehene schon vergessen; das schadete aber auch nicht, denn das Ganze hatte eigentlich wenig Sinn, und die Zuhörer vertrieben sich unterdessen die Zeit mit Genuß von Erfrischungen aller Art.

Am Schlusse fand nun das Fest im Schachte statt. Ein kleiner Bergknappe erschien und zog Nummern aus einer Vase. Dieselben Nummern waren auch auf den Salzsteinen zu lesen, und darunter die Namen derjenigen, welche mit den Gewinnsten zu beteilen waren.

Mir fiel der einzige Spaß zu, welcher sich unter den Gewinnsten befand. Der Ausrufer rief nämlich: Der Verfasser des Stückes, Herr Castelli, gewinnt — den Unterrock der Hekuba. Alles lachte, und mir wurde ein alter sogenannter abgenähter Marseillerock übergeben.

Der Kaiser lachte auch, sagte aber der Kaiserin etwas ins Ohr und diese etwas der Erzherzogin Marie Luise, welche dann zu mir trat und mir zwei silberne Leuchter, welche sie gewonnen hatte, übergab und den Rock mir abnahm.

Ich bedurfte damals notwendiger Geld als silberner Leuchter, darum verkaufte ich diese schon am folgenden Tage, allein jetzt bereue ich, dieses aus den Händen Marie

Luisens empfangene Erinnerungszeichen weggegeben zu haben.

Von der Kaiserin erhielt ich in einigen Tagen durch Weigls Hand ein Honorar von 30 Dukaten.

Bald darauf starb die als Gattin und Mutter so vortreffliche Kaiserin, und die bösen Wiener Mäuler sagten, sie sei an meinem Stücke gestorben.

In diesem Jahre führte ich ein wahres Sybaritenleben, tat in meinem Amte so viel als ich eben mußte. Freilich kam mir dabei zustatten, daß ich mit einer außerordentlichen Leichtigkeit arbeitete und in einer Stunde meine Aufgaben zustande brachte; daher konnten mir meine Vorgesetzten auch keine Vorwürfe machen, und mich darauf fußend, war ich auch so keck, daß ich jeden Verweis mit Effronterie lächerlich machte.

Ich war eines Nachmittags vom Amt weggeblieben, da fragte mich mein Rechnungsrat: Warum sind Sie denn gestern nachmittag nicht gekommen? — Weil ich heute nachmittag nicht kommen kann, antwortete ich barsch, und er ging und lachte verstohlen.

Die Amtsstunden begannen um 9 Uhr morgens, ich kam aber sehr selten vor ein Viertel nach 10 Uhr, so daß alle Beamten die Glocke, welche um $^1/_4$ auf 11 bei den Minoriten geläutet wird, die Castelliglocke nannten. Eines Tages kam ich wieder so spät in das Amt, und der Buchhalter kam mir entgegen, hielt seine Uhr in den Händen und sagte: Ich habe Sie schon öfters ermahnt, zu den festgesetzten Amtsstunden zu kommen, und heute ist's schon wieder $^1/_4$ auf 11. — Da zog ich meine Uhr heraus, zeigte sie ihm und antwortete: Ich bitte um Vergebung, Herr Buchhalter, Ihre Uhr geht zu spät, die meinige zeigt schon $^1/_2$ 11. — Ganz verblüfft sprach er kein Wort mehr. Da-

durch schüchterte ich die Herren ein, und da ich meine Arbeiten zur Zufriedenheit vollbrachte, so sagten sie zuletzt: Mit dem Menschen ist nichts anzufangen, und ließen mich gewähren.

Außer meinem Amte spielte ich fleißig Komödie, war mit allen Schauspielern des Theaters auf der Wieden verbrüdert, besonders hatte ich bei dem Regisseur Sebastian Mayer immer freien Tisch; ich liebte auch das Kartenspiel sehr und gewann und verlor von meinem Beutel bedeutende Summen, der Gewinn überstieg aber doch allmonatlich den Verlust. Mit meinen Freunden besuchte ich auch vornehmere Gasthäuser und aß und trank nobel. Kurz, ich war gegenüber meinen schmalen Einkünften ein Verschwender. Ich machte Schulden, zahlte sie wieder, machte neue Schulden, und so kam es, daß ich manchmal, wenn ich von einem Gelage wegging, nicht einen Groschen für den Hausmeister mehr im Sacke hatte. Dennoch lebte ich in Saus und Braus fort.

Ich habe in meinem Leben viele Freundschaftsbünde geschlossen, welche bald kürzer bald länger dauerten, und teils durch gleiche Zwecke, gleiche Vergnügungen und andere Umstände sich bald knüpften, sich aber auch ebenso schnell wieder löften; nur zwei Freunde kann ich nennen, welche diesen Namen ganz verdienten. Der eine war in dieser frühen Zeit ein Herr Kloß, damals das Faktotum bei dem Großfuhrmann Dietrich, einer der liebenswürdigsten, sanftesten, hingebendsten und anhänglichsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe. Der zweite ist der Dichter Johann Gabriel Seidl, den ich erst später fand, der aber noch jetzt mit derselben Innigkeit an mir hängt, wie ich an ihm. Wir werden uns auch bis zum Tode nicht mehr trennen. —

Im Jahre 1808 machte ich die Bekanntschaft eines

Mädchens, welches jeder, der es sah, gewiß nicht mit »Fräulein«, sondern »Frau« angesprochen haben würde, denn ihr Körperbau war außerordentlich üppig. Das war aber eben nach meinem Geschmack. Ich habe nie eine Sympathie für die Sylphengestalten der Roman-Schriftsteller mit blauen Augen, blonden Haaren und einem Gelsenleib gehabt, von dem man fürchten muß, er breche im nächsten Augenblicke. Ein solches ätherisches Wesen gehört meiner Meinung nach in einen Schrein unter einen Glassturz, und nicht in die Arme eines Mannes, der doch auch fühlen will, daß er etwas an sein Herz drückt.

Dieses Mädchen, das ich nur bei seinem Taufnamen Josephine nennen will, hätten kurze Männerarme gar nicht umfassen können, denn die Natur hatte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ausgepolstert, und ihre Abstammung von einem dicken Bierwirt konnte nicht zweifelhaft sein.

Uebrigens war Josephine auch ziemlich gebildet, und da ich sie suchte, ließ sie sich gerne finden. Die Liebschaft, (ich konnte nie ohne eine solche sein), war bald angeknüpft, die Eltern hatten nichts dagegen einzuwenden, daß ein gnädiger Herr Beamter, der schon 400 fl. Besoldung hatte, ihrer Tochter die Cour machte.

Josephine war aber ungeachtet ihres stattlichen Körperbaues kränklich, sie besaß schwache Nerven; da saß ich denn oft stundenlang an ihrem Bette und suchte sie durch meine Plaudereien aufzuheitern, sie war noch zärtlicher und hingebender zum Dank für die Stunden, die ich ihr opferte, aber die Stunden gingen vorüber, und ich hatte keine zu bereuen.

Ich genoß auch viel Vergnügen in diesem Hause, und besonders war mir des Vaters viel besuchte Bierstube sehr willkommen. Immerfort seufzen, liebkosen und liebeln wird

am Ende auch dem Verliebtesten zu viel. Wenn ich es also genug hatte, so ging ich zu ebener Erde in die Kneipe, trank mein Glas Bier, aß meinen Rostbraten und hörte dem Harfner zu, welcher da zweimal in der Woche seine komischen Lieder sang.

Es gab damals weniger sogenannte Volkssänger als jetzt, sie waren auch nicht präziös, sondern wahre Bänkelsänger; auch bezahlte man keinen Eintrittspreis, sondern der Mann ging entweder selbst oder durch seinen Mitgehilfen bei den Gästen sammeln. Es befand sich auch keine ganze Gesellschaft und kein Klavierklimperer dabei.

Der beste und beliebteste war der unter dem Namen »der blinde Poldl« bekannte. Es war ein großer Mann mit einer ausgiebigen Stimme und wirksamem Vortrage begabt. Er saß mit seiner Harfe, welche er gar nicht schlecht spielte, auf einem erhöhten Gerüste und sang alles allein, anfangs ernsthafte Lieder, dann komische; an Zoten fehlte es eben auch nicht. Es gab viele junge Schriftsteller, welche ihm die Lieder verfaßten und sich nicht wenig darauf einbildeten, wenn eines zur Wiederholung verlangt wurde. Man erkannte die Verfasser leicht; denn sie standen meistens um ihn herum. Ich gestehe aufrichtig, daß auch ich einige Lieder für ihn verfaßte, und wenn ein solches gesungen wurde, so brachte mir der Wirt, der Vater meiner Geliebten, immer eine Extraspeise als Honorar.

Um wieder auf meine Josephine zurückzukommen, so dauerte unsere Liebschaft fast zwei Jahre, dann mußte ich von Wien fort, wie man später lesen wird.

Den Abend vor meiner Abreise brachte ich noch bei Josephinen zu. Der Abschied war herzbrechend, und das Bier, welches mir meine Hebe kredenzte, war mit Tränen gesalzen, aber es schmeckte mir doch. Wir gaben einander

Versprechungen von Liebe und Treue, welche so weit gingen, daß sie sogar schwur, mir treu zu bleiben, und wenn ich auch drei Monate abwesend bleiben sollte. Die Gute hat ihren Schwur redlich gehalten, allein ich blieb leider sieben Monate abwesend, und sie ist mir daher auch untreu geworden.

Vergessen hat sie mich aber doch nie. Sie heiratete später einen Beamten und kam in sehr üble Umstände, und am Ende sogar in Dürftigkeit.

In allen Lagen ihres Lebens nahm sie Zuflucht zu mir, und ich riet und half ihr, wo und wie ich konnte.

In ihrem Alter begab sie sich, da ihr Mann gestorben war, zu ihrer in Krakau verheirateten Tochter und sandte mir dort im Jahre 1857 von ihrer Hand noch in ihrem 70. Jahre gestickte Pantoffeln. —

Im Jahre 1808 ließ ich mein erstes dramatisches »Sträußchen« erscheinen, und dieses erlebte zwanzig Jahrgänge. Es enthält 73 größere und kleinere, die meisten von mir nach französischen Originalen bearbeitete und auf dem Hofburg- und den übrigen Theatern Wiens gegebene Stücke. Die meisten derselben haben bei der Aufführung großen, andere minderen Beifall gehabt, aber ausgezischt wurde auch nicht eines.

Dieses auch den Provinzbühnen sehr willkommene Bühnenrepertorium würde auch noch mehrere Jahrgänge erlebt haben, wenn der Verleger Wallishaußer nicht gestorben wäre; denn ich habe bis jetzt 199 Stücke geschrieben.

Ich hatte bereits mehrere Stücke und Opern, sowohl für die Hofbühnen, als auch für das Theater an der Wien geschrieben, welche sämtlich den Beifall des Publikums erhalten hatten, als der Hofkapellmeister Joseph Weigl mich aufforderte, für ihn eine Oper zu schreiben.

Ich kannte schon mehrere Opern von diesem Tonsetzer und wußte, daß er das Idyllische, das Natürliche, das Gemütliche durch seine zarte, innige und melodienreiche Komposition am besten wiederzugeben verstand, und suchte also einen passenden Stoff.

Da kam mir ein kleines einaktiges, französisches Vaudeville, betitelt: Pauvre Jacques in die Hände, dessen Kern mir passend schien, und bei welchem mich die Hoffnung alsogleich erfüllte, etwas Gutes daraus machen zu können.

Ich brachte es Weigl, er las es, schien aber nicht viel Lust zur Komposition zu haben, weil er es für gar zu einfach hielt und nicht glaubte, daß sich passende und hervorstehende musikalische Situationen darin anbringen ließen. Er meinte, ich sollte das französische Vaudeville vor allem die beiden Sänger Vogl und Weinmüller, seine Freunde und Ratgeber, lesen lassen und ihre Meinung darüber einholen. Ich aber sagte ihm, daß ich das nicht tun, sondern die Oper lieber nach meinem Sinne bearbeiten wolle, weil ich überzeugt sei, daß es mir glücken werde, ein das Gemüt treffendes Werk daraus zu gestalten.

Ich ging also an die Arbeit. Ich darf hier sagen, daß ich das Buch der »Schweizerfamilie« mit vollem Rechte mein Werk nennen kann; denn ich entnahm nur die Hauptidee dem französischen Vaudeville; Charakteristik, Szenenreihe, Dialog, Situierung und Ausführung der Musikstücke, alles dies ist mein Eigentum. Wollte man dieses eine Bearbeitung oder gar eine Uebersetzung nennen, so gäbe es wenig Originalwerke in der Welt.

Am 14. März im Jahre 1809 wurde die Oper im Kärntnertortheater zum ersten Male aufgeführt und mit Enthusiasmus aufgenommen.

Es war kein Beifall, es war ein Jubel im ganzen

Hause, und die meisten Musikstücke mußten wiederholt werden.

Die Ehre hatte ich nun eingeerntet, wie sah es aber mit dem pekuniären Vorteil aus?

Schon lange ist es die allgemeine gerechte Klage in Deutschland, daß der dramatische Schriftsteller so geringen Ehrensold für seine Werke erhält, während in Frankreich sich die Schauspieldichter Häuser kaufen, Landhäuser bauen und noch außerdem von ihren gangbaren Werken eine jährliche Rente von 20, 50, 80—100 000 Franken, ja auch darüber, wie Scribe beziehen. Ihr Undankbaren! wenn Euch das Hofburgtheater in Wien und das Berliner Hoftheater Tantiemen gibt, und wenn Euch die übrigen Hoftheater auch nur 6 Dukaten und die kleineren Provinzialbühnen nur 3 Dukaten für ein Stück bezahlen, was wollt Ihr noch mehr? Hört die Geschichte meiner »Schweizerfamilie«, und Ihr werdet Euch Krösusse dünken im Gegensatze zu mir.

Die »Schweizerfamilie« erfreute sich eines europäischen Rufes, welcher in größerem Maße der vortrefflichen klassischen Musik Weigls, aber nebenbei auch meinem Buche zu danken ist. Es ist keine, wenn auch noch so kleine Bühne Deutschlands, auf welcher diese Oper nicht gegeben worden ist und wo sie nicht gefallen hätte. Lange war Emmeline das Steckenpferd aller Sängerinnen, welche sich zutrauten, daß sie nebenbei auch Schauspielerinnen seien. In Wien ist diese Oper über hundertmal gegeben worden. Sie ist in das Französische, Italienische, Russische, Dänische übersetzt; und was hab ich für mein Buch eingenommen? — Ratet! — Nein, Ihr könnt es nicht erraten. — Also hört und schaudert! Ich habe für das Buch meiner »Schweizerfamilie« in allem Summa Summarum in Konventionsmünze 8 fl. (ich muß es aber schon mit Buchstaben schreiben, sonst

könntet Ihr glauben, der Setzer habe ein paar Nullen weggelassen), sage also: acht Gulden Konventionsmünze Honorar erhalten.

Ihr wundert Euch? Ihr lächelt? Ihr traut meinen Worten nicht? Ihr fragt, wie das möglich sei? Ich will es Euch erklären: Ich erhielt von der Direktion einhundert Gulden in Bankozetteln. Nun dividiert diese 100 mit 5, so ergibt sich eine Summe von 20 fl. Wiener Währung, und diese wieder mit $2\,{}^1/_2$ dividiert, so zeigt sich das Fazit mit 8 fl. Konventionsmünze.

Ich glaubte schon ein reicher Mann zu sein, als ich diese 100 fl. in der Tasche hatte; denn ich lebte damals sehr kümmerlich; mein Schneider und mein Schuster freuten sich mit mir. Ich ließ den Text auch gleich bei der ersten Aufführung bei Wallishaußer drucken und verlangte von diesem als Honorar nichts als 25 Freiexemplare. Lieber Himmel! Ich war ja ohnehin der allerglücklichste Schriftsteller, ich besaß 100 fl. und genoß die Ehre mich gedruckt zu sehen, konnte hier ein Exemplar an Fräulein X. und dort eines an Fräulein Y. verschenken, die von nun an gewiß einen Respekt vor dem großen Dichter haben würden. Ach, was ging ich da an Tagen, wo mein Name an allen Straßenecken angeschlagen war, mit emporgestrecktem Kopfe auf dem Kohlmarkte und Graben herum und glaubte, jedermann müsse es mir an der Nase ansehen, daß ich der hochberühmte Verfasser der »Schweizerfamilie« sei. Wozu hätte ich noch Geld bedurft, da ich des Ruhmes genug — — zu haben mir einbildete.

Weigl hat seine Musik zur »Schweizerfamilie« an alle Theater verkauft, mein Buch ging mit in den Kauf, da es für 30 kr. gedruckt zu haben war. Wallishaußer hat davon 6 Auflagen gemacht, und ich habe kein Honorar mehr ge-

sehen, und das mit Recht, da ich bei der ersten Auflage keines forderte und auch keine Bedingungen für die folgenden festsetzte.

Und so blieb es denn auch bei den ausgewiesenen 8 fl. Der Schaum von Ehre ist nun verflogen, obwohl ich noch immer glaube, in meiner »Schweizerfamilie« eines der besseren Opernbücher geliefert zu haben; aber manchmal ärgert es mich doch noch, daß ich von einem so allbeliebten Werke so wenig Nutzen gezogen habe.

## Siebentes Kapitel: Meine Proskription und Flucht nach Ungarn.

Der Krieg mit Frankreich. — Mein Kriegslied. — Ein Zensurstücklein. — Proskribiert! — Audienz beim Kaiser. — Nach Ungarn! — Der Thespiskarren im Kot. — Eine Prophezeiung meines Vorgesetzten. — Die Zigeuner in Baja. — Mein Vorgesetzter wird irrsinnig. — Die schöne Färberin. — Der Jungfernkranz. — Das Rasieräpfelchen. — Ungarisch Sibirien. — Die Table d'hote in Török-Betse. — Der joviale Pfarrer. — Ich werde sein Gast. — Ungarische Gastfreundschaft. — Katharina. — Das Nadelbüchschen. — Die Bücher der Weisheit.

Auch mich ergriff im Jahre 1809 der allgemeine Enthusiasmus, welcher jeden, der sein Vaterland liebte, mit Allgewalt erfaßte, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, und da ich mit dem Schwerte für dasselbe nicht kämpfen konnte, so tat ich mit der Feder, was in meinen Kräften lag.

Ich verfaßte Aufrufe, Wehrmannslieder und Kriegsgesänge, welche in meinen gesammelten Werken enthalten sind. Ich erlangte damals schon einen ziemlichen Grad von Popularität, und besonders ging ein Kriegslied für

die österreichische Armee in 1000 Abschriften von Hand zu Hand.

Ich muß hier eine kleine Anekdote erzählen, weil sie unsere damalige Zensur im rechten Lichte zeigt.

Ich reichte dieses Lied bei der Zensurstelle ein und bat um das »Imprimatur«.

Als ich nach einigen Tagen mein Gedicht wieder abholte, fand ich den Beschluß darauf: „Kann gedruckt werden, wenn der erste Schuß geschehen sein wird."

Zwei Tage später kam mir ein gedrucktes Exemplar desselben Gedichtes in die Hand. Ich forschte nach und erfuhr, daß man einem Fabrikanten am Schottenfeld, welcher auch eine Abschrift der Zensurstelle vorgelegt hatte, die Erlaubnis zum Drucke erteilte, welche man mir, dem Verfasser desselben, verweigert hatte.

Man kann daraus ersehen, welche Konsequenz in den Urteilen der Zensoren obwaltete, und daß Zulassung und Verweigerung nur nach den einzelnen Ansichten dieser literarischen Zuschneider erteilt wurden.

Nicht lange nachher ließ Erzherzog Karl mein Kriegslied (man sagte mir in einer Auflage von 300 000 Exemplaren) drucken und in der Armee verteilen.

War's ein Wunder, daß dasselbe später bei Gefangenen vom Feinde gefunden wurde und daß mich, da mein Name darauf stand, Napoleon in der sehr ehrenwerten Gesellschaft des Herrn von Collin, welcher auch Wehrmannslieder gedichtet hatte, und des Herrn Carpani, welcher sich als Intendant bei der italienischen Armee befand, proskribierte?

Mein Freund, der Hofsekretär Armbruster, sandte mir das Blatt des »Moniteur« zu, in welchem die Aechtung

mit den Worten: daß wir, wo wir gefunden würden, einem Militärgerichte zu unterziehen seien, stand.

Als der Feind sich nicht lange hierauf der Hauptstadt näherte, sah ich wohl ein, daß ich nicht abwarten, sondern fliehen mußte.

Ich war damals ein armer ständischer Akzessist mit 300 fl. Gehalt und der großen Aussicht auf die bedeutende Verbesserung von 330 fl. Ich besaß daher nicht die Mittel, meine mir dennoch sehr teure Person in Sicherheit zu bringen. Ich wußte mir nicht Rat, da faßte ich endlich den Entschluß, mich an den Kaiser Franz zu wenden und ihn zu bitten, daß er mich einem der vielen Transporte, welche mit Kunstschätzen und wichtigen Staatsurkunden fast täglich nach Ungarn abgesandt wurden, als Begleiter beigebe.

Der Kaiser hatte die Residenz schon verlassen und befand sich in Totis. Ich machte mich zu Fuße dahin und erhielt durch die Verwendung des humanen kaiserlichen Oberstkämmerers Grafen von Wrbna Audienz bei dem Kaiser.

Sein Antlitz drückte deutlich den Kummer über das traurige Schicksal seines Landes aus, und daraus schöpfte ich Hoffnung.

Er fragte: Wer sind Sie? und was wollen Sie?

Ein armer landständischer Akzessist, der noch nicht einmal seine ganze jährliche Besoldung von 300 fl. bezieht, weil ihm noch Karenz- und Charaktertaxe abgezogen werden.

Das ist in der Ordnung, da kann ich nicht helfen.

Ich bitte auch um eine ganz andere Hilfe, Ew. Majestät! Ich bin leider von dem französischen Machthaber proskribiert worden mit dem Beisatze: daß ich, wo ich zu finden sei, einem Militärgerichte übergeben werde solle, muß also die Flucht ergreifen.

Natürlich.

Da mir dieses aber nicht möglich wird, indem ich die Mittel hiezu nicht besitze, so wage ich es zu bitten, Ew. Majestät wollen gnädigst geruhen, mich bei irgend einer Absendung als Begleiter zu verwenden.

Sie sind also proskribiert worden, sagen Sie, und warum?

Ich reichte de- und wehmütig das Blatt des »Moniteur« hin und sprach: Hier steht alles, bitte zu lesen.

Der Kaiser las, schüttelte den Kopf, zog die Stirne kraus und stieß dann, indem er mir das Zeitungsblatt zurückgab, barsch die Worte heraus: Ein Kriegslied haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen denn das befohlen?

Ich stand wie niedergedonnert, verbeugte mich stumm und ging. Dessenungeachtet habe ich seit jener Zeit vieles unbefohlen getan, weil mir mein Herz diktierte.

Die österreichischen Landstände hatten mit ihrem armen proskribierten Akzessisten mehr Mitleid, und da auch sie Amtliches in Sicherheit zu bringen hatten, so bestimmten sie, nebst einem Rechnungsoffizialen, auch mich und einen Amtsdiener zur Aufsicht und Begleitung desselben.

Vierzehn Kisten wurden mit Dokumenten, welche ebensogut hätten in Wien bleiben können, z. B. Landesmappen, die gewiß nicht so gut und genau waren als jene, welche die Franzosen besaßen, vollgepackt, es wurde uns das Verzeichnis dieser Heiligtümer übergeben und die treue und genaue Bewahrung derselben an das Herz gelegt. Eine fünfzehnte leere Kiste war für unser Reisegepäck bestimmt, und dann wurden wir samt unserem Transporte auf einem der größten Kehlheimerschiffe eingemietet, welches am nächsten Tage nach Ungarn absegeln sollte, und auf welchem auch ein Transport der k. k. Hofkammer und alle Ma-

schinen der Bankozettelfabrikation samt dem ganzen dabei angestellten Personale in Sicherheit gebracht werden sollten.

Die Schiffsabfahrt war für den nächsten Morgen (24. April 1809) um 9 Uhr bestimmt. Als ich am Schiffe anlangte, wohin mich meine guten Tanten weinend begleiteten, fand ich meine schöne bierwirtische Freundin schon am Ufer, um mir noch ein letztes Lebewohl zu sagen, was mich vielleicht traurig gemacht haben würde, hätte sie mir nicht zugleich ein Eimerfäßchen von ihres Vaters bestem Bier mitgebracht, welches sie schon auf das Schiff hatte bringen lassen.

Ich hatte früher keine größere Wasserfahrt gemacht, für mich war daher das sanfte Dahingleiten auf der Wasserfläche etwas Neues und sehr Angenehmes.

Es war ein heiterer warmer Frühlingstag. Wir hielten uns meist auf dem Verdecke auf, und da ich eine fröhliche Reisegesellschaft fand, mit welcher in einer Stunde schon Freundschaft geschlossen war, so hatten wir bis zum Abend unser Fäßchen Bier schon ausgeleert.

Nichts weiter über meine Fahrt nach Pest. Wir wurden in unserem Schiffe heimisch wie in einem wohl eingerichteten Hause, bereiteten unsere Betten, welche wir mitgenommen hatten, auf großen Kisten, aßen, tranken, spielten Karten und schwammen langsam fort. Nur mein Vorgesetzter, der Rechnungsoffizial H. saß allein auf dem Verdeck und starrte in die Wellen.

In Pest angekommen wurde bestimmt, daß nur die Leute der Bankozettelfabrikation und die Dienerschaft während unseres Aufenthaltes auf dem Schiffe zu bleiben hätten, die Beamten sich aber Wohnungen suchen könnten, doch sollten abwechselnd immer zwei Beamte die Inspektion auf

dem Schiffe haben. Ich und mein Rechnungsoffizial mieteten uns ein Zimmer hart an der Donau.

Von der damaligen Stadt Pest weiß ich nicht mehr, als daß eine Gasse Uza heißt, daß das Theater beiläufig aussah wie unser Narrenturm in Wien, nur nicht so hoch, daher man es auch die Ochsenmühle nannte, daß ich im Gasthause bei den sieben Kurfürsten gut und nicht teuer speiste, und daß man mir im Kreuzertheater meine Brieftasche mit dem Miniaturporträt meiner geliebten Bierwirtischen und mit 50 fl. Bankozetteln — meiner ganzen Barschaft — stahl.

Doch habe ich in eben diesem Kreuzertheater etwas gesehen und gehört, was wenigstens seiner kolossalen Niederträchtigkeit wegen, diese 50 fl. wert war.

Man gab die ins Abscheuliche übersetzte Turandot oder die drei Rätsel, mit dem Beisatze: wobei Kasperl auch einen tüchtigen »Ratzen« loslassen wird.

Ich habe mir gleich nach meiner Nachhausekunft aus dem Theater eine Szene aufgeschrieben, um ein Dokument zu besitzen, wie tief ein Thespiskarren in den Kot versinken könne. Sie ist aber zu unflätig und equivoque, um hier mitgeteilt werden zu können. —

Ich und mein Kamerad bewohnten in Pest nur eine Stube. Einst des Nachts wurde ich durch ein lautes Schluchzen geweckt. Ich horchte, H. weinte bitterlich. Ich fragte ihn, was ihm fehle, und er erzählte mir, er habe geträumt, sein Vater sei gestorben, darüber sei er erwacht und habe, als er die Augen aufgeschlagen, eine weiße Gestalt an seinem Bette stehen gesehen, er halte sich daher überzeugt, sein Vater sei tot.

Ich machte ihm Gegenvorstellungen, suchte ihn zu beruhigen, allein vergebens, er blieb bei seiner Meinung.

Zwei Tage nachher erhielt er einen Brief aus Wien, darin ihm gemeldet wurde, daß sein Vater wirklich in dieser Nacht gestorben sei.

Die Schlacht zu Raab wurde zu Oesterreichs Nachteil geschlagen, und wir erhielten Befehl, uns mit unsern anvertrauten Gütern tiefer nach Ungarn zu begeben und fürs erste Baja zu unserm Standquartiere zu wählen.

Wir segelten also von Pest auf unserm Kehlheimerschiffe wieder ab.

Die Reise war einförmig, die Donau mehr einem See als einem Flusse ähnlich. Stundenlang an beiden Ufern kein Hügel, kein Haus, und hier und da einander gegenüberliegende ärmliche Ortschaften. Wir unterhielten uns übrigens in unserm schwimmenden Hause so gut wir konnten durch Spiel und Gespräch, ja, wir hatten uns sogar, um doch einige Bewegung zu machen, in Pest ein Kegelspiel angeschafft und uns auf unsern großen Kisten eine Kegelbahn bereitet. Des Abends landeten wir gewöhnlich in einer Au, fingen Frösche, sotten und aßen sie mit großem Appetite, obschon sich manchmal auch ein paar Kröten darunter befunden haben mögen.

Ich erinnere mich nur, daß ich einmal, als wir nur ein paar hundert Schritte von einem Dorfe landeten, um mich etwas zu ergehen an das Ufer stieg und meinen Weg nach diesem Dorfe nahm; kaum war ich aber den Häusern näher gekommen, so stürzten aus allen Toren große Wolfshunde mit fürchterlichem Gebelle auf mich zu, und ich kehrte schnell um, mein Asyl zu gewinnen.

Eines Abends, als wir wieder gelandet hatten, hörten wir ganz in der Nähe am Ufer Musik. Ich stieg mit noch einem Paar Reisegefährten aus und wir folgten den Tönen.

Plötzlich zeigte sich uns ein bisher noch nie erblicktes

Schauspiel. Auf einer Ebene hatte sich eine große Karawane von Zigeunern gelagert. Es waren ihrer wohl über 100; Männer, Weiber und Kinder. Sechs Zelte waren aufgeschlagen, und zwei Wagen mit ihren Habseligkeiten bepackt, standen dabei. Man kann sich keinen Begriff machen von der Rührigkeit und Lebhaftigkeit, welche hier herrschte. Das ganze glich einem Ameisenhaufen, der sich fort und fort untereinander bewegt. Die dunkelbraunen, bei manchen sogar ans Schwarze streifenden Gesichter mit den feurig blitzenden Augen und den schmutzigen Hemden, die ganz nackten Kinder, die häßlichen alten Weiber und die eben auch nicht sehr appetitlichen jungen Mädchen, ein großes Feuer in der Mitte, wobei in einem großen Kessel Kartoffeln gebraten wurden, und dazu die Töne zweier Violinen mit Begleitung eines Hackbrettes, alles dieses zusammen bildete eine sehr interessante Nomadengruppe. Wir zögerten aus Scheu, näher zu treten, allein kaum hatten uns einige erblickt, so liefen sie zu uns und baten um ein Almosen. Wir beteilten sie und traten näher. Ein Mann, der an einem Zelte etwas höher saß als die Uebrigen und eine rote Mütze trug, schien mir der Oberst dieser Rotte zu sein. Ich trat zu ihm und grüßte ihn; er rauchte aus einer kurzen Pfeife und nickte nur mit dem Kopfe. Ich fragte ihn, ob er Deutsch verstehe, er antwortete mir: So viel als ich muß. Ich erkundigte mich, wie lange sie sich schon hier befänden, er sagte mir: 16 Nacht. Ich gab ihm einen ganz neuen glänzenden Zwanziger, er küßte ihn, rückte seine rote Mütze und sagte etwas in seiner Sprache, was ich nicht verstand. Als wir uns dann zum Weggehen anschickten, und er wohl bemerkt haben mochte, daß ich ein Zigeunermädchen, welches weniger häßlich war als die übrigen, öfters angesehen hatte, sagte er zu mir halb leise:

Kaluma ist mein, ich dir gib Kaluma bis Sonn kommt, wann du ihr gibst auch so schön Geld! Und als ich ihm für Kaluma dankte, beschenkte er mich mit einer Wurzel gegen Zahnschmerz. Ich habe sie später versucht, und sie hat mir den Schmerz gemildert. Die Spielleute begleiteten uns noch bis an das Ufer. —

H. war seit der Nachricht von dem Tode seines Vaters noch schweigsamer und tiefsinniger geworden als früher. Er saß den ganzen Tag mit entblößtem Haupte auf dem Verdecke, so daß sein halb kahler Kopf von den Sonnenstrahlen ganz rotgebrannt war. Wenn ich ihm davon abriet, so schüttelte er nur den Kopf und blieb sitzen.

Einmal des Nachts, als wir uns eben in unsere Gelsenbetten legen wollten, entstand plötzlich ein Gepolter über uns auf dem Verdecke. H. wurde blaß wie eine Leiche, schmiegte sich wie ein Kind ängstlich an mich und sprach mit zitternder Stimme: Hören Sie, jetzt kommen sie!

Wer denn? fragte ich erstaunt.

Die mich ins Wasser werfen wollen.

Freund! was ficht Sie an? Das sind unsere Arbeiter, die oben vielleicht noch trinken.

O nein! ich weiß es gewiß, ich habe sie heute belauscht; sie haben es untereinander abgemacht, daß sie mich auf dem Schiffe nicht leiden und in die Donau stürzen wollen.

Kommen Sie, sagte ich etwas barsch, lassen Sie uns miteinander hinaufgehen, damit Sie sich von dem Ungrunde Ihres Wahnes überzeugen.

Er folgte mir. Es hielten zwei Arbeiter die Nachtwache auf dem Verdecke, denen ein Ruder, womit sie getändelt hatten, auf den Boden gefallen war, was jenes Gepolter verursacht hatte.

H. wurde ruhiger und wir legten uns wieder zu Bette. Ich blieb noch ein paar Stunden wach, denn mir war um so mehr unheimlich zumute, als ich vernahm, wie bei jedem kleinen Geräusche H. von seinem Lager emporfuhr und ängstlich stöhnte.

Am andern Tage schien mir H. ganz gefaßt, doch hatte sein Auge etwas unheimlich Stieres, und er murmelte immer unverständliche Worte vor sich hin. Plötzlich aber stürzte er auf mich zu, zog mich beiseite und fragte mich mit glühenden Augen: Sagen Sie mir, welchen Tod halten Sie für leichter, den Tod durch Feuer, oder den Tod durch Wasser?

Ich schauderte zusammen und fragte ihn, was er damit meine?

Ja, sehen Sie, sagte er, ich weiß nun ganz gewiß, daß sie mich ins Wasser werfen wollen, und bin nun willens, das Schiff anzuzünden, so gehen die Halunken doch mit mir zugrunde.

Es war kein Zweifel mehr, H. war irrsinnig geworden.

Welche Sorge lastete nun auf mir! H. war mein Vorgesetzter, in seinen Händen befand sich unsere Reisekasse; der Arme selbst lag mir am Herzen, er konnte sich in diesem Zustande das Leben nehmen, was auf dem Schiffe viel leichter geschehen konnte als auf dem festen Lande; ja er konnte seinen Plan, das Schiff anzuzünden, wirklich ausführen. Ihn aussetzen und in ein elendes Dorf zu unbekannten Menschen bringen, wollte ich nicht; meine Lage war fürchterlich. Ich wußte nichts anderes zu tun, als dem Amtsdiener, den wir bei uns hatten, mitzuteilen, wie es mit H. stehe, und ihm aufzutragen, sorgfältig über ihn zu wachen, ihn auch nicht einen Augenblick zu verlassen und wenn er bemerke, daß H. etwas tun wolle, was ihm oder

uns gefährlich werden könne, mich sogleich zu Hilfe zu rufen.

Ich dankte dem Himmel, als wir in Baja ankamen. Auch hier, wie in Pest, mußten wir unsere Güter auf dem Schiffe lassen, welche von den Arbeitern bewacht wurden; wir Beamte aber wurden in Baja einquartiert.

Ich nahm für H. ein Zimmer im dortigen Gasthofe und gab ihm den Amtsdiener zur Aufsicht und Bedienung bei, ich selbst aber erhielt ein Quartier bei einem Färber in einem kleinen Häuschen.

Mein erstes Geschäft war nun, einen getreuen Bericht über H's. Zustand an die Kommission, welche über die Leitung aller Transporte niedergesetzt war, zu erstatten und darin die Bitte zu stellen, man möchte den armen Kranken zurückberufen; dies geschah auch alsbald, und nun fing ich erst frei zu atmen und meines Nichtstuns froh zu werden an.

Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, ist Baja ein Städtchen, ein Marktflecken oder ein Dorf, aber das weiß ich, daß ich einige Wochen recht angenehm dort verlebte. Des Morgens ging ich gewöhnlich ins Freie hinaus und schoß Stare, welche sich in dieser Gegend in solcher Menge einstellen, daß sie die Sonne verdunkeln, wenn sie angeflogen kommen. Des Mittags aß ich im Gasthause wohlfeil und gut, und da dieses auch zugleich ein Kaffeehaus ist, fand sich da nachmittags auch ein Spiel. Des Abends saß ich gewöhnlich bei meiner Hauswirtin, der Färberin, einem jungen, kugelrunden, freundlichen Weibchen, und lernte von ihr Ungarisch. Obwohl wir aber viel miteinander lernten, so habe ich es doch nicht weiter gebracht, als daß ich das »Vaterunser« ungarisch beten konnte und wußte, daß szivem asszon liebes Weibchen hieß.

In Baja fiel mir eine Sitte auf: Am Johannestage sah ich fast an jedem Hause einen oder mehrere Kränze hängen, ich fragte um die Ursache und erfuhr: An diesem Tage hänge jede Jungfrau einen Kranz vor ihr Fenster, so viel also Jungfrauen in einem Hause seien, so viele Kränze hängen auch an demselben. Ich dachte mir, ob man denn in Wien, wenn auch da dieser Gebrauch stattfände, recht viele Kränze sehen würde? —

Nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen erhielten wir den Auftrag, von Baja, ebenfalls wieder zu Schiffe, nach Török-Betse abzugehen.

Der Abschied von meiner Färberin war herzbrechend, sie hatte mir während meiner Anwesenheit ein paar Halstücher und graue, schon abgeschossene Hosen schwarz gefärbt, welche aber die Farbe ließen.

Die Wasserstraße, welche wir nun zurücklegten, war sehr einförmig und uninteressant, und ich weiß mich auf dieser Fahrt nur mehr eines kleinen komischen Ereignisses an einem Orte (wenn ich nicht irre, so war es Földvar) zu erinnern.

Ich ließ mich dort rasieren. Ein kleiner Kerl kam und packte mit vielen Bücklingen und Versicherungen, daß ich gewiß mit seiner Kunst zufrieden sein werde, wohl 20 verschiedene Dinge auf dem Tische aus: Messer, Schere, Haarzange, Seife, Schleifstein, Abziehriemen, Haarpuder, Puderquaste, Barttücher, Oel und — ein kleines Aepfelchen.

Der Knirps war einer der höflichsten Menschen, welche mir im Leben vorgekommen sind. Sein drittes Wort war das Wort Gnaden, sowohl objektiv als subjektiv genommen. So sprach er denn, als er einen Stuhl zurechtgestellt hatte, in seinem Dialekte: Haben Gnade sich niederlassen, und als ich saß, band er mir ein schneeweißes Tuch um,

dann machte er die Seife an, goß etwas Anisöl hinein, seifte mich ein und fragte selbstzufrieden: Stinkt gut, Gnaden, nicht wahr? Dann zog er sein Messer auf dem Lederriemen ab und versicherte mich, er habe schon oft die Gnade gehabt, gnädige Herren zu bedienen, und nannte mir auch ein Dutzend her, von denen ich aber keinen kannte. Indessen war die Seife halb eingetrocknet, und er seifte zum zweiten Male, mit der vermutlich für mich sehr schmeichelhaft sein sollenden Bemerkung: Gnaden müssen sehr hitziger Herr sein, weil Seif so schnell eintrocknet, dann reichte er mir das Aepfelchen und bat: Gnaden haben Gnad und nehmen Apfel in Maul, damit ausfüllt Wangen. Ich tat es, da der Apfel sehr appetitlich aussah, und nun rasierte er mich über den Apfel, ich muß sagen, vortrefflich, wusch und trocknete mich dann ab und puderte mir das Kinn mit Haarpuder.

Als ich aufstand und ihm meine Zufriedenheit mit einem Gulden-Bankozettel zu erkennen gab, bat er mich noch um den Apfel. Ich aber hatte das kleine Aepfelchen, welches einen sehr guten Geruch hatte, zerbissen und gegessen. Da sagte er mir, es habe zwar nichts zu bedeuten, allein er habe schon mehrere Kunden mit diesem Aepfelchen rasiert und wisse nicht, woher er wieder ein so kleines bekommen sollte; da hätte denn nicht viel gefehlt, daß ich ihm sein Aepfelchen aus meinem Innersten heraus wiedergegeben hätte; allein er ging. —

Ich muß sagen, ich verschlief fast die ganze Zeit in meinem Gelsenbette; denn die Aussicht war einförmig und traurig.

Als ich wach wurde, mochte es elf Uhr mittags sein. Ich stieg auf das Verdeck, und nun breitete sich vor mir eine Ansicht aus, welche mich erbeben machte.

Wir fuhren noch immer auf einem Sumpfe dahin (vielleicht war es auch schon die Theiß, wenigstens glich sie einem Sumpf), traniger Geruch stieg davon auf, Wasservögel aller Art krächzten um unser Schiff herum, ein solcher Qualm bedeckte den Gesichtskreis, daß die große Scheibe der Sonne ganz rot schien, und in der Ferne stieg ein spitzer Kirchturm mit einem roten Dache empor, welcher dem Anschein nach mitten im Wasser stand.

Dort, sagte unser Schiffführer, auf diesen Turm zeigend, ist Török-Betse, der Ort, wo wir landen und Ihr künftiger Aufenthalt.

Das Blut gerann in meinen Adern bei dieser Mitteilung, und ich glaubte kaum, daß den Armen, welche nach Sibirien verbannt werden, schlimmer zumute sein kann, wenn sie in jenen wilden Steppen anlangen, als mir in diesem Augenblicke. Ich schloß die Rechnung mit meinem Leben ab; denn ich hielt mich überzeugt, hier das Ende desselben zu finden.

Wir schwammen langsam und mit großer Anstrengung der Ruderer und Schiffszieher auf dem Sumpfe fort und erreichten endlich unsere fürchterliche Residenz Török-Betse. Einer sah den andern traurig an, und in aller Mienen war zu lesen, welchen betrübenden Eindruck unser neuer Aufenthalt auf sie machte.

In diesem Augenblicke schallte Trommelschlag. Ueberrascht fragten wir am Ufer Stehende, ob sich Militär hier befinde. Man sagte uns, Komödianten seien hier, welche ihre heutige Vorstellung durch Trommelschlag ankünden.

Da war denn doch plötzlich eine Aussicht auf gesellige Unterhaltung, und ein Ort konnte doch nicht gar so einsam sein, wo Komödianten hinziehen, um einige Gulden zu erhaschen.

Wir stiegen an das Land und gingen zuerst zum Stuhlrichter, damit er uns Quartiere besorge. Unser Schiff durfte auch hier nicht entladen werden, und die Arbeiter blieben zu dessen Bewachung darauf.

Während die Panduren herumgingen, uns Wohnungen zu besorgen, begaben wir uns, da es schon Mittag geworden war, in das Gasthaus, um zu speisen. Es war, so viel ich auf den ersten Anblick sehen konnte, das einzige stockhohe Haus im Orte. Ein langer Tisch war gedeckt, und wir erfuhren, daß sogleich table d'hôte gespeist werde. Ich konnte nicht begreifen, wo für einige 20 Gedecke, welche bereitet waren, an diesem Orte die Gäste herkommen sollten; allein es verging kaum eine Viertelstunde, so mußten noch einige Gedecke mehr aufgetischt werden.

Als wir uns um den Preis erkundigten, sagte man uns, es werde um 20 Kreuzer Bankozettel gespeist.

Es schien uns, daß wir nach diesem Preise auf ein sehr frugales Mahl hoffen durften; allein wir überzeugten uns, daß wir uns geirrt hatten. Man trug vier recht wohlschmeckend gekochte Speisen auf: Suppe, Rindfleisch, Gemüse und Schweinsbraten, und als Dessert noch gebratenen Kukuruz (Mais).

Ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß man in Ungarn fast bei jedem Mahle, auch in wohlhabenden Häusern, solchen gebratenen Kukuruz bekommt, welcher, besonders wenn er noch jung und daher die Körner nicht sehr hart sind, sehr gut, ähnlich den gebratenen Kastanien schmeckt, und daß ich derlei Körner während meines Aufenthaltes in diesem Lande oft gleich Bonbons in der Westentasche herumgetragen habe.

Ich begehrte bei Tische Wein. Man brachte mir guten Carlowitzer; ich verlangte dazu auch Wasser, allein als

dieses kam, war es so trüb, daß man eine Kröte darin kaum bemerkt haben würde, und hatte einen so widerwärtigen Fischtrangeruch, daß es unmöglich war, es ohne Ekel zu genießen. Auf mein Begehren, mir besseres Wasser zu bringen, erhielt ich die traurige Auskunft, daß in ganz Betse kein Brunnen mit Quellwasser existiere, und daß man nur filtriertes Theißwasser habe. Man riet mir, wenn ich schon den Wein wässern wolle, was aber hier gar nicht der Brauch sei, daß ich den Saft aus Wassermelonen auspressen und dazu benützen möge. Ich tat es auch und habe es während meines ganzen Aufenthaltes in jener Gegend getan, und ich muß gestehen, ich genoß dadurch ein äußerst angenehmes, gesundes und kühlendes Getränke. Alle meine Reisegefährten, welche Wasser tranken, bekamen das Fieber, ich blieb davon verschont.

Als wir das Mittagsmahl eingenommen hatten, und noch keine Nachricht unserer Quartiere wegen gekommen war, lud mich ein an der table d'hôte neben mir sitzender Ungar ein, mit ihm das Kaffeehaus zu besuchen. Ich folgte ihm, darüber erstaunt, daß es hier sogar ein Kaffeehaus gebe.

Wir kamen gegenüber vom Gasthause zu einem ebenerdigen Häuschen mit Rohr gedeckt und mit keinem Aushängschilde versehen und gingen hinein. Ich hätte doch wenigstens ein Zeichen, daß hier Kaffee geschänkt werde, vor dem Hause einen hölzernen Mohren, mit einer Kaffeekanne in der Hand, vermutet, aber nichts war zu sehen. Wir traten in eine niedere, von Tabakrauch geschwärzte Stube, in deren Mitte ein Billard stand. An einem Tischchen beim Fenster saßen zwei Männer, welche Piquet spielten. Ich sah ihnen zu, sie spielten eben den letzten Queue. Als sie geendet hatten, sagte der eine: Sie haben 5 Queues

gewonnen, und zahlte dem Gewinner 50 fl. aus. Sie hatten also den Queue um 10 fl. gespielt. Ich machte große Augen und fragte meinen Begleiter: Wer sind denn die Herren, welche so hoch spielen? Es sind Fruchthändler, antwortete er mir und setzte hinzu: Kommen Sie mit mir, Sie werden gleich noch was anderes sehen.

Ich folgte ihm und wir traten in eine zweite Stube, in welcher an einem langen Tische wohl bei 20 Männer saßen und rauchten, daß die Stube voll Dampf war, und »halb 12« spielten. Es herrschte ein fürchterliches Lärmen mit den gewöhnlichen Bassama-Flüchen vermischt, und ich sah, wie auf jede Figur 50, 60 bis 100 fl. gesetzt wurden. Auf mein wiederholt geäußertes Befremden über das hohe Spiel sagte mir mein Begleiter, daß solches hier an der Tagesordnung sei, besonders zu jener Zeit, wo die Fruchthändler hieher kämen, um Körner einzukaufen. Ist auch schon mancher mit einer vollen Brieftasche hiehergekommen, sagte er, und mit einer leeren, aber auch ohne Frucht, wieder heimgekehrt.

Ich sah den leidenschaftlichen Spielern eine Weile zu und begab mich dann wieder in das erste Zimmer, setzte mich zu einem Tische und ließ mir Kaffee bringen.

Ein kleiner dicker Herr mit einem kugelrunden, jovialen Gesichte und einem Schmeerbäuchlein rückte mir näher, nahm sein Käppchen ab und redete mich mit den Worten an: Salve sis frater!

Tu quoque salve sis! antwortete ich und fragte, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen.

Nichts Ehre, erwiderte der Unbekannte, amicitia, Freundschaft. Bin ich lelke pastor, Pfarrer, und Freund der ganzen Welt, sage ich darum auch du zu ganzer Welt.

Ich. Das ist wahre Fraternität.

Pfarrer. Du bist wohl einer von den Beamten, die heute sind angekommen auf dem Schiff?

Ich. Ja.

Pfarrer. Wirst du lange hier bleiben, amice?

Ich. Ich weiß es nicht, amice.

In diesem Augenblicke trat ein Pandur ein und meldete mir, er habe ein Quartier für mich gefunden, ich möchte mit ihm gehen, es zu besehen.

Ich stand auf. Valeas amice! sagte der Pfarrer, und wann du willst haben Löffel Suppe und gut Gesicht, so komm zu mir auf Mittag so oft du willst.

Ich dankte mit einem Händedruck und folgte dem Panduren. Er führte mich durch eine lange Straße voll kleiner, mit Rohr gedeckter Häuschen, bis zu einem derselben, vor welchem zwei kleine Kinder sich herumbalgten, und als sie mich bemerkten, mit Kot nach mir warfen. Ich erfuhr von dem Panduren, daß dies die Kinder meines Quartiergebers, eines ehrenfesten Schusters seien. Schöne captatio benevolentiae!

Wir traten in eine Stube, welche die Werkstätte des Schusters war und in welcher er mit zwei Gesellen arbeitete. Er rückte kaum die Kappe, und er und sein Weib machten Mienen, die mir wohl zu verstehen gaben, daß ich ihnen höchst unwillkommen sei. An die Werkstätte stieß das kleine Zimmer, welches ich bewohnen sollte. Schon an der Türe desselben wurde ich von einem unangenehmen Geruche wieder zurückgetrieben und ich entfernte mich sogleich mit den Worten: Hier kann ich nicht wohnen.

Aber wu denn sunst? fragte der Pandur, umsunst ist nicht zu bekummen besser.

Gut, antwortete ich, so sucht mir für mein Geld eine bessere Wohnung. Ich gehe indessen wieder in das Kaffee-

haus, dorthin bringt mir die Nachricht, ich werde auch ein gutes Trinkgeld geben.

Ah! um Geld ist alles zu haben, sprach der Pandur schmunzelnd und eilte fort.

Im Kaffeehaus fand ich meinen lelke pastor wieder, und als ich ihm die mir bestimmte Wohnung mit grellen und etwas komischen Farben geschildert hatte, schrie er laut: Pfui Teufel! Amice, du bleibst bei mir, wenn du willst, ich hab Zimmer frei, soll dir an nichts fehlen, und meine Wirtschafterin wird dir gute Suppe kochen und auf dich schauen, aber nur bitte ich dich, sag ihr nicht, daß sie dick ist, das kann sie nicht leiden; du wirst aber sehen, sie ist sehr dick.

Das ist wahrlich sehr freundschaftlich von dir gegen einen so nagelneuen Bruder wie ich bin, antwortete ich, aber ich nehme dein liebreiches Anerbieten an.

Recht ist's, komm gleich, sagte er, und wir gingen.

Auf dem Wege begegneten wir dem Panduren, dem ich das ihm versprochene Trinkgeld gab und ihm auftrug, meinen Reisegefährten auf dem Schiffe zu melden, daß ich bei dem Herrn Pfarrer wohnen werde, und meinem Amtsdiener zu sagen, daß er mir mein Bettgewand dahin schaffe.

Was Bettgewand? schrie der Pfarrer etwas aufgebracht, glaubst du, hab ich kein Bett? Hab ich fünf Bett, gute Bett, hochmächtige Bett, du dünne Fahnstangen kannst dich doppelt hineinlegen, du wirst liegen wie Prinz.

Das Pfarrhaus war eben auch ein ebenerdiges Haus wie alle übrigen, aber reinlich und wohnlich. Die allerdings sehr dicke Wirtschafterin schnitt keine Gesichter, als ihr der Pfarrer den Gast brachte, sondern nahm mich sehr

freundlich auf und erschien schon nach einer halben Stunde in einem besseren Kleide.

Wir verzehrten alle drei ein gut zubereitetes Nachtmahl und tranken guten Wein, dabei mir aber der Pfarrer das Wässern nicht litt, und die Frau Wirtschafterin mich entsetzlich zum Essen nötigte. Währenddem erzählte mir mein Hauswirt, daß er schon lange hier Pfarrer sei, aber ein sehr ruhiges Leben führe, da er nur Hirte von sehr wenigen Schäflein sei, da alle übrigen Einwohner sich zur griechischen Religion bekennen. Ich lese gewöhnlich am Sonntag meine Messe, sagte er, dann fahre ich, wenn ich keinen bedenklichen Kranken weiß, in die Nachbarschaft, und bleibe aus bis wieder zum Sonntag. Er empfahl mir nebstbei einige Einwohner von Betse, bei denen er mich einzuführen versprach, und lobte vor allen den Arzt, der sehr geschickt sei und eine wunderschöne Frau habe.

Als wir uns zu Bette begaben, bat ich ihn, mir ein Buch zu leihen, da ich jeden Abend im Bette zu lesen gewohnt sei. Ja, antwortete er, da wird es schlecht ausschauen, hab ich nichts als Bibel, Brevier, Predigtbücher, und »Temesvarer Zeitung«.

Je nun, sagte ich, morgen ist ja Sonntag, und da liest du Messe?

Muß ich.

Nun so gib mir das Ministrierbüchel, ich will es heute noch auswendig lernen und morgen dien' ich dir, „ein frommer Knecht", bei der Messe.

Das ist schön, das ist brav! rief der Pfarrer, gab mir das Ministrierbüchel und begleitete mich in mein Schlafgemach.

Ich fand ein weißes Bett sogar mit himmelblauen Schleifen geziert, und auf dem Nachttische zwei Flaschen,

die eine mit Wein, die andere mit Wasser gefüllt, und ein Glas.

Wozu das? fragte ich lachend.

Kann bei Nacht Durst auskommen, antwortete der Pfarrer, ist schon so der Brauch bei mir. Hierauf fragte er mich noch, was ich morgen frühstücken wolle, Kaffee oder Schokolade; aber bevor ich noch geantwortet hatte, fiel die Frau Haushälterin schon ein: Es ist nicht artig, Herr Pfarrer, darum zu fragen, es wird beides bereitet sein.

Sie wünschten mir eine gute Nacht und gingen, ich bettete noch mein Bett um und warf ein paar Unterbetten heraus, um nicht auf Flaumen zu liegen, legte mich dann nieder, lernte noch geschwind das Ministrieren auswendig und schlief dann ruhig, bis man mich am hellen Morgen weckte.

Ein wohlwollender Freund kann uns jeden Winkel der Erde zum Paradiese machen, davon hat mir mein guter Pfarrer in Török-Betse einen Beweis geliefert. Er überhäufte mich mit Freundschaftsdiensten aller Art, führte mich abwechselnd in gesellschaftlichen Häusern und bei Grundbesitzern, hier Grundherren genannt, ein, wo ich mich, besonders bei einem derselben, namens Karaczony, sehr heimisch fand.

Ich habe nirgends so unbegrenzte Gastfreundschaft gefunden, als im tiefen Ungarn. Man kann nicht eine Minute im ganzen Tage bei einem solchen Herrn sein, ohne daß der Tisch nicht voll Eßwaren und Getränken steht, und ich erinnere mich eines Grundherrn, bei welchem ich mit meinem Pfarrer 4 Tage zubrachte, und der, als wir am 5. Abschied nehmen wollten, seinen Säbel zog und schrie: Wenn Ihr nicht noch bleibt bei mir, so hau ich Euch zu Gulaschfleisch zusammen.

Alles das, was ich eben von den Gutsherrn im allgemeinen sagte, läßt sich nicht aber auch auf Herrn Karaczony anwenden, von welchem ich sagte, daß ich mich in seinem Hause so heimisch fühlte. Hier herrschte gemäßigtere Genußsucht und feinere Sitte, woran wohl auch seine Gattin, eine sehr liebenswürdige Frau, Ursache war. In ihrem Schlafgemache fand ich auf dem Nachtkästchen sogar einen Band von Jean Paul aufgeschlagen.

So verfloß mir die Zeit, geleitet von meinem freundlichen Pfarrer, sehr angenehm. Er versäumte nicht, mir Unterhaltungen aller Art zu verschaffen, er führte mich im Hause des dortigen Arztes ein, er lud mir, wenn wir zu Hause speisten, Gäste. Wir gingen miteinander Vögel schießen, wozu man in dieser Gegend kein guter Schütze zu sein braucht. Es ist nicht weit von Betse eine Ebene, die man »bei den Kreuzen« nennt; wenn man sich da mit dem geladenen Gewehre im Arme hinsetzt und einschlummert, so wird man plötzlich durch ein lautes Gekrächze geweckt, man blickt empor und sieht über sich eine schwarze Wolke von vielen tausend Wasservögeln vorüberziehen, man braucht das Gewehr nicht an die Wange zu legen und zu zielen, man drückt dasselbe los, so wie es einem im Arme liegt, wenn nur der Lauf in die Höhe steht, und 10 bis 12 Vögel fallen herab. —

Der kleinste aller Götter lenkte hier in Betse mein Schicksal so, daß ich trauriger von dort wegging, als ich ankam.

Wenige Tage nach meiner Ankunft ging ich nachdenklich durch das Dorf. Das Wetter war mild, und vor vielen Häusern saßen die Bewohner auf ihren Bänken und genossen den lieblichen Abend.

Vor einer der nettesten Rohrhütten saß eine alte Frau

und ein Mädchen, — ein Mädchen, wie ich keines mehr gesehen habe. Ihre griechische Abkunft war an der herrlichen Linie, welche ihre Stirne mit ihrer Nase bildete, nicht zu verkennen. Dabei besaß sie das Auge und das Füßchen einer Französin, den üppigen Wuchs einer Italienerin und um den Mund den unwiderstehlichen, gutmütigen Zug einer Deutschen. Ich würde sie nicht bemerkt haben, hätte mir die Mutter nicht einen freundlichen »guten Abend« geboten, aber dieser Abend wurde für mich zum Morgen vieler herrlicher Tage.

Ich trat zu den Frauen, sprach mit ihnen, setzte mich dann zu ihnen auf die Bank, und ich glaube wahrhaftig, ich säße noch auf der kleinen Bank in Török-Betse, hätte die Mutter nicht gesagt: Jetzt komm, Katharina, der Nebel fällt sehr stark und es wird schon spät. Sie verzeihen, sprach sie dann zu mir gewandt und ging dann mit der Tochter ins Haus.

Ich weiß nicht, was ich antwortete, allein das weiß ich, daß ich noch eine Glockenstunde auf der Bank sitzen blieb, aber genau auf das Plätzchen hinrückte, auf welchem Katharina gesessen hatte, daß ich nicht das mindeste von dem giftigen Nebel verspürt, und daß es mir einmal vorkam, als ob sich das Fenster hinter mir öffnete und eine süße Stimme mir noch eine gute Nacht zuflüsterte.

Ich zählte damals 28 Jahre und hatte ein leicht verwundbares Herz. Ich glaube, ich wäre in Betse selbst in ein häßliches Mädchen bloß aus Langeweile verliebt geworden; und nun gar in eine solche Schönheit!

Ich suchte Eintritt ins Haus und fand ihn durch meines Pfarrers Vermittlung ohne Schwierigkeit. Katharina war fröhlich und äußerst gutmütig, sie gestand mir, daß sie mich lieb habe, und bald wandelten sich Betses

Rohrhütten für mich in Paläste um, die Sumpfvögel sangen mir wie Nachtigallen, ich fand die Wassermelonen delikat, und die lehmigen Gassen hinderten mich nicht, täglich wenigstens viermal an Katharinens Haus vorüberzugehen, um von ihr einen Blick zu erhaschen. Ich glaube, wenn das gute Kind darauf gedrungen hätte, ich würde sie damals vom Flecke weg geheiratet haben, allein mein Schutzgeist hat mich vor der Ehe auch in den gefahrvollsten Lagen bewahrt.

So lebten wir selig wie die Engel im Himmel von der Anschauung, zwei Monate in dieser Seligkeit, aber plötzlich ertönte der Ruf zum Aufbruche.

Man erlasse mir, den Abschied zu beschreiben. Wir schwuren uns Liebe über die Ewigkeit, wir lagen einander in den Armen und weinten die bittersten Tränen. Ich schenkte Katharinen zum Andenken ein kleines goldenes Nadelbüchschen, ein teures Erbteil meiner verstorbenen Mutter. —

In meinen müßigen Stunden habe ich in Ermangelung anderer Bücher zwei aus der geistlichen Bibliothek meines Pfarrers genommen und gelesen, welche die Quintessenz aller wahren Weisheit enthalten, und welche mich seitdem (der Pfarrer schenkte sie mir zum Angedenken) nie mehr verlassen haben. Diese Bücher sind: „Jesus Sirach" und „Thomas von Kempis". Ich habe in diesen und in Zschokkes herrlichen „Stunden der Andacht" Ermunterung, Trost, Rat und Beruhigung in allen Lagen meines Lebens gefunden.

## Achtes Kapitel: Theaterdirektor in Temesvar und Hoftheaterdichter in Wien.

Der Abschied von meinen Gastgebern. — „Klein-Wien". — Das neue Liebchen. — Zwei Monate Theaterdirektor. — Schwierige Rückfahrt. — Eine Exekution. — Sehnsucht nach der Heimat. — Eine Unbesonnenheit. — Wie ich in Lengenfeld Steuern eintrieb. — Front gegen die italienische Oper. — Ich werde vom Fürsten Lobkowitz zum Hoftheaterdichter ernannt. — Anekdoten von des Fürsten Großmut. — Ehrenvolle Entlassung durch Graf Palffy.

Endlich hatten wir Befehl erhalten, mit den uns anvertrauten Gütern nach Temesvar abzugehen. Ich nahm herzlich Abschied von meinem guten Pfarrer, der mir noch die erwähnten zwei Bücher und eine Wolfsmütze zum Andenken gab, seine Wirtschafterin aber hatte für mich Kuchen gebacken, welche mir dort geschmeckt hatten, und mir nebst diesen noch einen ganzen Schinken, ein Pfund Schokolade und ein Paar von ihr selbst gestickte Pantoffel in einen Bündel zusammengepackt und drückte mir wirklich mit Tränen in den Augen die Hand, vermutlich weil ich ihr die ganze Zeit meines Hierseins nicht gesagt hatte, daß sie dick sei, und sogar behauptet hatte, daß sie gut und leicht tanze.

In Temesvar angelangt, meldete ich mich bei dem Hofrate, welchem die Leitung der Transporte übertragen war, und erhielt die Weisung, für mich eine Wohnung zu suchen und die ständischen Güter in einer, zum kirchlichen Gebrauche jetzt nicht mehr verwendeten Kapelle einzustellen. Eine Wohnung war bald gefunden, und meine 15 Kisten schon am nächsten Tage in sichern Gewahrsam gebracht.

So war ich denn nun ganz frei und sorgenlos, hatte

nichts mehr zu überwachen als mich selbst und konnte mich ganz dem dolce far niente hingeben.

Ich hatte mir Temesvar als ein greuliches Nest, mitten in Sümpfen gelegen, vorgestellt, ich wurde daher sehr angenehm überrascht, als ich eine recht freundliche Stadt fand, welche die Einwohner nicht ganz ohne Grund „klein Wien" nennen; denn das Leben daselbst ist recht bewegt. Um die Stadt herum befinden sich Gasthäuser mit Gärten, in welchen Musik gehalten wird, und welche stark besucht werden. Auch ein erträgliches Theater war da und selbst ein Buchdrucker, welcher aber nichts als raizische Gebetbücher und rubrizierte Bogen für die Kanzleien druckte. Bei vielen Grundherren fand man in der Umgegend freundliche Aufnahme, darunter sich besonders die Herren Kis und Laszar auszeichneten, bei welchen ich so wie in dem nahen Dorfe Moschnitz viele angenehme Stunden zubrachte.

Was mir aber Temesvar vor allem angenehm machte, war, daß ich dort gute Gesellschaft und auch ein anmutiges Liebchen fand; denn nie ohne dieses!

Es befanden sich daselbst, ebenfalls auf der Flucht, mehrere Herren, welche ich schon von Wien aus kannte, unter andern die ganze Familie des Hoffouriers Comper, Mann, Frau und drei Töchter. Bei diesen hielten wir Menage und kamen auch täglich abends zusammen, wo wir uns auf verschiedene Art mit Spiel, Musik, Gespräch usw. sehr angenehm unterhielten. Es befanden sich in dieser Gesellschaft die allgemein geachteten Herren von Hauer, jetziger Vizepräsident, und der k. Hofrat und Kabinettsdirektor von Schreibers.

Die Direktion des dortigen Theaters führte damals ein Herr Bladl, seine Frau war jene Madame Huber,

welche früher bei dem Schikanederschen Theater auf der Wieden als Sängerin nicht unrühmlich bekannt war, und deren beide Töchter, die ältere mit dem Bassisten Seippelt verheiratet, die jüngere Mlle. Huber, später eine Zierde des in seiner Blüte gestandenen Leopoldstädtertheaters, waren ebenfalls Mitglieder der dortigen Bühne. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und da Direktor Bladl zu Gastrollen nach Pest reiste, vertraute er mir in seiner Abwesenheit die Theaterdirektion an.

Jetzt war ich so recht in meinem Esse. Theaterdirektor! Das Höchste, was mir in meiner Jugend vorschwebte. Wo ist der junge Mann, der sich nicht einbildete, ein Theater dirigieren zu können? und wo ist der junge Mann, der es wirklich kann?

Was mich betrifft, so hatte ich mir seit meinen frühesten Jahren Erfahrungen genug zwischen den Kulissen gesammelt, ich hatte die Schauspieler und ihre Launen durch und durch kennen gelernt, und ich habe immer gefunden, daß Geld und Festigkeit die zwei einzigen Mittel sind, sich als Theaterdirektor zu behaupten, denn ohne Festigkeit verliert man sein Geld, und ohne Geld nützt die Festigkeit nichts.

Ich übernahm also die Temesvarer Theaterdirektion auf zwei Monate an einem Donnerstage mit Schauspielern und Musikern, Garderobe und Bibliothek, aber — ohne einen Kreuzer Geld; denn Bladl besaß gerade noch so viel, um die Reise nach Pest bestreiten zu können, und ach! der nächstfolgende Sonnabend war schon der anberaumte Tag zur Auszahlung der Gagen. Leichtsinnig, wie ich war, und auf meinen Glücksstern vertrauend, kümmerte mich aber dies nicht sehr, besonders da ich mir auf meiner Reise bei dem wohlfeilen Leben in Ungarn von meinen

Diäten ein Sümmchen erspart hatte, welches ich in die Schanze zu schlagen beschloß.

Gleich am ersten Tage war eben die Generalprobe von einem neuen Lokalstücke mit Gesang festgesetzt. Ich befand mich auf dieser Probe, und als das Orchester die Ouverture probiert hatte, ging man gleich auf die andern Musikstücke über, welche man alle nach der Reihe probieren, und dann erst auf die Prosa übergehen wollte. Ich im Gegenteile verlangte, daß Prosa und Musik im Zusammenhange, wie bei der Aufführung, probiert werden sollten. Der Herr Musikdirektor aber erklärte mir, das sei hier immer so der Brauch gewesen, und die Musiker könnten nicht so lange hersitzen, bis das ganze Stück probiert sei. Da ich auf meinem Willen bestand, so legten wirklich schon alle Musiker ihre Instrumente weg und nahmen ihre Hüte. Ich erklärte ihnen hierauf, wenn sie gehen wollten, so könnten sie es tun, aber für sie gebe es dann auch Sonnabends keine Gage. Sie sahen mich dann nacheinander großmächtig an, nahmen ihre Instrumente wieder, und das erste Scharmützel war durch Festigkeit gewonnen.

Das neue Stück war für den Sonntag zur Aufführung bestimmt, ich gab es am Sonnabend, da ich für den Sonntag ohnedies eine bessere Einnahme hoffen durfte, und war daher zwei Tage mit der Einnahme zufrieden.

Am ersten Gagentage mußte ich freilich ein bedeutendes Sümmchen darauf bezahlen und außerdem noch der Frau Bladl etwas auf ihre Haushaltung vorschießen, aber bald ging es besser. Es glückte mir, die Leute in das Theater zu locken. Ich arrangierte Tableaux, ich führte in jeder Woche zwei Neuigkeiten auf, ich stoppelte selbst ein kleines Vorspiel zusammen mit dem anziehenden Titel: „Temesvar, das kleine Wien“. Da eben des Kaisers Na=

menstag fiel, so verfaßte ich ein Stück mit Musik und Tanz, Militär und Pantomime, Kränzen und Porträt, Wolken und griechischem Feuer; Seippelt komponierte die Musik dazu, und das Unerhörte geschah: ich mußte es auf allgemeines Verlangen zwei Abende nacheinander aufführen lassen.

Nach 2 Monaten und 4 Tagen mußte ich bei Vladls Zurückkunft von meinem Theaterthrone wieder herabsteigen, hatte aber das Vergnügen, die Direktion ohne rückständige Schulden und sogar mit einem baren Ueberreste von 152 fl. Bankozettel in die früheren Hände wieder zurückzulegen.

Sic transit gloria mundi.

Der für Oesterreich unheilvolle Krieg des Jahres 1809 war zu Ende, der Friede geschlossen, und alle Flüchtlinge erhielten Befehl, mit den ihnen anvertrauten Gütern wieder in die Hauptstadt zurückzukehren.

Auch ich erhielt diesen Befehl, und es wurden mir nebst meinen ständischen Gütern zu meinem Transporte auch noch Effekten der k. k. Hofkammer beigegeben.

Wer jemals eine Reise unter den fürchterlichsten Widerwärtigkeiten gemacht hat, eine solche, wie ich von Temesvar nach Wien, hat er doch nicht gemacht.

Mein Transport umfaßte 20 Wagen mit Kisten beladen. Das Gespann bestand aus Pferden etwas größer als Katzen, welche statt mit Riemzeug mit Stricken angespannt waren, und die Kutscher waren Walachen, von denen keiner ein Wort Deutsch verstand. Ich bekam zu diesem Ende einen Schaffner mit, welcher nebst dem Walachischen etwas Deutsch radebrach.

Denke man sich nun, was es Entsetzliches ist, wenn man im November im Banate, wo die lehmigen Wege

grundlos sind, und die Wagen oft bis an die Achsen stecken blieben, einem Train von 20 Wagen in seiner Kalesche immer im Schritte hinterdrein fahren muß, wenn von den 20 Wagen immer mehrere um einige hundert Schritte weiter vorwärts sind und man sie aus dem Gesichte verloren hat, und das aus der Ursache, weil bei einem Gespann irgend ein Strick gerissen ist, der wieder zusammengebunden werden muß, wodurch es geschieht, daß dieser Wagen und die nachfolgenden eine Viertelstunde auf offener Straße stehenbleiben müssen. Erwäge man noch überdies, daß man oft in einem halben Tage kein Dorf erreicht und daß ich mit meinem Train nur allein auf der Reise bis Pest dreimal die Nacht unter freiem Himmel zubringen mußte. Ueberdies bedurften wir zu unsern 20 Wagen 50 Pferde, und da wir mit Vorspann reisten, mußten die Pferde in jeder Station gewechselt werden. Kamen wir nun in einer Station an und ich meldete mich beim Stuhlrichter mit meiner diesfälligen schriftlichen Legitimation um frische Pferde (wo es ein paarmal geschah, daß ich vom Wirtshause zu dem gerade gegenüberwohnenden Stuhlrichter wegen des ungeheueren Kotes nicht einmal gehen konnte, sondern hinüberreiten mußte), so dauerte es stundenlang, ja auch einen halben Tag, bis soviele Pferde, welche meist auf den Feldern sich befanden, aufgebracht waren, und man wird es begreiflich finden, daß ich 15 Tage brauchte, um die Strecke von Temesvar bis Pest (ungefähr 30 Meilen) zurückzulegen.

Die ganze Verantwortung lag mit der Pflicht, die mir anvertrauten Effekten glücklich und unversehrt nach Wien zu bringen, auf mir, ich mußte daher gegen meine Fuhrleute, die armen walachischen Bauern, eine Strenge walten lassen, welche ganz gegen meine Natur ist, ja ich

mußte sogar einen solchen armen Teufel prügeln lassen, obwohl ich eine solche Strafe nicht einmal gegen meinen Hund anwende; allein ich konnte nicht anders, wollte ich anders mein Ziel erreichen.

In den ersten beiden Tagen geschah es, daß bald dieser bald jener Kutscher an seinem Wagen oder an seinen Pferden etwas zu verbessern oder in Ordnung zu bringen hatte, und dadurch wurde der ganze Zug getrennt und in der Fahrt aufgehalten. Das durfte ich nicht leiden, ich ließ also alle Fuhrleute am vierten Tag morgens, bevor wir wegfuhren, zusammentreten und erklärte ihnen, daß ich den ersten, der unsere Fahrt aufhalten würde, auf der Straße niederlegen und ihm zehn Streiche werde geben lassen.

Was man verspricht, muß man halten. Bei dem nächsten Fall ließ ich also von den Kutschern auf der Straße einen Kreis schließen und den Schuldigen auf die Erde legen. Da fielen die Walachen alle auf die Knie und baten für ihren Kameraden um Pardon. Der Schaffner aber bat mich, ich möchte mich ja nicht erweichen lassen. Der arme Teufel bekam also seine 10 Streiche, und ich hatte in der Folge nicht mehr Ursache hart zu sein.

Wenn wir des Abends kein Dorf erreichten und unter freiem Himmel kampieren mußten, war meine Lage eine fürchterliche. Der feuchten Kälte ausgesetzt, mußte ich dennoch alle Stunden eine Runde um meine Wagen machen, um zu sehen, ob die ausgestellten Wächter nicht schliefen, und ob nicht etwa einer unter seinem Wagen liegend Tabak rauche, wie es diese Leute zu tun gewohnt sind.

Ich dankte Gott inbrünstig, als ich in Pest glücklich ankam; denn von hier aus ging die Fahrt besser und schneller vonstatten.

Ich habe von meiner ungarischen Reise nur noch eine kleine komische Episode jetzt zum Schlusse mitzuteilen.

Ich kam mit meinem Transport abends um 5 Uhr auf der letzten Post vor Wien in Schwechat an. Die Pferde waren schon ermüdet, und es war daher unmöglich, diesen Abend noch in die Residenz zu fahren.

Acht volle Monate war ich von meiner lieben Vaterstadt und von meinen lieben Freunden darin entfernt, und jetzt so nahe; in 2 Stunden konnte ich dort sein, es war erst 5 Uhr abends, und ich sollte hier bis am nächsten Morgen noch bleiben. Seit der ganzen langen Zeit war meine Sehnsucht nach meinem lieben Wien und meine Begierde, es wieder zu sehen, nicht so groß, als an diesem Abend.

Da geschah es auch noch, daß ein Wiener Fiaker vor dem Wirtshause stand, in welchem ich eingekehrt war, und mich mit dem bekannten Tone anrief: „Fahr' ma umia Gnoden?" Da konnt' ich nicht mehr widerstehen, ich rief meinem Kondukteur, befahl ihm, mit dem Wagentrain morgen punkt 6 Uhr aufzubrechen und mich beim Gasthaus zum Mondschein zu treffen, wo ich ihn erwarten würde, um mit dem Transport in die Stadt einzufahren.

Ich gestehe, es war eine Unbesonnenheit. Acht Monate verließ ich das mir anvertraute Gut nicht, und in den letzten zwei Stunden ließ ich mich dazu verleiten. Zum Glücke hatte es keine unangenehmen Folgen.

Ich traf mit meinem Transport beim »Mondschein« zusammen, fuhr mit ihm ein, übergab meine mir anvertrauten Güter gehörigen Ortes und erhielt als Lohn für diese Reise von den Ständen eine Belohnung von 100 fl. Bankozetteln und von der k. k. Hofkammer — — — ein Belobungsdekret. —

Den Landständen war die Steuerausschreibung und Einhebung im ganzen Lande Niederösterreich zugewiesen. Den Dominien wurden Zahlungsextrakte über die von ihnen selbst zu leistenden Dominialsteuern und über von ihnen nach dem Steuergulden unter ihre Untertanen zu repartierenden, von den Dominien einzuhebenden und abzuführenden Rustikalsteuern hinausgegeben.

Wenn nun die Abfuhren nicht in den bestimmten Terminen geschahen, wenn sich bei einem Dominium größere Rückstände zeigten, oder wenn Untertanen über Steuerüberbürdung Beschwerde führten, so sendeten die Landstände Buchhaltungsbeamte ab, um die Steuergebarung des Dominiums zu untersuchen.

Derlei Untersuchungen waren oft sehr wichtig, langwierig und mit Verantwortung gegen den Untersuchten sowohl, als gegen die Stände verbunden.

Auch mir wurden viele solche Untersuchungen aufgetragen, welche ich mit Vergnügen übernahm, da Diäten und Aufrechnung von Fuhrkosten damit verbunden waren, davon man die ersteren ganz ersparen konnte, da man Unterkunft und Atzung fast immer bei der Herrschaft mit Vergnügen fand, welche man zu untersuchen hatte, und da man bei den zweiten noch mehr aufrechnen durfte, als man nötig hatte.

Ich will eine solche Untersuchung hier mitteilen, teils um die Schwierigkeiten zu zeigen, mit welchen sie verbunden waren, teils auch um einen Begriff zu geben, in welchem Zustande sich damals das österreichische Steuerwesen befand.

Im Jahre 1813 wurde ich zum ersten Male nach mehreren Dominien abgeordnet, um dieselben wegen Steuerrückständen zu untersuchen und nötigenfalls die Spannung

vorzunehmen. Unter Spannung verstand man die Beschlagnahme aller Einkünfte eines Dominiums und die Aufstellung eines beeideten Kommissärs, der dieselben einzuheben und solange an die ständische Kasse abzuführen verbunden war, bis die Steuerrückstände gänzlich getilgt waren. Zu diesem Spannungskommissärsgeschäfte erwählte der Untersuchungskommissär meistens einen Beamten einer nahe gelegenen Herrschaft.

Ich war bei dieser meiner ersten Untersuchung sehr glücklich. Einige Herrschaften hatten in der Zwischenzeit, als ich die Reise machte, ihre Rückstände schon getilgt, bei andern fand ich das Geld schon vorrätig. Nur allein bei der Herrschaft Lengenfeld gab es Hindernisse zu überwinden.

Als ich ankam, Journale und Kasse untersucht hatte, fand sich, daß die Herrschaft ihre Dominialsteuern einbezahlt, und nur die Rustikalsteuern noch aushafteten. Auch hierin konnte der Herrschaft nichts zur Last gelegt werden, denn sie hatte selbst von diesen Steuern alles an die ständische Kasse abgeführt, was die Untertanen wirklich einbezahlt hatten. Die ganzen Rückstände hafteten also noch unter den Untertanen.

Ich fragte den Verwalter, wie denn das käme? Er sagte mir: teils seien die Untertanen sehr arm und könnten daher ihre Steuern nicht entrichten, teils aber zahle der Bauer nicht, wenn er nicht dazu gezwungen werde. Sollten Sie wohl glauben, fuhr er fort, daß, wenn ein Gabentag ausgeschrieben wird, an demselben ein solcher Bauer mit seinen Gabenbücheln und dem nötigen Gelde im Sacke in die Ortskanzlei kommt, aber sich um andere Dinge Auskunft erbittet, und wenn man ihn nicht ganz besonders zur Zahlung anhält, mit seinem Gelde wieder nach Hause

zurückkehrt? Und wenn man den Saumseligen auch Militärexekution einlegt, sie verpflegen den Exekutionsmann und zahlen doch nicht.

Nun, antwortete ich, ich will's versuchen, ob ich die Rückstände nicht hereinbringe. Seien Sie so gütig, Herr Verwalter, mir die Richter der Gemeinden für heute abend hieherrufen zu lassen, und auch mehrere Untertanen dazu, welche noch mit ihren Steuern im Rückstand haften.

Diese wurden einberufen, und ich ging abends schon im Dunkeln mit dem Verwalter in das Gemeindehaus, wo sie sich versammelt hatten, der Amtsdiener leuchtete uns mit der Stallaterne vor.

Es war ein halbes Hundert Männer zugegen, Richter und Bauern; diese bildeten einen Halbkreis um mich, auf dem Tische, an dem ich stand, brannte die Stallaterne, und ich sprach beiläufig folgendes zu ihnen in dem ihnen eigenen Dialekte:

Liebe Freunde! sagte ich, ich bin in einem wichtigen Auftrage hier. Die Landstände haben mich hiehergeschickt, um die rückständigen Steuern von Euch einzutreiben. Ich muß so lange hier bleiben, bis alles bezahlt ist. Bedenkt, liebe Kinder, ich habe jeden Tag 5 fl. Conv.-Münze Diäten. Je länger ich hier bleibe, je mehr 5 fl. beziehe ich, und das müßt Ihr alles bezahlen, weil Ihr schuld daran seid. Ich rate Euch daher zu Euerem eigenen Besten, seht, daß Ihr die ausständigen Steuern zusammenbringt. Wenn einige sehr Arme unter Euch sind, so mögen ihnen die Wohlhabenden für den Augenblick aus der Not helfen und ihnen die kleinen Beträge vorschießen, sonst kostet es Euch noch viel mehr; ich gewinne dabei, je länger ich hier bleibe, aber Ihr verliert, und es tut mir leid um Euch. Wenn es gar zu lange dauerte, so müßte ich auch noch Militär kommen

lassen und Euch Exekution einlegen. Bedenkt das alles und tut, was Ihr könnt, ich meine es wahrhaftig gut mit Euch, der Kaiser braucht auch Geld.

Alles war stille, aber ich merkte es wohl an den Gesichtern, daß meine Worte Eindruck gemacht hatten. Als ich mich wieder entfernte, drängten sie sich, mir die Hand zu küssen, und viele sagten mir ein recht herzliches „Vergelt's Gott!"

Schon am folgenden Tage wurde die Amtskanzlei vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht leer von Zahlenden. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel altes, schimmliges Geld gesehen als an jenen beiden Tagen, an welchen die Einzahlungen fortdauerten, und womit auch alle Rückstände getilgt waren.

Der Verwalter verwunderte sich nicht wenig über die glückliche Wirkung meiner Anrede, und ich wiederholte ihm: man müsse mit dem Bauer so reden, wie er selbst redet, dann gewinne man sein Vertrauen.

Als ich am dritten Tage von Lengenfeld fortfuhr, standen viele Bauern um meinen Wagen und bedankten sich bei mir, daß ich sie so geschwind wieder verlasse, und als ich in Krems ankam, sah ich hinten auf meinem Wagen ein Eimerfaß aufgepackt, und der Kutscher des Verwalters, der mich führte, sagte mir, in dem Eimerfaß sei ein sehr guter Wein, den mir der Richter von Lengenfeld aus Dankbarkeit verehre. —

Als ich in den Jahren 1810 und 1811 das Theaterjournal »Thalia« herausgab und redigierte, benützte ich es dazu, meine Meinung über die italienische Oper manchmal sehr derb auszusprechen. Der »Tancredi« hatte damals alle Welt zum Narren gemacht, und wenn Madame

»Borgondio« als Held die schale Liebelei: di tanti palpiti sang, so lösten sich alle Zuhörer fast in Entzücken auf. Einer meiner Freunde hatte eine Köchin, die den ganzen Tag dieses palpiti summte, das wurde ihm endlich zuwider und er verbot es ihr, sie aber sagte: Euer Gnaden, da muß ich aus Ihrem Dienst treten, denn ich kann's nimmer lassen.

Ich kämpfte nun gegen diese Verweichlichung und Verflachung des Kunstgeschmackes, und als später der Kastrat Velutti alle Ohren bezauberte, trat ich gegen ihn und seine Künsteleien so gewaltsam auf, daß er sich verlauten ließ, er wolle mich, wo er mich immer träfe, niederstechen. Es wurde mir auch von der Polizei ein sogenannter Vertrauter beigegeben, um mich vor allfälligen Angriffen zu schützen, mir aber zugleich verboten, künftig etwas gegen Velutti und die italienische Oper zu schreiben.

Da erhielt ich plötzlich vom Fürsten von Lobkowitz, welcher damals das Hofoperntheater auf eigene Rechnung leitete, folgendes Anstellungsdekret:

An Herrn Castelli!

Da Sie schon mehrere Jahre hindurch mit Ihren theatralischen Arbeiten dem Publikum nicht nur hinlänglich Genüge geleistet, sondern auch bewiesen haben, daß Sie leidenschaftlich Ihre Kunst betreiben, ich aber solche Männer ausgezeichnet schätze und sie nach meinen Kräften aufzumuntern suche, so glaube ich Ihnen, indem ich Sie zum Dichter des k. k. Kärntnertor-Hoftheaters mit einem Gehalte von 1507 fl. in Einlösungsscheinen ernenne, einen Beweis meines Zutrauens und meiner Achtung zu geben.

Beiliegende Instruktion bestimmt Ihren Wirkungskreis, und ich hoffe mit Zuversicht, in dem Eifer, mit welchem Sie sich für die Kunst sowohl als für den Dienst zu meiner Ehre und dem Vergnügen des Publikums verwenden werden, und in der An-

hänglichkeit, die ich mir von Ihnen verspreche, hinlängliche Gelegenheit zu finden, Sie in der Folge kräftiger aufmuntern und dadurch Ihre Zufriedenheit und Ihren Wohlstand befördern zu können.

Eisenberg, am 2. September 1811.

Fürst v. Lobkowitz m. p.

So war ich denn nun Hoftheaterdichter, allein ich ersah wohl aus der Instruktion, daß die eigentliche Ursache dieser Anstellung war, der italienischen Oper einen gefährlichen Feind vom Halse zu schaffen; denn ein Paragraph darin lautete, daß ich kein Theaterjournal mehr redigieren dürfe. Ich nahm diese Bedingung mit Vergnügen an, da ich dadurch vielen Verdrießlichkeiten aus dem Wege ging, setzte aber dagegen für mich die Bedingung, daß mich meine Geschäftsführung nur mit der deutschen, aber nie mit der italienischen Oper in Verbindung bringe, welche Bedingung der Fürst mir auch zugestand und als Dichter für die italienische Oper Herrn Rossi engagierte.

Ich hatte nun Gelegenheit, mit dem Fürsten von Lobkowitz in sehr nahe Berührung zu kommen, und lernte den Verstand, das edle Herz, die Humanität, die Liebe für die Kunst und die Großmut dieses verehrungswürdigen Fürsten kennen und hochachten. Ich mußte ihm täglich des Morgens Bericht über theatralische Vorfallenheiten erstatten, die Korrespondenz ging durch meine Hand, ich mußte neue Opern in die Szene setzen und französische bearbeiten. Der Fürst war bei allen Proben selbst gegenwärtig und ich speiste täglich mit ihm.

Ich kann mich nicht enthalten, hier ein paar Vorfälle mitzuteilen, welche Beiträge zur Kenntnis seiner Gutmütigkeit und Großmut abgeben können.

Einem Arbeitsmanne war ein Versetzstück auf die Brust

gefallen, er hatte hierauf Blut gespuckt und lag krank darnieder. Als ich dem Fürsten dieses berichtete, sandte er seinen eigenen Arzt zu dem Kranken und befahl mir, ihm zu sagen, er werde Arzt und Arzneien bezahlen, und wenn das Unglück wolle, daß er zum Dienste untauglich würde, so solle er von ihm seine Gage fortbekommen. Als ich mich nun entfernen wollte, rief er mich nochmal zurück und sagte: Hören Sie! da habe ich eben 6 funkelnde Dukaten, geben Sie diese der Frau des Armen und sagen Sie ihr, ich lasse sie bitten, sie möchte ihrem Manne dafür recht kräftige Süppchen kochen.

Bei Tische wurde für jeden Gast, sowie für den Fürsten selbst immer eine Bouteille Melniker Wein aufgesetzt. Ich liebte diesen Wein sehr, und der bei der Fürstentafel war besonders vorzüglich. Eines Mittags kam er mir schwächer vor als gewöhnlich. Der Fürst mochte bemerkt haben, daß ich beim Kosten den Mund etwas verzog. Allsogleich reichte er mir sein Glas und sagte: Castelli! schenken Sie mir etwas von Ihrem Wein ein! Ich tat es, er kostete, schüttete den Ueberrest seinem Haushofmeister ins Gesicht und schrie: Wenn Sie sich unterstehen und meinen Gästen noch einmal einen andern, schlechtern Wein geben als mir, so sind Sie entlassen!

Die Großmut des Fürsten ging aber so weit, daß sein bedeutendes Vermögen sich verringerte und es seinem klugen und sparsamen Sohn erst in einigen Jahren nach seines Vaters Tode gelang, wieder Ordnung in seine Zuflüsse zu bringen, die Schulden zu tilgen und sein Haus wieder auf jenen Glanzpunkt zu stellen, der ihm gebührt.

Während ich nun Hofoperntheaterdichter war, arbeitete ich mit dem größten Fleiße für diese Bühne, ich übersetzte den »Ferdinand Cortez«, den »Schnee«, »Johann von Paris«,

das »Lotterielos«, die »Bayaderen«, den »neuen Gutsherrn«, »Jeannet und Colin«, den »Kirchtag im benachbarten Dorfe« und noch mehrere andere. Ich hatte dazu gute Darsteller; denn damals verstanden die deutschen Operisten auch noch zu reden und zu spielen, und so gefielen alle diese Opern. Der Fürst war sehr mit mir zufrieden und vermehrte meine Jahresgage von 1500 fl. auf 2000 fl. Die Sänger hätten mir wohl manchmal gerne Galle gemacht, aber ich ließ mir keine machen, und der Fürst beschützte mich.

So blieb ich in dieser Stellung bis zum Jahre 1814, wo Graf Ferdinand Palffy die Direktion der Hoftheater übernahm, welcher gleich beim Antritte derselben mehrere Ersparnisse eintreten zu lassen bemüßigt war, und ich wurde mit folgendem ehrenvollen Schreiben entlassen:

Nachdem die Hoftheaterdirektion mit Ihrer Dienstleistung jederzeit sehr zufrieden war, und ich insbesondere sowohl als Hoftheaterdirektor, als in jeder anderen Beziehung Ihren guten Eigenschaften immer Gerechtigkeit widerfahren lasse, so überschicke ich Ihnen anschlüssige Kleinigkeit*), um Sie zu ersuchen, solche als Erinnerung annehmen zu wollen und als Zeichen, daß ich Sie nicht mit allen Uebrigen vermenge, sondern daß die Hoftheaterdirektion der aufgestellten Grundsätze wegen sich von Ihnen trennte, und Ihr Talent zu benützen, sobald Sie sich dazu bereit finden lassen, mit Vergnügen sich vorbehaltet.

Ich geharre mit Achtung Ihr ergebenster

Graf Palffy.

*) Es war eine goldene Uhr mit goldener Kette.

## Neuntes Kapitel: Die früheren komischen Schauspieler Wiens.

Oesterreichischer Humor. — Das Leopoldstädter Theater. — Ansehen des Direktors beim Volk. — Laroche. — Hasenhut genannt Taddädl. — Schikaneder. — Brenner. — Der ältere Baumann. — Der jüngere Baumann. — Korntheuer. — Raimund. — Johanna Huber. — Schuster. — Therese Krones. — Karl Meyer. — Weidmann. — Das Komödienbierhaus. — Ein Stündchen in dieser Kneipe.

Oesterreich überhaupt und Wien insbesondere waren von jeher das Land und die Stadt, in welchen die Komik sich vorzugsweise zeigte, ausbildete und ihren Gipfel erreichte. Die meisten Oesterreicher sind geborene Spaßmacher, wozu ihr Dialekt nicht wenig beiträgt. Ich will dadurch nicht sagen, daß das Ausland nicht auch tüchtige Komiker besitze; allein es ist eine gemachte Komik, sie lassen meistens kalt, oder übertreiben. In der sogenannten feinen Komik, in folgerechter Darstellung eines komischen Charakters haben es manche norddeutsche Schauspieler bis zur Virtuosität gebracht, und zu oberst steht hierin Iffland. Allein gelacht, so recht herzlich gelacht, daß es mich schüttelte, habe ich doch nur über österreichische Komiker. Es geht mit der komischen Darstellung, wie mit der österreichischen komischen Literatur. Die norddeutschen komischen Schriftsteller machen Witze, die österreichischen komischen Schriftsteller machen einen Gschpaß. Der Witz aber erfreuet, erheitert, der Spaß macht lachen. Daher habe ich auch zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß im Auslande anerkannte und hoch gepriesene komische Schauspieler, wenn sie in Wien Gastrollen gaben, selten ganz befriedigten, während österreichische Komiker, wenn sie sich im Auslande

zeigten, das ganze Haus bloß durch ihr drolliges Wesen und ihren Dialekt zum Lachen bewogen. Ein Beispiel davon lieferte Hasenhut. Als die Franzosen in Wien waren, war das Haus, wenn dieser Komiker spielte, immer überfüllt, und die fremden Gäste lachten aus vollem Halse über ihn, obschon sie kein Wort von dem verstanden, was er sagte.

Ich werde jetzt versuchen, einige charakteristische Skizzen verstorbener komischer Schauspieler zu entwerfen und anzugeben, auf welche Art und durch welche Mittel sie auf das Publikum wirkten, worin ihre Eigentümlichkeiten bestanden, und was eigentlich die Grundessenz ihrer komischen Gewalt war. Ich habe von Jugend auf eine Vorliebe für dieses Theater gehabt; ich habe die Schauspieler, die ich vorführen werde, alle selbst, oft und in verschiedenen Rollen gesehen; ich habe mich mit ganzer Seele den Eindrücken hingegeben, und noch jetzt schweben mir die bunten lustigen Gestalten vor den Augen. Ich habe meist selbst herzlich mitgelacht, wenn die Zuseher in ein lautes Gelächter ausbrachen, manchmal aber auch kaum begriffen, wie man lachen konnte. Immer aber habe ich nachzuforschen gesucht, woher der Eindruck rühre, wodurch dieser oder jener Spaß auf das Publikum einwirkte, und diese Bemerkungen will ich mitteilen. Sie können wohl einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Dramaturgie geben und werden zugleich kleine Denksteine für die verewigten Künstler liefern.

Es war eine gute Zeit, als das Publikum noch bloß um sich zu unterhalten das Theater besuchte, als es das Licht, womit es Fehler hätte beleuchten können, selbst auslöschte, um diese nicht zu sehen und sich so selbst sein Vergnügen zu verkümmern. Es war eine gute Zeit, als man noch nicht am folgenden Tage nach der ersten Vorstellung

eines neuen Stückes die Journale fragte, ob uns das Stück gefallen dürfe oder nicht, sondern selbst sah, selbst urteilte. Es war eine gute Zeit, als man, wenn man lachen konnte, dafür dankbar war und nicht hinterher die Nase rümpfte und sagte: „Das ist eine entsetzliche Dummheit.“ Zu dieser guten Zeit war das Leopoldstädter Theater das besuchteste von allen. Es wurde allgemein das Kasperltheater genannt, weil Laroche (in jedem Stücke Kasperl geheißen) der beliebteste Komiker dieser Bühne war. Wie sehr dieser Kasperl das Publikum für sich gewonnen hatte, mag der Umstand beweisen, daß man die damals kursierenden Viertelkronen, welche 34 Kreuzer galten, allgemein Kasperln nannte und zwar darum, weil auch der Eintrittspreis in das Parterre des Leopoldstädter Theaters auf 34 kr. festgesetzt war.

Ihr jetzigen Bühnendirektoren, die ihr meist bei euren Anstalten der großen Anforderungen der Schauspieler und des Publikums wegen zugrunde geht, ich will euch eine kleine Anekdote erzählen, welche sich zu jener Zeit ereignete, und ihr werdet, voll Wehmut darauf zurückblickend, mit mir ausrufen: Ja, das war eine gute Zeit!

Ich ging eines Tages durch die Praterstraße (Jägerzeile) spazieren und sah vor dem noch geschlossenen Theatertore eine große Menge Menschen stehen, welche auf das Aufsperren wartete. Ich besah den daneben ausgehängten Zettel, man gab: „Kasperl, der Mandolettikrämer.“ Die Versammelten waren in einen dichten Knäuel zusammengepfercht und lärmten, stießen und schrien und drängten, weil jeder der Nächste am Tore sein wollte, um ja gewiß einen guten Platz zu bekommen. Das Getöse drang auch zu den Ohren des Direktors Marinelli, der seine Wohnung gerade über dem Eingangstore hatte. Plötzlich öffnete sich ein Fenster, Marinelli erschien an demselben mit einem

Stock in der Hand und schrie auf das Publikum herab: Wenn das Lärmen nicht auf der Stelle aufhört, so lass' ich heute gar keine Komödie spielen! — Und auf dieses Donnerwort war sogleich die Ruhe hergestellt. Niemand mukste mehr, um nur die Komödie zu sehen. O, da war es leicht, Theater zu dirigieren und dabei reich zu werden.

Das Leopoldstädter Theater war von jeher die eigentliche Volksbühne. Zu allen Zeiten befanden sich bei dieser Bühne vorzügliche Komiker und Schriftsteller, welche für diese zu schreiben verstanden. In der frühesten Zeit waren nur die Skizze eines Stückes und dessen Szenierung und Arien geschrieben, die Gespräche dazwischen waren den Schauspielern überlassen; dann kam Haffner, der schon ordentlich gegliederte und dialogisierte Possen schrieb; später Hensler mit seinen komischen Zaubersingspielen, ferner Bäuerle, Gleich, Meisl, endlich Raimund. Jeder von diesen hat große Verdienste um das Volkstheater, aber die größte Anziehungskraft bewirkten doch dessen komische Schauspieler, und von diesen will ich jetzt, und zwar von jedem einzeln, sprechen.

Laroche (Kasperl) war ein gedrungener Mann, mittlerer Statur, mit lebhaften Augen und stark markierten Zügen. Alle seine Bewegungen waren eckig und wurden eben dadurch lächerlich. Sein Dialekt war der gemeine Wiener Dialekt, nur sprach er mehr breit als flüssig und hing oft an einzelne Worte, besonders an das Wort Er, ein a an, worüber man stets lachte. So z. B., wenn ihm sein Herr befahl: Kasperl, geh jetzt in jenes Haus und trage den Brief hinein, und er sich ein paarmal gegen diesen Befehl geweigert hatte, der Herr ihm dann mit dem Degen drohte, so antwortete er: Laßt's stecken, er a

geht schon! und hierauf ging er mit langen Schritten, die beiden Arme vor sich ausstreckend, in das Haus.

Laroche war der unmittelbare Nachfolger des Hanswurstes (den ich selbst nicht mehr gesehen habe und daher auch nicht charakterisieren kann) und hatte auch viel noch von dessen Lazzi in Gebärden und Körperstellungen angenommen. Seine Rollen waren immer dumme Bediente oder Schildknappen in Zauberstücken. In den letzten hieß er Käsperle. Er sang auch Couplets, aber ganz entsetzlich.

Um Beispiele von Laroches Komik anzuführen, erwähne ich folgendes:

In einem Stücke kniet Kasperls Herr vor seiner Geliebten und erklärt ihr seine Liebe, da öffnet Kasperl die Türe und schreit herein: Steh auf, alter Bettelstudent, d'Hosen g'hört nit dein! und ist wieder verschwunden.

In einem andern Stücke spielt Kasperl einen verstellten Stummen; als man ihn aber fragt, wie lang er stumm sei, antwortet er sich vergessend: „vier Jahre!", da er aber dann dies Versehen wieder gutmachen will, so antwortet er im ganzen Stück auf alle an ihn gestellten Fragen nur immer dieselben Worte: „vier Jahre".

Kasperl wird von den Türken gefangen. Er spricht mit ihnen, sie verstehen ihn aber nicht. Nun möchte er gerne hinausgehen, deutet daher auf die Türe und spricht: „Aussi! aussi! aussi!" Die Türken verstehen ihn noch immer nicht. Da wird er zornig und schreit: „Wart's ös türkischen Wascheln, ös wert's mi glei verstehn, ih wir nur mein türkische Sprach loslassen, also hört's: Anari Manari Canari, aussi! aussi!" und nun laufen die Türken und öffnen ihm selbst die Tür.

Käsperle kommt als Diener mit seinem Herrn, dem berüchtigten Don Juan, in einen Wald, in welchem sie

einen Einsiedler vor seiner Strohhütte sitzend finden, und hier entspinnt sich ein Gespräch, welches ich wörtlich mitteilen will, um zu zeigen, welche Albernheiten damals das wieherndste Gelächter hervorbrachten.

Juan: Käsperle! geh hin und frag ihn, wer er ist!

Käsperle: Das g'schieht nit.

J.: Geh hin, ich befehl' es dir.

K.: Era geht doch nicht hin.

J.: (zieht den Degen) Wirst du gehen?

K.: Steckt's den Bratspieß ein, era geht schon (tritt mit vielen Lazzi von Furcht gegen den Einsiedler). Wer seid's ös?

Einsiedler (mit dumpfer Stimme): Ich bin ein frommer Waldbruder.

K.: (zurückprallend, daß er seinen Herrn fast niederstößt): Ui! gnädiger Herr, gehen wir g'schwind fort.

J.: Was hat er gesagt?

K.: Er hat gesagt, er ist ein Waldluder.

J.: Du wirst ihn falsch verstanden haben, geh hin, frag noch einmal.

Wiederholte Lazzi der Weigerung, endlich fragt Käsperle wieder: Mein Herr laßt noch einmal fragen, wer's ös seid's.

E.: Ich bin ein Eremit.

K.: Ui! gnädiger Herr, da bleiben wir, er ist der Bruder Credit.

J.: Frag ihn noch einmal.

K.: Seid's a mal g'scheit und sagt's aufrichtig, wer seid's?

E.: Ich bin ein Einsiedler.

K.: Ja, gnädiger Herr, wir bleiben schon da, da geht's lusti zu, denn er is a Biersiedler.

J.: Frag ihn, wovon er lebt.

K.: Von was lebt's?

E.: Ich lebe von Wurzeln und Kräutern!

K.: Ui! gnädiger Herr, fahr'n ma ab, er lebt von Husaren und Reitern, er könnt' uns zwa ah fressen.

Kann man sich einen größern Unsinn denken, als diese Szene? Und doch wurde sie von unausgesetztem Lachen begleitet.

Was Laroche überhaupt für eine Gewalt bloß durch den Ton seiner Stimme auf das Publikum ausübte, mag auch folgender Umstand beweisen. Manchmal geschah es, daß Kasperl noch nicht angekleidet war, wenn er schon auf die Szene treten sollte. Wenn nun ein Schauspieler schon extemporierte, um statt dessen die Lücke auszufüllen, und der Theaterinspizient in die Garderobe lief und ängstlich rief: Herr Laroche, ich bitte Sie, es ist schon höchste Zeit, da antwortete Laroche ganz phlegmatisch: Mach die Türe auf! und nun schrie er aus vollem Halse: Auwedl! auwedl! auwedl! und in diesem Augenblicke hörte man auch das schallende Gelächter des Publikums, welches an diesen Worten, womit er fast immer aufzutreten pflegte, seinen Liebling erkannte, bis in die Garderobe hinauf.

Außer der Bühne soll Laroche ein ernster, ja griesgrämiger Mann gewesen sein, wie viele Komiker. Er extemporierte viel, aber meistens nur Spaßiges, niemals Witziges, und der Beifall galt mehr dem Gesichterschneiden, den Lazzis und der geschickten Unbehilflichkeit, womit er sich zu benehmen wußte. Ich möchte Laroche die personifizierte populäre Komik nennen, und eben weil er dieses war, hat auch seit ihm kein Komiker mehr so ganz die Populace für sich zu gewinnen gewußt. —

Die zweite stehende komische Person in den älteren

Stücken im Leopoldstädtertheater war der Taddädl, von Anton Hasenhut dargestellt. Taddädl war gewöhnlich ein Geselle oder Lehrjunge, läppisch, furchtsam, dumm, dabei vorwitzig und jung, der den Zopf hinten ganz oben am Kopfe festgebunden und wagrecht wegstehen hatte. Hasenhuts größte Eigentümlichkeit als Taddädl war der Ton seiner Sprache. Es klang immer wie das Schmettern eines Kindertrompetchens, wenn er redete, und dadurch allein bewirkte er schon Lachen. Auch diese komische Figur hatte sich im Publikum so charakteristisch festgestellt, daß man einen jungen, läppischen Burschen mit einer feinen gellenden Stimme noch jetzt einen Taddädl nennt. Hasenhut besaß aber auch außerdem eine unwiderstehliche komische Kraft. Man kann ihm nicht vorwerfen, daß er jemals eine Zote gesagt hätte, aber auch das Gewöhnlichste wußte er so komisch vorzubringen, daß er mächtig auf unser Zwerchfell wirkte. Ich habe Franzosen, welche kein Wort von dem verstanden, was Hasenhut sagte, dennoch unmäßig über ihn lachen gesehen, und Grillparzer hat mir gestanden, er habe später über keinen Komiker mehr so herzlich lachen können, als über Hasenhut. In einem Stücke, ich weiß es nicht mehr zu nennen, geht Taddädl (ein Müllerjunge) mit seinem Meister über einen Berg herab, plötzlich springt er auf die Seite und fängt ein jämmerliches Geschrei an, so daß sich die Zuseher fast mitfürchten, und als ihn der Meister fragt, was es ist, bewirkt die Antwort: „an Adaxel" (eine Eidechse) das allgemeinste Gelächter.

Als Hasenhut später das Theater der Leopoldstadt verließ und auf jenem an der Wien spielte, trat er aus seinen äußeren komischen Eigentümlichkeiten hinaus und behielt nur die innere vis comica bei. Er sprach nicht mehr in seiner früheren feinen, schmetternden, sogenannten Tad-

dädlstimme, da er älter geworden war; agierte weniger rührig, da er beleibter geworden war, er hieß auch nicht mehr Taddädl, sondern erhielt in jeder Rolle andere komische Namen; aber darum wirkte er nicht weniger, er war auch auf dieser Bühne der Liebling des Publikums, und seine freien Einnahmen waren immer die vollsten im ganzen Jahre. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen seiner Darstellungen als Lorenz im »Hausgesinde«, als Hafnerlehrjunge Pold'l in den »Bürgerlichen Brüdern«? Die Parodie der Szene aus »Richard III.« war das Komischste, was man sehen konnte, und dies war die erste Szene, deren Wiederholung ich in meinem Leben von dem Publikum ungestüm fordern sah. Auch bei Hasenhut war, wie bei Laroche, keine Rede von Witz, sondern nur von Spaß, und Hasenhuts Spaß, wenn nicht so derb, so platt, so tölpisch, wie jener Kasperls, war feiner, anständiger, sittsamer, runder, möchte ich sagen. Es ist für diejenigen, welche ihn selbst nicht sahen, kaum glaublich, welche komische Wirkung er mit einem Worte, mit einer Bewegung, ja mit einer Gebärde hervorzubringen verstand. Besonders war er geschickt in Darstellung der Ungeschicklichkeit. Wenn er bei einer Türe hinausging und stolperte, wenn er sich auf einen Tisch oder Stuhl lehnte und ausglitschte; so machte er dies alles so natürlich, daß man glauben mußte, es wäre zufällig geschehen.

In den letzten Jahren verlor er sein Gedächtnis und war nur noch der Schatten seiner selbst, aber so, wie er in seiner Glanzperiode war, wird er mir und gewiß allen, die ihn damals sahen, unvergeßlich bleiben. —

Schikaneder als dramatischer Schriftsteller war zu seiner Zeit bedeutend; hätte er wissenschaftliche Vorbildung genossen, so würde er auch der Aesthetik mehr Genüge ge-

leistet haben: die Verse in seinen Opern waren wirklich haarsträubend und enthielten nicht selten Unsinn. Sehen wir einmal den Text der »Zauberflöte« etwas durch. Als Tamino die Flöte bläst und durch ihre Zaubertöne Tiere aller Art herbeigelockt werden, singt Tamino:

Holde Flöte, durch dein Spielen
Selbst wilde Tiere Freude fühlen,
Nur Pamina bleibt davon;

also nur das wilde Tier Pamina!

Als Tamino die Genien fragt, wo ist Pamina, geben sie die Antwort:

Sie ist von Sinnen,

was gar nicht zur Frage paßt.

Die beiden fürchterlichen Streckverse, welche die Wächter der Elemente singen, konnte nur ein Mozart in Musik setzen, sie lauten:

Der, welcher wandelt diese Straße voll Beschwerden,
Wird glücklich geh'n durch Feuer, Wasser, Luft und Erden.

In seiner Oper »Alexander« kommt sogar ein Vers vor, welcher so lautet, als ob man gähnte; er heißt:

Sprichst du o Alexander usw. (u o a).

Schikaneder war ein erbärmlicher Sänger, daher er in seinen Opern die Melodie zu jenen Stellen, welche er selbst zu singen hatte, selbst machte, oder dem Komponisten vorschrieb. So sind die Melodien in der »Zauberflöte« zu den Liedern: „Der Vogelfänger bin ich ja", und „Ein Mädchen oder ein Weibchen", sowie zu dem Duette: „Bei Männern, welche Liebe fühlen", von Schikaneder; Mozart

hat sie erst durch sein herrliches Instrumentale zu Kunstwerken gemacht.

Der verstorbene Bassist Sebastian Meyer hat mir erzählt, daß Mozart das Duett, als sich Papageno und Papagena zum ersten Male erblicken, anfangs ganz anders komponiert hatte, als wir es gegenwärtig hören. Beide riefen nämlich ein paarmal staunend aus: Papageno! Papagena! Als aber Schikaneder dieses hörte, rief er ins Orchester hinab: Du Mozart! Das ist nichts, da muß die Musik mehr Staunen ausdrücken, beide müssen sich erst stumm anblicken, dann muß Papageno zu stottern anfangen: Pa—papapa—pa—pa; Papagena muß dies wiederholen, bis endlich beide den ganzen Namen aussprechen. Mozart folgte diesem Rat, und das Duett mußte so immer wiederholt werden.

Ferner, als im zweiten Akte die Priester sich versammeln, geschah dies bei der Generalprobe ohne Musikbegleitung, Schikaneder aber verlangte, daß ein pathetischer Marsch dazu komponiert werde. Da soll Mozart zu den Musikern gesagt haben: Gebt her Eure Kaszetteln! und in die Stimmen sogleich diesen prächtigen Marsch hineingeschrieben haben.

Schikaneder als Schauspieler betrachtet, war nur in Lokalstücken ein Charakterdarsteller, und hierin gewann das Gemüt fast immer die Oberhand über die Komik. Den Fiaker in seinen »Fiakern in Wien« spielte er so wahr, so ganz aus dem Leben gegriffen, daß ich diese Rolle eine Meisterrolle nennen kann. Die Szene, in welcher er leichenblaß aus dem Kabinette stürzt, weil er sein närrisches Weib, da nichts mehr fruchtet, endlich wider seinen Willen und gegen sein Herz schlagen muß, wäre eines Iffland würdig gewesen.

Als Komiker betrachtet, war er nicht von großer Bedeutung, ich wenigstens habe nie herzlich über ihn lachen können. Er schrieb sich seine meisten Rollen selbst und schuf sich gewöhnlich eine Art Naturmenschen, wie Papageno in der »Zauberflöte«; er wollte für einen feinen Komiker gelten, und dadurch wurde seine Komik so superfein, daß man wenig davon merkte. Indessen weiß ich doch eine komische Rolle von ihm, die er eigentümlich und echt komisch darstellte, und diese war der Dorfschuster in seiner Posse »Das abgebrannte Haus«.

Da er, wie gesagt, sich seine Rollen meist selbst schrieb, so legte er in jede derselben eine Art Sonderbarkeit, wodurch sie ohne komisches Zutun gefiel. So z. B. machte das Federgewand Papagenos mehr Aufsehen als das was er sprach. So wirkten in dem Stücke »Lumpen und Fetzen« die absurden Eigenheiten eines Engländers, den er darstellte, das meiste. Schikaneder war groß und dick, hatte einen watschligen Gang, aber ein sehr lebhaftes, sprechendes Auge. Mit diesem letzteren wußte er nicht selten durch einen Blick seinen Worten eine Zweideutigkeit zu geben, die gefiel. —

Herr Brenner war ein untergeordneter Schauspieler, aber gemeine Naturen stellte er mit seltener Wahrheit dar. Sehr komisch war seine Sprache, er stieß mit der Zunge an, dabei sprach er sehr schnell und überstürzte sich in Worten. In den »Fiakern in Wien« spielte er einen Fiakerknecht, der sich gegen einen angeschuldigten Diebstahl verteidigt, mit so außerordentlicher Wahrheit, daß er diese Szene jedesmal wiederholen mußte. —

Der ältere der beiden Baumann war einer der vorzüglichsten komischen Schauspieler, welche die Wiener Bühne betraten. Er besaß das, was man mit Recht die trockene

Komik heißt, und welche so unwiderstehlich hinreißt. Jener Komiker, dem man es abmerkt, daß er komisch sein wolle, oder der sich wohl gar Mühe gibt, komisch zu sein, ist es nicht.

Baumann war immer voll Ernst, und eben dieser Ernst war es, der so außerordentlich wirkte. Kein Schauspieler hat, wie Baumann, Rede und Gebärde so in Kontrast zu bringen verstanden. Darum war er auch am allervorzüglichsten in der Parodie. »Prinz Schnudi« war bei seiner Darstellung ein personifiziertes komisches Heldengedicht. Er wußte eine Karikatur so fest, so scharf, ich möchte sagen, so unkarikiert zu zeichnen, daß sie ins Leben trat und als ein wirklicher Charakter dastand. Da war denn auch keine Kleinigkeit vergessen, welche zu diesem Ziele führen konnte, und Sprache, Körperhaltung, Kostüme, Gang, Gebärden, alles war im Einklange. Wer den besoffenen Hausmeister im »Neusonntagskind« von Baumann gesehen, wird zugestehen, daß dies eine der vollendetsten Darstellungen im niedrigkomischen Genre war. —

Der jüngere Baumann war früher ebenso, wie sein älterer Bruder, Schauspieler der Leopoldstädter Bühne. Er war damals mittlerer Statur, mager; aber sein Gesicht war voll Ausdruck und dessen Muskeln von außerordentlicher Beweglichkeit; sein Vortrag war abgestoßen, hingeworfen, keck möchte man sagen, das R trat besonders schnarrend hervor. Er sang auch, zwar nicht schön, aber gerade so, wie er es zu seinen Rollen brauchte, und in einer seiner Forcerollen, dem Schneider Wetzwetz in den »Schwestern von Prag«, konnte die Arie, welche er als Schwester sang, für eine der gelungensten Parodien auf alle großen Bravourarien gelten. Baumanns komische Gewalt lag in einem präziös komischen Ernste, in einer Art

lustigem Ingrimme; er brachte seine Reden meist in kurzen Absätzen vor, was wir in unserer Lokalsprache »jemanden abschnalzen« nennen. —

Joseph Korntheuer, du komischster aller Komiker! Du Inbegriff alles Lächerlichen, der das Bizarre, Barocke und Groteske so in eines zu vermischen wußte, daß eine Radikalarznei gegen die Hypochondrie daraus wurde: wie soll ich beschreiben, was und wie du es geleistet? Man muß dich selbst gesehen haben, um dein außerordentliches komisches Talent gehörig zu würdigen; denn, wollte man deine Darstellungen analysieren, so würde man am Ende auf ein Nichts zurückkommen, aus welchem Nichts du alles hervorzubringen wußtest, was keinen Widerstand litt und den Grämlichsten mit hineinriß in den Veitstanz des Gelächters.

Korntheuer, ein geborner Wiener, begann seine theatralische Laufbahn beim Hofburgtheater, bei welchem er, seiner imposanten Gestalt wegen, zu ernsthaften Rollen, und besonders zu Tyrannen und Bösewichtern verwendet wurde. Er gefiel sich auch in diesen Rollen und vorzüglich als Lasarra ganz außerordentlich selbst, aber dem Publikum gefiel er nicht. Es ist doch wirklich etwas Auffallendes, daß so viele tüchtige Schauspieler sich eben in einem Fache für vorzügliche Darsteller halten, in welchem sie am wenigsten leisten können. So glaubte auch Korntheuer noch in den letzten Jahren seines Lebens, in welchem er sich als Komiker schon die höchste Gunst des Publikums errungen hatte, er hätte seinen Beruf verfehlt und sei eigentlich für gemütliche Rollen, gutherzige Alte und rührende Greise geschaffen.

So spielte er mit einer Wut, möchte ich sagen, den Lorenz Stark, den armen Poeten, den Greis in »Menschen=

haß und Reue«. Ich habe diese Rollen von ihm gesehen und muß gestehen, es war durchaus nur gemachtes Wetter, jenes süßliche Rührei in der Darstellung, wodurch die Menge bestochen wird, jener singende Vortrag, der besonders den süddeutschen Schauspielern eigen ist; man sah dem guten Korntheuer an, wie sehr er beflissen sei, Tränen zu erpressen, kurz, es waren komödiantische Kniffe, aber keine Schauspielkunst.

Solche Rollen spielte Korntheuer vorzugsweise in Brünn, wo er längere Zeit Pächter und Direktor des dortigen Theaters war, und daher auch alles spielen durfte, was er wollte. Als er aber dann bei dem Leopoldstädter Theater angestellt wurde, welches eben zu seiner Zeit die ersten komischen Kräfte vereinigte, und der wahre Tempel des Komos genannt zu werden verdiente, da ging er in sein eigentliches Fach, in das Komische über, und wurde der auserwählte Liebling des Publikums.

An Korntheuers Körper war alles lang. Gesicht, Nase, Füße, Arme, Hände, und er verstand es, besonders das erste und die letztern durch Ausdehnung noch länger zu machen, als sie waren. In seinem Vortrage lag etwas Langsames, Schleppendes, Faules, in seinen Bewegungen ein unbeschreibliches Phlegma, und er ließ sich immer gehen, wie es ihm eben behagte. Man hätte glauben sollen, Korntheuer spiele gar nicht für die Zuseher, sondern für sich selbst. Daher geschah es öfter, daß er, während die andern Schauspieler auf der Bühne sprachen, ganz ruhig in einer Ecke stand und sich einen apparten Spaß machte. Seinen Mitschauspielern mag das wohl nicht recht gewesen sein, da er dadurch die Aufmerksamkeit von ihnen ab und auf sich lenkte; aber dem Publikum, welches sich nur mit ihm unterhielt, war es sehr willkommen, und auch die mit ihm Be-

schäftigten mußten oft mitlachen. Er stand z. B. in einer Ecke der Bühne, hielt sich seine beiden Hände vor die Augen und schien erraten zu wollen, wer ihm das tue; oder er foppte sich selbst, indem er sich mit der rechten Hand auf die linke Schulter tippte, sich dann umsah und sich nicht wenig verwundert zeigte, niemand hinter sich zu erblicken. Ich habe gesehen, wie er während einer Liebesszene alle Knöpfe seines ganzen Anzuges an Rock, Beinkleid und Weste zusammenzählen wollte und damit nicht zu Ende kommen konnte. Die vorzüglichsten Rollen Korntheuers waren ganz bornierte Alte, Ehemänner, welche unter dem Pantoffel stehen, und sehr karikierte Charaktere. Er extemporierte sehr viel und machte sich, wie der Kunstausdruck bei den Schauspielern lautet, seine Rollen selbst zurecht, das heißt, er modelte sich die Konstruktionen so, wie sie ihm zu Munde paßten und schrieb sich Späße hinein.

Ich war einst Zeuge einer Darstellung von ihm, bei welcher er nicht zehn Worte von denen sprach, die in der Rolle vorgeschrieben waren. Es war nämlich eine Gesellschaft Bekannter abends im Gasthause neben dem Theater versammelt, darunter sich auch Korntheuer befand, der eben jenes Abends (man gab »die falsche Primadonna«) nicht zu spielen hatte. Plötzlich stürzte der Theaterdiener in die Schenke, erzählte, daß der Schauspieler, der den Bürgermeister von Krähwinkel spielen sollte, unvermutet krank geworden sei, und bat Korntheuer im Namen des Direktors, diese Rolle, die er früher schon in Brünn gespielt hatte, für heute zu übernehmen, weil sie sonst gezwungen wären, das Theater ganz zu schließen. „Wohlan!" sagte Korntheuer, „ich will's tun, obschon ich nicht ein Sterbenswort mehr von der Rolle weiß, aber ich bitte euch Freunde, geht alle ins Theater, damit ihr doch einmal seht, wie

man ganz aus dem Stegreif spielt.“ Wir gingen alle, und ich kann sagen, ich und das ganze Publikum mit mir haben nie so herzlich gelacht als an diesem Abend. Spaß drängte sich auf Spaß, und die Schauspieler selbst konnten vor Lachen kaum sprechen. Das Theater drohte aber einzustürzen bei folgendem extemporierten Spasse.

Sperling (tritt auf): Herr Bürgermeister! Die fremde Sängerin kommt schon.

Bürgermeister (Korntheuer). Kommt schon? kommt schon? was tun? was machen? was anfangen? und was hernach wiederum zu beginnen?

Sperling: Ich habe ihr Blumen auf den Weg streuen lassen. Dazu habe ich alle Gärten geplündert, und da sie mir nicht genug Blumen boten, so habe ich ihr auch Salat streuen lassen.

Bürgermeister (sehr ernsthaft): Recht, Sperling, und lassen Sie von mir aus noch zwölf harte Eier sieden und auf den Salat legen.

Vielseitig war Korntheuer nicht, aber die eine Seite, die er zeigte, war eine vollkommene und verfehlte ihre drastische Wirkung nie. Sein Geisterkönig im »Diamant des Geisterkönigs», sein Gisperl in «Gisperl und Fisperl», sein Geselle in der »Ballnacht«, waren Hogartsche Karikaturen, welche von einem geschickten Maler festgehalten zu werden verdient hätten.

Korntheuer war, wie wenige Bühnenkomiker, auch ein sehr unterhaltender Gesellschafter und verstand die Kunst, die Eigentümlichkeiten fast aller in Wien beliebten Schauspieler, besonders in Ton und Sprache, so täuschend nachzuahmen, daß man dieselben wirklich zu hören glaubte. —

Ferdinand Raimunds Stücke sind allgemein gegeben, allgemein beliebt, und ich kann mich hier nur nicht ent-

halten, zu bemerken, daß ich glaube, die Kunstrichter, welche Raimund als Dichter so hoch stellten, haben ihm einen schlechten Gefallen getan und ihn an sich selbst und seinem Talente irre gemacht; und hätte Raimund noch länger gelebt, er würde vielleicht den Weg, den er als Dichter eingeschlagen und worin er das Komische mit dem Romantischen so glücklich zu verschmelzen wußte, gänzlich verlassen und sich nicht in ein Reich verstiegen haben, in welchem er selbst nicht heimisch war, und das er auch uns niemals heimisch gemacht haben würde.

Nachdem Raimund als Lehrling von der süßesten aller Künste, von der Zuckerbäckerkunst, davongelaufen war und sich bei kleinern wandernden Truppen herumgetrieben hatte, bei welchen er alles spielen mußte, am liebsten aber Intriguanten spielte, wurde er endlich im Josephstädter Theater engagiert, und dort fand er den rechten ihm passenden Pfad des theatralischen Wirkens. Als Adam Kratzerl in Gleichs »Musikanten am Hohen Markt«, machte er sich zuerst bemerkbar und gewann sogleich die Liebe des Publikums, in welcher er später im Leopoldstädter Theater in fremden, dann in eigenen Stücken immer mehr stieg, bis er der erklärte Liebling des Publikums war.

Raimunds Komik war eine eigene, von allen andern verschiedene und sogar aus sich sonst widerstreitenden Elementen zusammengesetzte. Es war eine Heftigkeit in seinen Bewegungen und Gebärden, ein Herumwerfen der Hände und des Kopfes, ein Rollen seines großen und lebhaften Auges, ein schnelles Abstoßen der Worte, daß man ihm einen fortwährenden inneren Grimm hätte zumuten müssen, wenn dies alles nicht wieder von der andern Seite durch die tiefste Gemütlichkeit gemildert worden wäre: so wie in seinen Dichtungen immer eine Wehmut, welche, wenn

sie sich auch nicht vordrängte, doch wie ein mattes Wetterleuchten nach einem Gewitter, ganz in der Ferne erschien. Ich erinnere hier nur an den »Aschenmann« und an die vorzüglichste seiner Rollen, den »Valentin« in seinem letzten Werke: »Der Verschwender«. Sein Organ litt früher an Undeutlichkeit, welchen Fehler er aber durch unermüdeten Fleiß und Bewachung seiner selbst zu vermindern wußte.

Raimund ließ sich nie einen Gedächtnisfehler zuschulden kommen, er wußte seine Rollen immer genau auswendig, und in seinen eigenen Stücken nicht nur die seinige, sondern auch die Rollen aller übrigen, da er ihnen meistens die Rollen einstudierte, oder sie wenigstens mit ihnen durchging. Er hielt auch mit großer Strenge darauf, daß andere die Rollen in seinen Stücken aufs Und auswendig wußten. Korntheuer hatte mir erzählt, daß er sich einmal wegen des einzigen kleinen Wörtchens »immer« fast mit ihm entzweit hätte. Er sprach nämlich als Geisterkönig: Jetzt hab ich die Agnes Bernauerin schon zwanzigmal gelesen, und weiß halt noch nicht, warum sie ins Wasser gestürzt worden ist. Raimund wollte aber, er sollte sagen: und weiß halt noch immer nicht, warum usw. Korntheuer meinte, das sei ja gleichgültig. Raimund aber antwortete: Nein, das ist nicht gleichgültig, das Wort immer verstärkt den Spaß, und da Korntheuer noch etwas dagegen einwendete, verließ er ihn zornig mit den Worten: Meinetwegen, wenn du aber das »immer« ausläßt, so bleibst du immer ein dummer Kerl!

Wenn Raimund in einem Stücke mehrere Charaktere darzustellen hatte, so suchte er sie in der Darstellung scharf zu sondern, allein dies glückte ihm nicht immer, und die ihm eigentümliche Darstellungsweise blickte überall durch. Etwas Polterndes, durch grelles Abstoßen der Worte her-

vorgebracht, wurde überall bemerkbar, und die großen rollenden Augen trugen noch mehr dazu bei.

Raimund war ein vortrefflicher Mensch, und es ließen sich hundert Züge seiner Herzensgüte erzählen. Er liebte die Gebirgsnatur über alles und bekam, wenn er sich längere Zeit in der Residenz aufhalten mußte, stets eine unaussprechliche Sehnsucht nach den Bergen. Er hatte sich auch in der herrlichen Gebirgsgegend von Guttenstein ein Haus gekauft, welches er im Sommer bewohnte.

Zum Schlusse mag hier eine kleine Anekdote stehen, welche ihn ganz charakterisiert und welche mir ein Freund mitteilte. Dieser ging eines Vormittags durch das Pernitzertal spazieren, und als er eben durch ein Gehölz wandelte, sieht er von weitem eine sonderbare Gestalt sich nähern. Sie war in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, trug eine grüne Kappe auf dem Kopfe, hinter jedem Ohr stak eine Schreibfeder, aus jedem Sacke quollen Päcke Papiers hervor, im Busen staken ein paar Bücher, eine Feldflasche hing an einem Bande um den Leib, und in einer Hand trug sie einen dicken Stock, auf welchem sich statt des Knopfes ein Tintenfaß befand. Als die Gestalt näher kam, erkannte er in ihr Raimund und rief ihm entgegen: Herr im Himmel! Raimund, wie sehen Sie aus? — Wie soll ich denn ausschauen, antwortete dieser, wenn ich auf den Bäumen sitz' und dicht'? —

Auf meiner Flucht im Jahre 1809 traf ich die Familie Bladl in Temesvar, und Johanna Huber, Bladls Stieftochter, wußte mich, durch ihre körperlichen Reize und durch ihr fröhliches und anziehendes Benehmen im Umgange so zu fesseln, daß ich ihren Stiefvater Bladl mit Geld unterstützte und selbst einige Zeit das Theater dort dirigierte.

Schon in Temesvar habe ich Johannas Schauspieler-

talent, besonders in komischen Lokalrollen, erkannt, sie ward auch bald darauf bei dem Leopoldstädter Theater engagiert und wurde zur Zeit, als diese Bühne durch die Schauspieler Schuster, Raimund, Korntheuer eine wahre Volksbühne in ihrem höchsten Glanze war, nebst den eben Benannten ein Liebling des Publikums.

Johanna Huber war üppig gebaut, hatte sehr angenehme, obwohl außer der Bühne schon etwas verwelkte Züge. Ueber alle ihre Gebärden und körperlichen Bewegungen war eine einnehmende Anmut verbreitet, mit einer gemütlichen Schalkhaftigkeit vermischt. Sie sprach den Wiener Dialekt und wußte ihn etwas angenehmer zu machen, indem sie ihn weniger derb und gemein vortrug. Sie verstand es, ihren Rollen kleine Schattierungen und Farbenabstufungen zu geben, und sowohl durch diese, als auch durch ein immer glückliches Extemporieren den Fehler ihres Gedächtnisses zu verdecken. Selbst ihre Gereiztheit schien Natürlichkeit.

Sie trat in ihren besten Jahren und in der Glanzperiode ihrer Beliebtheit von der Bühne ab und heiratete einen reichen Ungarn. Ich zweifle, daß sie mit ihm glücklich war, noch mehr aber zweifle ich, daß sie ihn glücklich machte. —

Ignaz Schuster verdient den Namen eines ausgezeichneten Charakterdarstellers. Er war immer natürlich, übertrieb nie, und alle Stücke Bäuerles und viele auch von Perinet danken ihm die Wirkung, die sie durch viele Jahre machten. Staberl, die echte Karikatur eines Wiener Bürgers, welche sich gleich dem einstigen Hanswurst als eine bleibende komische Figur in vielen nachfolgenden Possen behauptet hat, war für ihn geschrieben und von ihm einesteils so drastisch komisch, anderenteils mit solcher Gemütlich-

keit dargestellt, daß die Wiener Bürger, welche sich durch die komische Seite leicht verletzt hätten fühlen können, doch der gemütlichen Seite wegen hundertmal hinein liefen und ihr eigenes Karikaturbild applaudierten.

Schuster und Raimund konnten recht gut auf derselben Bühne nebeneinander stehen und glänzen, ohne einander Abbruch zu tun, denn beide komische Talente waren ganz verschieden. Raimund möchte ich den Tragikomiker, Schuster den Hauskomiker nennen. So kam es, daß die Leute in Stücke liefen, in denen Schuster spielte, und in jene, worin Raimund spielte. Die Direktion aber war so klug, sie nie miteinander in demselben Stücke auftreten zu lassen.

Schuster war klein und bucklig, allein das Mißgestaltete seiner Figur machte mit dem Ernste in seiner Darstellung die komische Wirkung noch größer; besonders komisch nahm er sich in fremdem Kostüm aus. —

Therese Krones hat eine große Berühmtheit durch ihre künstlerischen Leistungen und noch mehr nach ihrem Tode dadurch, daß man sie zur Heldin eines Romans und eines Schauspieles machte, erlangt. Was mich betrifft, so war ich mit dieser Berühmtheit weder in Rücksicht auf ihre Kunst noch auf ihren Charakter einverstanden. Sie holte ihre Komik aus der Hefe des Pöbels und aus der Kloake der Unsittlichkeit, sie kokettierte mit ihrer eigenen Nichtswürdigkeit.

Was ihren Körper anbelangt, so war sie fürchterlich mager und abgelebt, und alles war schlaff und welk an ihr, mit Ausnahme von zwei schönen großen Augen, mit denen sie aber auch zu kokettieren verstand. Alle Bewegungen ihres Körpers waren eckig, die beiden Arme dünn wie zwei Leimruten, aber sie verstand durch Kleider nachzuhelfen, und jene Teile des Körpers, welche besonders

die Lorgnetten alter Roués so gerne in Bewegung setzen, durch Schwingungen und Biegungen aller Art in das rechte Licht zu bringen. Ich habe Leute gekannt, welche alles an ihr graziös fanden. Ich fand das Gegenteil und bin überzeugt, daß jene Leute, wenn sie den Kern dieser Hülle gekannt hätten, zurückgeschreckt sein würden.

Was war es denn also, was sie zu einem der Lieblinge des Leopoldstädter Theaters machte? Es war die Freiheit, ja die Frechheit ihres Spieles; es waren Worte, welche oft aus ihrem Munde gingen, und die man einem Manne nicht verziehen hätte, welche sie aber so hervorzulispeln verstand, als wenn sie gar nicht wüßte, was sie ausdrücken; es waren wollüstige Körperbewegungen, darin sie eine Meisterin war; es waren Anspielungen auf sich selbst und ihr Leben, welche sie sich nicht scheute zur Oeffentlichkeit zu bringen; kurz, es war ein Etwas, das die wahre Kunst verdammt, aber wodurch die Künstelei, verbunden mit Schamlosigkeit, auf lüsterne Menschen eine Wirkung hervorbringt. In diesem einzigen war sie auch originell, in allem übrigen eine Nachahmerin. Hätte keine Huber und kein Korntheuer existiert, so würde auch nie eine Krones existiert haben. Sie suchte die erste zu kopieren, was aber bei jener natürliche Anmut war, das wurde bei ihr Ziererei, und die Späße, welche Korntheuer machte, schnappte sie auf und brachte sie im nächsten Stücke selbst.

Man hat sie die deutsche Dejazet genannt. Mag sein, daß sie mit ihr eine Aehnlichkeit hatte, aber gewiß nur in den Schattenseiten.

Vom Charakter will ich schweigen, denn ich könnte viele Tatsachen aufzählen, über die ich beim Schreiben erröten müßte; nur so viel ist gewiß, daß sie und ihre

hübsche Freundin, die Schauspielerin Frau Walla, die beiden liederlichsten Frauenzimmer in Wien waren. —

Karl Mayer war Eigentümer und Direktor des Josephstädter Theaters. Er war zugleich sein eigener Komiker. Er war von großer Statur, hatte besonders lange Füße und stieg auf der Bühne gewöhnlich herum wie ein Pfau. Aber eben in seinen eckigen Bewegungen lag etwas unwiderstehlich Lächerliches. Er war kein bedeutender Schauspieler, er stellte keine Rolle, keinen Charakter dar, er spielte immer sich selbst, den komischen Mann. Wenn er extemporierte, so geschah dies meistens auf Kosten seiner Schauspieler oder seiner selbst. Er brachte Unarten der ersteren, fehlgeschlagene eigene Hoffnungen, Kulissenintriguen usw. zur Oeffentlichkeit; und wenn ein Stück, in welchem er mitspielte, mißfiel und er es an der Unruhe des Publikums bemerkte, so hieb er auf Dichter, Darsteller, Dekorateurs und auf sich selbst unbarmherzig los und spielte dem Publikum auf diese Art eine Komödie in der Komödie. Ich hörte ihn einst zu einem Schauspieler, der den Sohn eines reichen Mannes vorstellte und einen ärmlichen Rock an hatte, sagen: Hören Euer Gnaden, der Herr Vater mit seinem Gelde könnte Ihnen auch einen bessern Frack spendieren, oder wenigstens diesen Knopf annähen lassen.

Man könnte sagen, er setzte eine Force darein, Unsinn zu schwätzen und die Redesätze so zu verdrehen, oder Zeitwörter und Bindewörter wegzulassen, daß man den Sinn mit Mühe erriet. So sprach er einst, als er nach einem neuen Stücke vorgerufen wurde, an das Publikum wörtlich folgendes:

Verehrungswürdiges Publikum! — gewesen sein! gehabt haben! werden! -- Pfitschipfeil schießen von drüben

und drunten (hiermit spielte er auf die Theater auf der Wieden und in der Leopoldstadt an), aber nichts zu sagen haben das! — Kleines Tischel haben, — wenig Speisen darauf — aber verehrungswürdiges Publikum zufrieden sein — Vivat! und er wurde noch einmal herausgerufen.

Die Josephstädter Bühne besaß an einem Herrn Voll einen Theaterdichter, der die Mittel und Bedürfnisse derselben kannte und Stücke schrieb, wie sie den Kräften derselben angemessen waren. Ich weiß mich eines Lokalstückes von ihm, betitelt: »Der Haushofmeister« zu erinnern, welches so sehr gefiel, daß er zwei oder drei Fortsetzungen davon schrieb. —

Weidmann war in meiner Jugendzeit der allbeliebte Komiker des Burgtheaters. Man erzählte, daß er durch folgenden derben Spaß zum Schauspieler geworden sei. Er war anfangs Statist, hatte Tische und Stühle auf die Bühne zu tragen und stumme Nebenpersonen vorzustellen. Dafür bekam er jedesmal einen Siebener (7 kr.). Einst hatte er mit mehreren andern Diener vorzustellen, und als der Herr sie mit den Worten anspricht: Warum redet ihr denn nicht?, worauf sie nichts antworten sollen, antwortete Weidmann: Um einen Siebener kann man nicht viel reden! Das ganze Publikum brach darüber in lautes Gelächter aus, man erkannte dadurch komisches Talent in ihm, vertraute ihm erst kleinere, dann größere komische Rollen an, sein Talent bildete sich immer mehr aus, und er wurde ein tüchtiger Komiker und der Liebling des Publikums.

Weidmann war von mittlerer Statur, etwas korpulent und machte fast immer ein sehr verdrießliches Gesicht, und eben dadurch wurden seine Spässe wirksamer; er stieß auch die Worte meist mit Heftigkeit heraus und sprach gewöhnlich in österreichischer Mundart. Als Charakter=

darsteller war er nicht sehr bedeutend, er war als Bittermann und als Hippeltanz immer nur der spaßige Weidmann.

Er sang auch mit einer erbärmlichen Stimme in Operetten, namentlich machte das Singspiel: »Der Faßbinder« bloß darum viel Glück, weil Weidmann als betrunkener Winzer sich so äußerst komisch in einen Haufen von Reifen zu verwickeln verstand. —

Zu jener Zeit wurde die Schauspielerei wie eine Innung, wie ein Handwerk betrieben. Selbst in größeren Städten gab es noch wenige stehende Theater, und ich habe sogar in Wien gehört, daß man nicht sagte: Die Hofschauspieler, sondern die Komödianten des Nationaltheaters. Damals sah man nur äußerst selten einen Schauspieler in einer noblen Abendgesellschaft oder bei einem glänzenden Diner. Die Schauspieler waren zwar nicht mehr, wie noch früher, verachtete, aber doch gemiedene Menschen. Die Hauptursache dieser Zurücksetzung mochte wohl darin liegen, daß der größere Teil der Schauspieler nie hauszuhalten verstand und tief in Schulden steckte. Auch sah man jeden Schauspieler für eine Art Gaukler an, den man für ein paar Groschen behandeln konnte wie man wollte.

Zu jener Zeit nun hatten die Komödianten auch eine Art von Innungshaus oder Herberge, wenn man es so nennen will, und dies war das sogenannte Komödienbierhaus. Es war im Komödiengäßchen, gegenüber vom Ausgange der Bühne des Kärntnertortheaters, und die noch jetzt an derselben Stelle befindliche Bierschenke führt auch noch immer diesen Namen. Aber die Schenke selbst sah damals ganz anders aus als jetzt. Dumpfe Stuben mit weißen Wänden und braunem Täfelwerk, Tische und Stühle von weichem Holze, blecherne Leuchter mit stinkenden Unschlittkerzen, das war die ganze Einrichtung. Vom Decken

eines Tisches war keine Rede, dieses Recht war nur den eigentlichen Speisehäusern eingeräumt, und das Bier wurde in blechernen oder zinnenen Kannen aufgesetzt, welche Zimente hießen. Zu essen bekam man in einer solchen Bierschenke nichts als Brot, geselchte Würstel und Quargelkäse, höchstens noch des Abends einen Rostbraten, Lungenbraten oder saure Nieren. Wirt und Kellner standen zur Bedienung noch in Jacken mit blauen Vortüchern da, und nur der erstere hatte ein grünsamtenes Käppchen auf, welches er aber vor jedem Gast demutsvoll abnahm. Diese Bierhäuser waren auch eine Eigentümlichkeit von Wien, und ich habe sie in dieser Art in keiner Stadt Deutschlands getroffen.

So und nicht anders war auch das Komödienbierhaus beschaffen, in welchem sich die dienstlosen Schauspieler einfanden, um Engagements zu suchen, und wohin auch die Impresare der Provinzbühnen und der ambulierenden Truppen kamen, um Schauspieler zu finden und zu werben.

Willst du, mein lieber Leser, ein Stündchen in dieser Kneipe verweilen, so wirst du erfahren, was wir zu sehen und zu hören bekommen. Du wirst manches für übertrieben halten, aber ich beteure dir, es war genau so, wie ich dir erzähle.

Wir treten ein, an jedem der drei Tische sitzt eine Person; die erste ist ein Jüngling von beiläufig 22 Jahren, groß, hager, seine Augen haben blaue Ränder, aber sie sind feurig, sein Haar ist etwas unordentlich; er trägt einen knapp anliegenden, etwas abgeschabten blauen Frack, Beinkleider von gelbem Nanking, eine Weste, die einst weiß war, und um den Hals ein geblumtes Leinentuch nachlässig geschlungen. Seine Kopfbedeckung besteht aus einer ledernen Kappe, welche neben ihm auf der Bank liegt. Er hat ein leeres Seidelglas vor sich stehen, da er das

Bier schon ausgetrunken hat, und liest in einem Buche, enthaltend Schillers »Räuber«.

Der zweite Gast ist ein kleiner dicker Knirps mit kurzen Füßen, langen Armen und einem kleinen Schmerbäuchlein; er schielt etwas, und auf seiner Nase hat vermutlich der Wein einige Ansätze von Kupferfarbe hervorgebracht. Er diskuriert sehr eifrig mit dem Kellner, von welchem er soeben 6 Würsteln mit Kren begehrt.

Die dritte Person ist ein schon sehr bejahrter, im Gesicht und in seiner Kleidung erbärmlich aussehender Mann, er sitzt ganz an der Ecke des Tisches, als ob er sich nicht getraute, sich besser hineinzusetzen, weil er auch nichts vor sich liegen hat, als noch ein kleines Stückchen Brot, womit er die Brosamen vom Tische sorgfältig auftupft.

Jetzt tritt noch eine vierte Person ein, es ist ein großer, robuster, bengelhafter Mann, mit einem Kahlkopf, welcher mit einer sehr tiefen Stimme Bier begehrt und sich dann setzt.

Kurz nachher wird die Türe mit großem Geräusch geöffnet, und ein stattlicher Mann mit einer Perücke, in grauem Ueberrock, kurzen Beinkleidern und Schnürstiefelchen, welche nur soweit reichen, daß man auch die stattlichen Waden sieht, tritt ein; er trägt einen Ring mit glänzenden Steinen, welche man für Rauten halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie von Glas sind, an dem Zeigefinger seiner rechten Hand; auch hat er Uhrkette und einen Stockknopf, welche von Gold — weit entfernt sind. Der Wirt macht ihm eine tiefe Verbeugung und wischt sogar mit seinem Vortuche den Tisch ab, an den er sich setzt.

Der Mann ist Direktor einer ambulanten Truppe und spricht: Herr Wirt! ich brauche einen Liebhaber, ist einer da?

Wirt (auf den jungen Mann deutend): Dort sitzt so was.

Jüngling (steht auf und tritt vor): Ich bin zu Ihren Diensten.

Direktor (nachdem er ihn lange stillschweigend gemessen): Nun, das Wachstum ist nicht übel, da laßt sich was reden. Was spielt denn der Herr?

Jüngling: Feste Liebhaber.

Direktor: Wo waren wir denn zuletzt engagiert?

Jüngling: Zu Bruck an der Leytha.

Direktor: Schlechte Wirtschaft dort! Bei mir geht's genauer zu. Wie lange ist der Herr schon beim Theater?

Jüngling: Drei Jahre.

Direktor: Wer waren wir denn früher?

Jüngling: Buchdrucker.

Direktor: Hat der Herr einen schwarzen Frack?

Jüngling: Ja, einen schwarzen, diesen blauen, und auch einen Ueberrock.

Direktor: Das läßt sich hören. Kann der Herr die sieben Aktionen des Königs?

Jüngling: Ich verstehe Sie nicht.

Direktor: Man wird mich gleich verstehen. Zeig mir der Herr, wie wird Er gehen, wenn Er einen König spielt?

Jüngling: (schreitet pathetisch auf und nieder).

Direktor: Nicht übel! Wie grüßt der König?

Jüngling: (nickt herablassend mit dem Kopfe).

Direktor: Bravo! Ich sehe, das geht schon. Wenn der Herr also bei mir engagiert sein will, so muß ich Ihm folgendes sagen: Er kriegt bei mir Mittagsmahl, Suppe, Rindfleisch und Zuspeis, zwei Gulden alle Wochen Gage, und in jedem Ort, wo wir spielen, wird auf Seinen Namen eine Vorstellung gegeben, wo Er das davon bekommt, was

die Leute über den gewöhnlichen Eintrittspreis herschenken. Nur muß der Herr auch die Zettel schreiben und austragen, und versteht sich alles spielen, was Ihm zugeteilt wird. Ist dem Herrn das recht?

Jüngling: Es muß mir wohl recht sein, damit ich Verdienst bekomme. Wo spielen Sie denn jetzt, Herr Direktor?

Direktor: In Wilhelmsburg, es ist recht schön dort und hat viele Kunstkenner; der Herr ist engagiert, die Hand darauf. Heute abend um 6 Uhr komme der Herr zum blauen Bock zu Mariahilf, da fahren wir miteinander mit einem Kälberwagen nach St. Pölten, und von dort gehen wir zu Fuß nach Wilhelmsburg.

Jüngling: Ich möchte Sie noch um einen kleinen Vorschuß bitten.

Direktor: Da hat der Herr einen Gulden, und Sie Herr Wirt, geben Sie dem Mann noch eine Halbe Bier, ein Brot und ein Rostbratl. (Er steht auf.) Ich will gleich bezahlen.

Der Schielende tritt zu ihm, schneidet ein paar komische Gesichter und fragt: Brauchen Sie keinen Komiker?

Direktor: Komiker bin ich selbst.

Der Erbärmliche nähert sich untertänig und fragt mit heiserer Stimme: Haben Euer Gnaden keinen Souffleur nötig?

Direktor: Soufflieren tut mein Weib. (Droht dem Jüngling mit dem Finger.) Aber gewiß um 6 Uhr beim blauen Bock sich einfinden. (Er geht fort.)

Später kommt noch ein Impresar, der einen Baßsänger für seine Provinzbühne sucht. Der große Mann stellt sich ihm vor. Der Direktor fragt ihn, ob er das tiefe

»Doch« singen könne, und da er ihm die Töne aus der »Zauberflöte« auf die Worte:

Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen,
Doch geb' ich dir die Freiheit nicht!

recht tief herabbrüllt, so wird er auf ähnliche Art engagiert wie der vorige.

So stand es einst in Wien mit der Schauspielerkunst.

---

## Zehntes Kapitel: Als Redakteur und Herausgeber.

Die Zensur. — Hager. — Zensuranekdoten. — Die Kaiserin als geb. Hölzl. — Graf Sedlnitzky. — Ich übernehme die Redaktion des »Konversationsblattes . — Es wird aufgelassen. — Freiherr von Retzer. — Mein Taschenbuch Selam. — Theodor Körner. — Emanuel Veith. — Unsere berühmte Dilettantengesellschaft spielt in Schönbrunn.

Wenn die früheren Zensurakten aufbewahrt worden wären, so würden sie ein lächerliches Kompendium des Unsinns, der Willkür und der Geisteskuechtung sein; allein es war doch besser, sie zu vernichten, und zwar nicht darum, um Sedlnitzky zu schonen, wohl aber um spätern Zeiten nicht den Augiasstall zu zeigen, und noch mehr, um uns geduldigen Schafen das Umwenden im Grabe zu ersparen, wenn unsere Enkel einst aus vollem Halse lachen und sagen werden: Himmel! und das haben sich die E — — hrenwerten Väter so lange gefallen lassen?

Es ist die Pflicht eines jeden, einzelne Züge, deren er sich erinnert, zu erzählen, und so der spätern Zeit Daten

zu erhalten, ohne welche die unsrige frühere nie ganz begriffen werden kann.

Wir alle, die einen Kiel bewegten, haben lange und viel von der Zensur gelitten, allein so lange ist keiner gemartert worden als ich. Ich besitze Sammelgeist, und so wie ich Dosen, Anekdoten und Bücher sammelte, so sammelte ich mir auch Zensuralbernheiten und könnte mit mehreren Faszikeln voll aufwarten. Ich schreibe für die Oeffentlichkeit 60 Jahre; man kann sich also denken, wie viele Rotstifte an mir verstrichen worden sind, und wie oft ich — Gott verzeihe mir's! — geflucht habe, daß sich der Erdboden hätte auftun mögen; aber durch alle diese 60 Jahre mußte ich jedes Jahr sagen: Ach, im vorigen Jahre war's doch noch besser! Es ist sonderbar, beim Guten gibt's einen höchsten Punkt, aber das Schlechteste kann immer noch schlechter werden.

Ich will hier nur einige Leidensstationen von meinem Kreuzwege zum Kalvarienberge, genannt Parnaß, aufstellen.

Als ich anfing zu schreiben, war ein gewisser Hager Vorstand der Zensur. Das war ein Engel gegen Sedlnitzky; allein dieser Engel verbot mir gleich mein erstes Stück: »Der travestierte König Lear«, mit dem Bemerken, daß ein König nicht lächerlich gemacht werden dürfe. Uebrigens hatte der gute Mann doch noch Achtung für Werke und Schriftsteller von Bedeutung, und wenn man die Komödienzettel jener Zeit durchgehen will, so wird man sich wundern, welche Stücke damals noch aufgeführt werden durften, und was in den Journalen zu schreiben gestattet war. Ich hätte später den alten Hager gerne aus der Erde herausgekratzt, im ganzen war er so übel nicht, er hatte nur seine eigenen kleinlichen Marotten. So z. B. durfte nur in den Hoftheatern „o Gott!“ gesagt werden; bei Stücken

der Vorstadtbühne wurde der liebe Herrgott immer gestrichen, und dafür: „o Himmel!" hingeschrieben. Am spaßigsten nahm sich eine solche Zensurkorrektur bei Stellen aus, welche gereimt waren. So hieß es z. B. in meinem Drama: »Salmonäa und ihre Söhne«:

Treibe nicht mit Heil'gem Spott,
Und bedenk', es lebt ein Gott.

Die Korrektur lautete:

Treibe nicht mit Heil'gem Spott,
Und bedenk', es lebt ein Himmel.

Der gute alte Hager war auch, und zwar mit vollem Rechte, ein Feind aller Zoten und Zweideutigkeiten. Wo er eine witterte, suchte er ihr ein Mäntelchen umzuhängen, das tat er aber meistens so ungeschickt, daß dadurch eine größere Zweideutigkeit zum Vorschein kam; so weiß ich mich z. B. zu erinnern, daß statt: „sie besitzt einen weißen, üppigen Busen", korrigiert wurde: „sie ist vorne sehr schön gebaut". Selbst Anmerkungen, welche nur den Schauspieler betrafen und gar nicht gesprochen wurden, veränderte er; so litt er z. B. niemals die Worte: „er küßt sie", sondern schrieb immer dafür hin: „er gibt ihr einen Kuß".

Ich habe in der Folge mehrere Zeitschriften herausgeben wollen und die Programme dazu der Zensurhofstelle vorgelegt, aber keine ist mir bewilligt worden. Auf mehrere derlei Ansuchen erhielt ich gar keine Antwort, und wenn ich den Expeditsdirektor bat, meine Sache zu betreiben, antwortete er mir:

Ich habe dem Grafen schon öfter Ihr Gesuch zur Er-

ledigung zuoberst auf seine Akten gelegt, er wirft es aber immer wieder hinunter. —

Ich will jetzt noch einige Zensurkorrekturen mitteilen, wie ich mich deren erinnere.

Schillers »Don Carlos« war lange Zeit zur Aufführung verboten, und als die Burgtheaterdirektion um Zulassung einschritt, erhielt sie den Bescheid, daß das Stück gestattet würde, wenn man es so veränderte, daß der Prinz nicht in seine Stiefmutter verliebt wäre.

Ein Kompositeur reichte eine Sonate ein, welche den Manen Hummels dediziert war (denn auch Musikalien mußten der Zensur unterbreitet werden). Da nun eine Vorschrift bestand, daß keine Dedikation zulässig sei, wenn nicht die Bewilligung hiezu von jenem, dem etwas dediziert war, beigebracht wird, so forderte ein taktloser Zensurbeamter von dem Kompositeur die Bewilligung von — — den Manen Hummels.

In den »Räubern« von Schiller mußte der Vater Moor in einen Oheim verwandelt werden. Man kann denken, was es für einen Eindruck machte, wenn Karl Moor das fürchterliche „Oheimmord“ ausrief.

Der Präsident in »Kabale und Liebe« mußte Vizedom, der Kapuziner in »Wallensteins Lager« eine Magistratsperson heißen.

Die Zensoren strichen nicht nur nicht wenig, sondern sie setzten auch statt des Gestrichenen nach Belieben etwas anderes hin. So z. B. erhielt ich von einem Freunde eine wissenschaftliche Abhandlung zugesandt mit dem Ersuchen, deren Aufnahme in ein Wiener Journal zu bewerkstelligen. Die Abhandlung begann mit den Worten: „Montesquieu sagt,“ und nun war eine Stelle des Montesquieu angeführt, deren ich mich nicht mehr genau erinnere; aber nie

werde ich vergessen, welche Korrektur ich fand, als ich den Aufsatz von der Zensur zurückerhielt. Die Worte Montesquieus waren ihnen vermutlich zu freisinnig, sie strichen sie also weg, setzten gerade das Gegenteil davon hin, aber den Eingang „Montesquieu sagt," ließen sie stehen; sie wollten nun einmal, er müsse es so gesagt haben, wie sie wollten.

In einer meiner Novellen fragt einer den andern: Wo sind Sie geboren? — Dieser antwortet: Zu Köln am Rhein. Dieses war weggestrichen und dafür hingeschrieben: Zu Nürnberg. Es ereignete sich nämlich dazumal eben die unliebsame Geschichte mit dem Erzbischofe von Köln, und da besorgte man, daran gemahnt zu werden.

Selbst für zwei zensurierte Aufsätze, welche ich in ein ausländisches Journal schickte, und welche dort abgedruckt wurden, wurde ich zur Rechenschaft gezogen und bestraft. Es stand nämlich in der »k. k. Wiener Zeitung« unter den Verstorbenen eine „Marianna H., Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geborne Hölzl." Ich ließ dies unter meinen Fresko-Anekdoten in der »Dresdner Abendzeitung« mit dem Beisatze drucken: „Nach dieser sinnentstellenden Wortversetzung müßte die Kaiserin eine geborne Hölzl sein." Die zweite Anekdote enthielt die Ankündigung einer „Akademie zum Besten der in dem Bürgerspital verarmten Bürger". Schönes Spital, worin die Bürger erst verarmen! Ich hatte bei Gericht gut sagen, ich habe nicht gegen das Gesetz gehandelt, ich habe nichts Unzensuriertes in das Ausland geschickt, indem die »k. k. Wiener Zeitung« und das Plakat doch ganz gewiß zensuriert waren. Ich wurde zu 50 fl. Strafe verurteilt und mußte sie bezahlen; denn es stand gleich im Urteil, daß keine Appellation dagegen stattfindet. Wenigstens habe ich dadurch Kaiser Franz einen Spaß

gemacht, denn er soll, nachdem er die Anekdote gelesen, die Kaiserin öfters im Scherze »Hölzlin« genannt haben.

Zuletzt wurde die Sache gar arg, es mußten alle Manuskripte bei der Zensur in duplo eingereicht werden, davon das eine mit dem hinausgegebenen gleichmäßig gestrichen und zurückbehalten wurde. Man kann sich vorstellen, welche Kosten bei großen Werken von vielen Bänden dem Autor verursacht wurden.

Graf Sedlnitzky wurde von Prag nach Wien berufen, um — wie man allgemein sagte — sich zu verteidigen, warum er dort die wichtigsten Geschäftsstücke so lange unerledigt liegen ließ; und siehe da — er wurde zur Strafe (für uns) Polizei- und Zensurpräsident. Was ich von Sedlnitzkys Charakter weiß, ist nur wenig und stützt sich nur auf Hörensagen und auf Schlußfolgen, die ich mit Recht aus dem, was er getan, ziehen kann. Ich habe ihn nie gesprochen. Wenn man sich bei ihm melden ließ, so war es seine Gewohnheit, durch den Kammerdiener bedeuten zu lassen: „Wenn es eine Zensurangelegenheit betreffe, so möge man nur mit dem Hofrate Ohms sprechen." Während er aber Schriftsteller auf diese Art abwies, ließ er Schauspieler und besonders Schauspielerinnen immer vor und unterhielt sich mit ihnen oft stundenlang. Durch Fürsprache der letzteren gelang es manchem, bei Sedlnitzky eine schnellere Entscheidung zu erzielen. Ich meinesteils habe mich dieser Mittelspersonen nie bedienen mögen. Ueberhaupt war der Herr Polizeipräsident mehr der Direktor des Hofoperntheaters als der Unternehmer selbst, und alle hübschen Figurantinnen kannten ihn.

Ich habe Sedlnitzky ein paarmal geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Er war mir überhaupt nicht gewogen. —

Als Gräffer plötzlich die bei Gerold erschienene Zeitschrift: »Das Konversationsblatt« aufgab, mußte dieselbe, da dies mitten im Pränumerationsjahre geschah, fortgesetzt werden. Ich übernahm die Redaktion, und es gelang mir, diesem Journal bis zu Ende des Jahres über 800 Pränumeranten zu gewinnen, wodurch bereits ein ansehnlicher Gewinn erzielt war. Plötzlich aber erhielt ich eine Weisung der Zensurhofstelle, das Blatt habe aufzuhören. Ich schritt dagegen ein, führte an, daß das Blatt rein wissenschaftlichen Inhalt habe, daß es nichts Zensurwidriges enthalten haben könne, da jedes Blatt der Zensur unterbreitet wurde, und daß es mir und der Verlagshandlung Gewinn abwerfe. Vergebens! Der Bescheid war derselbe ohne Angabe eines Grundes. Sit pro ratione voluntas! Ja, man gestattete mir nicht einmal, dem Publikum zu sagen, daß ich zur Auflassung des Blattes gezwungen worden sei. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich am Schlusse des letzten Blattes folgendes Sprichwort anführte:

Sie graben so lange herum in Sachen,
Bis sie, wie die Mäuse, ein Loch drein machen.

Da ich jetzt von der Zensur gesprochen habe, so will ich das Bild eines Zensors aus den frühesten Zeiten aufstellen.

Joseph Freiherr von Retzer war Zensor und Dichter. Für das letztere galt er bloß darum, weil er mit Blumauer, Ratschky, Alxinger und Ayernhoff in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Nie hat auf jemand das Sprichwort: „Wenn man will wissen, wer jemand ist, so schaue man, wer seine Gesellschaft ist," mehr gepaßt, als auf Retzer. Er mußte nun einmal ein Dichter sein, weil alle seine

Freunde Dichter waren. Was er aber für einer war, mag folgende Stelle aus einem seiner Gedichte, betitelt: Des deutschen Ritters N. N. Geburtsfeier, beweisen:

Ob deiner blutigen Geschichte
  Starrt mir das Herz.
O Freunde, glaubt mir, was ich dichte,
  Ist Ernst, nicht Scherz.
Der Freiherr, welcher schwimmt im Blute,
  In Mautern war
Geboren, wenn ich recht vermute
  Vor fünfzig Jahr.
Er wollte lieben und nicht morden
  Und über Schrems
Zog er, nicht wider wilde Horden,
  Er zog nach Krems!

und so weiter; ich will nicht das ganze lange Gedicht abschreiben, es könnte dem Leser so fade werden, als es jetzt mir geworden ist, da ich es nach 40 Jahren, wo es in meinem Selam (wohl nur captandi benevolentiae causa) gedruckt wurde, wieder las. Und diesem Dichter hat seine Vaterstadt Krems, als er sie einst besuchte, zu Ehren eine allgemeine Beleuchtung veranstaltet.

Der Mann selbst war ebenso hölzern als seine Gedichte. Man stelle sich eine große, ziemlich korpulente Figur mit einem großen Kopfe und sehr markierten Gesichtszügen vor, welche kerzengerade, als ob sie an einen Stab gebunden wäre, mit kleinen Schritten dahintrippelt, beide Arme straff hängen läßt und fast immer selbstgefällig lächelt: und man hat ein ziemlich getroffenes Porträt von dem Freiherrn von Retzer.

Als Mensch war Retzer äußerst gutmütig und zuvorkommend, und ich kann wahrlich nicht begreifen, wie er mit

diesen Eigenschaften zu dem Amte eines Zensors gekommen ist. Freilich war die Zensur, welche unter Kaiser Joseph ganz aufgehoben war, als sie. später wieder eingeführt wurde, ganz eine andere als jetzt, und es galt allein der Grundsatz, unzulässig sei nur das, was gegen den Staat, gegen die Religion und gegen die guten Sitten sei.

Auch Blumauer war Zensor, und ich besitze sein Geschäftsprotokoll, darin er alle Werke, welche er zu zensurieren bekam, samt seinen Voten darüber aufzeichnete; und man sieht daraus, wie jene Männer das gute, wenn auch etwas freie Wort zu verteidigen wußten. Ich bin überzeugt, ein damaliger Zensor brauchte in zehn Jahren nicht so viel Rotstifte zum Ausstreichen, als vor dem Jahre 1848 ein Zensor in einem Monate brauchte.

Retzer war einer der allernachsichtigsten. Man durfte nur zu ihm gehen, wenn man wußte, er sei der Zensor eines Werkes, welches man geschrieben hatte, so zeigte er dem Autor selbst die Stellen, die er streichen zu müssen glaubte, und ließ sich die Unzulässigkeit derselben leicht abdisputieren. —

Vom Jahre 1812 bis 1817 gab ich bei Strauß alle Jahre ein Taschenbuch, also 6 Jahrgänge, unter dem Titel »Selam« heraus, welches Beifall fand..

Man suchte damals noch nicht in Taschenbüchern nur schöne Bildchen und einen glänzenden Einband, man sah die Taschenbücher nicht bloß an und legte sie dann auf den Tisch im Sitzzimmer, um sie auch von andern ansehen zu lassen. Man las sie wirklich und forderte daher auch einen interessanten Inhalt. Daß ich einen solchen bieten zu können so glücklich war, mögen die Namen derjenigen beweisen, welche mich mit Beiträgen beehrten: Emanuel Veith, Collin, Theodor Körner, Treitschke, Pilat, Graf

Dietrichstein, Caroline Pichler, Deinhardstein, Meynert, Kalchberg, Stoll, Kuffner, Weißenbach, Hammer, Steigentesch; lauter Namen von gutem Klang.

Da ich Theodor Körner und Emanuel Veith als meine Mitarbeiter genannt habe, so finde ich es hier am Platze, von beiden mitzuteilen, was ich von der Zeit ihrer Unbekanntschaft mit der Welt und der Unbekanntschaft der Welt mit ihnen noch zu erzählen weiß. Der edle, hochherzige Jüngling Körner braucht sich darum im Grabe nicht umzukehren, und der noch lebende Kanonikus und berühmte Kanzelredner Veith bei seiner jetzigen geistlichen Würde nicht über das zu erröten, wozu Jugend und Talent ihn trieben.

Es gibt wenige Jünglinge, welche gleich beim ersten Anblicke, beim ersten Worte, so für sich einnehmen, und mit denen man sich so sympathisierend fühlt, als Theodor Körner. Er war ein schöner Jüngling mit jener Körperfrische, die sogleich ein Beweis ist, daß der giftige Hauch der Ausschweifung über diesen reinen Körper noch nicht Macht gehabt hat. Er war verständig und bescheiden, Zutrauen einflößend und selbst zutraulich. Wie in einem offenen Buche konnte jeder in seinem Innern lesen. Zweizüngigkeit und Hinterlist waren ihm ganz fremd. Er besaß eine Feuerseele, welche für Recht und Wahrheit hell entbrannte, aber dabei ein so tiefes Gemüt, daß jeder Verkannte oder wie immer Leidende einen Verteidiger und — wenn es ihm möglich war — auch einen Helfer in ihm fand. Er war ernst mit den Ernsten und lustig mit den Lustigen, kurz, er wurde von der ganzen Welt geliebt, und er liebte die ganze Welt.

Mehr aber als die ganze Welt liebte er die vortreffliche Schauspielerin, die nicht nur ihrer Kunst, sondern

auch ihres tadellosen Wandels wegen ebenfalls von der ganzen Welt geliebte und geachtete Hofschauspielerin Antonie Adamberger. Das wäre ein Paar nach dem Herzen Gottes, nach ihren eigenen und nach jenen der Menschen geworden; aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders.

Ich wohnte damals im Ballgäßchen im »Blumenstock«. Ich und mehrere meiner Freunde kamen gewöhnlich abends in dem Gasthause, welches sich in diesem Hause befand, zusammen. Da aber auch viele Fremde dahin kamen und wir nicht ungestört und unbelauscht unsere Meinung austauschen konnten, so machte ich den Vorschlag, meine Freunde sollen sich bei mir versammeln, ich wolle ihr Bierwirt sein. Da brachten denn Körner, Meyerbeer, der Deklamator Sydow, Benedikt, jetzt Kapellmeister des Drurylane-Theaters in London, Moscheles, C. M. v. Weber, Deinhardstein und mehrere andere die Abende bei mir zu. Speise und Trank ward aus dem Gasthause geholt. Jeder bezahlte das Seinige, und wir verlebten sehr vergnügte Abende.

Plötzlich drohte Körners Vaterlande Gefahr. Sein König rief zu den Waffen, und er zauderte nicht einen Augenblick, diesem Rufe zu folgen. Am letzten Abende vor seiner Abreise waren wir noch beisammen, und er schrieb mir in mein Album:

**Die Freundschaft hat uns verbunden,**
**Das Schwert zerschneidet das Band,**
**Doch was sich im Liede gefunden,**
**Das bleibt sich im Liede verwandt.**

und darunter schrieb er seinen Wahlspruch, der ihn ganz charakterisierte, er hieß: „Durch!“

Ich komme nun auf Emanuel Veith zu sprechen. Wie

und wo ich ihn kennen lernte, weiß ich nicht mehr genau anzugeben, allein er war noch ein Jüngling, als wir uns fanden, arm, unbekannt, aber voll Talent und Fleiß. So viel mir bekannt, studierte er damals Medizin. Die ersten Proben seines Talentes legte er in meinem »Selam« und in meiner Zeitschrift »Thalia« nieder. Seine vortrefflichen Erzählungen voll Humor, treffender Satire und Gemüt sind später von Armbruster gesammelt herausgegeben worden. Schneller habe ich nie jemanden schreiben gesehen (nicht physisch, sondern erfinden, entwerfen und zu Papier bringen) wie Veith. Ich durfte ihm nur sagen, ich hätte eine Erzählung nötig, oder ein Gedicht für diese oder jene Gelegenheit, oder eine Rezension, so stellte er sich zu meinem Pulte und schrieb, bis der Aufsatz fertig war. Prosa oder Verse, er schrieb beides mit derselben Leichtigkeit und Schnelligkeit.

Später hat sich unser freundschaftliches Band gelöst, aber wir haben uns deshalb nicht entzweit. Veith wählte den geistlichen Stand und hat sich auch auf diesem zur höheren Würde emporgeschwungen, und es dürfte ihm auf jeder Bahn, welche er gewählt haben würde, ebenso geglückt sein; denn er besaß schon als Jüngling Talent zu allem, festen Willen und Ausdauer in allem, was er sich als Ziel vorgesteckt.

Ich folgte allen seinen Verhältnissen mit der freundschaftlichsten Teilnahme, welche ich noch immer für ihn empfinde, und ich schmeichle mir, er auch für mich.

In den Jahren 1813 und 1814 spielte unsere — ich darf kühn sagen — berühmte Dilettantengesellschaft auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn jeden Sonntag. Die Bewohner von Hietzing, Penzing und Meidling rissen sich um Eintrittskarten, und jeden Sonntag war das Haus

voll; nur wenn wir Vorstellungen gegen Bezahlung für die Armen gaben, war es etwas leer.

Daß wir uns etwas Großes auf unsere Schauspielerei (welche ich damals auch noch Kunst nannte) einbildeten, versteht sich; und wenn wir am Sonntage um die Mittagsstunde in den großen Schönbrunner Alleen mit der eleganten Welt Promenade machten, trugen wir den Kopf gewöhnlich um einige Zoll höher.

## Elftes Kapitel: Als Gouvernementssekretär nach Paris. 1815.

Ich werde Sekretär des Grafen Cavriani. — Fährlichkeiten der Reise. — Wir sollen nicht nach Paris. — Trotzdem nach Paris! — Ueber die dortigen Kaffeehäuser. — Die Boutiquen im Palais Royal. — „Allerdings nicht wenig geprahlt, aber auch wirklich nicht wenig bezahlt." — Spielhäuser. — Freudenmädchen. — Die „Soirée" bei Madame L-n. — Giulietta, la belle Vénitienne. — Allgemeines über die Pariser.

Als die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und die Alliierten in dem nun gedemütigten Frankreich eingerückt waren, wurden in Wien mehrere höhere und niedere Beamte ausgewählt, um sich nach Frankreich zu begeben und dort provisorische Dienste in der Administration zu leisten.

Unter diesen Erwählten war auch der damalige Landesverordnete Graf Maximilian Cavriani. Unter dem Titel eines k. k. Gouvernements-Kommissärs ward ihm aufgetragen, sich sogleich nach Frankreich zu begeben und in Nancy die weiteren Befehle, wohin er sich weiters zu begeben habe, von dem Armeeminister Grafen v. Baldacci

zu empfangen. Es wurde ihm auch freigestellt, einen Sekretär, zu welchem er Vertrauen habe, mit sich zu nehmen, und er wählte mich dazu, weil er mich, da ich in der landständischen Buchhaltung unter ihm diente, kannte und wußte, daß ich der französischen Sprache mächtig sei.

So war ich denn nun mit einem Schlage k. k. Gouvernementssekretär mit einem Diätenbezug von täglichen 4 fl. Konventionsmünze, durfte nicht länger wie angenagelt im Amte sitzen und Zahlen zusammenrechnen, konnte auf fremde Kosten eine große Reise nach Frankreich machen, was schon lange mein sehnlichster Wunsch war, und durfte sogar eine Uniform tragen!

Hier in meinen Memoiren werde ich nicht eine bis in die Details gehende Reisebeschreibung, sondern nur das mitteilen, was mir in Rücksicht auf Begebenheiten und Personen auch für die Leser interessant scheint.

Am 9. Juli 1815 stand der bequeme Reisewagen um 7 Uhr wohlbepackt im Hofe meines Chefs, des Grafen Cavriani. Dieser hatte sich mit Schmerzen aus den Armen der Seinigen losgerissen (ich hatte keine Meinigen), wir stiegen ein, unser dienstbarer Geist, ein junger phlegmatischer Fuldaer besetzte den Kutschbock, ein lautes „Hi!" des Postillions mit einem tüchtigen Peitschenknall erscholl, und fort ging es zum Burgtor hinaus. —

Am Rhein hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Landleute im Elsaß und in Lothringen noch immer nicht ruhig seien, und daß sie im Rücken der Armeen manchen schlimmen Spuk trieben. Diese Nachrichten machten uns nun wohl etwas furchtsamer Natur und voll Besorgnis. Da ich nun zwar die Gefahr nicht scheue, aber sie doch gern vermeide, wenn es möglich ist, so ging ich zu dem in Mannheim anwesenden österreichischen Feldpostdirektor und ließ

mir von ihm jene Route bezeichnen, welche er jenseits des Rheins bis Nancy für die sicherste hielt. Er selbst war nicht ganz unbesorgt. Er sagte mir, daß einige Festungen noch in Blockadezustand seien, daß die Soldaten der aufgelösten französischen Korps zwar unbewaffnet, aber doch mit Knitteln versehen, einzeln und in Haufen in ihre Foyers zurückkehrten, und daß es daher nicht ratsam sei, die nächste Straße nach Nancy zu wählen.

Ich selbst, setzte er hinzu, weiß nicht, ob einzelne Militärs, welche von hier zu ihren Korps abgegangen waren, glücklich bei denselben angelangt sind; und ich rate jetzt allen Nachfolgenden, zu warten, bis eine beträchtliche Anzahl sich zusammenfindet, welche dann miteinander weitergehen.

Da ich ihm bemerkte, daß wir den Auftrag hätten, uns so schnell als möglich nach Nancy zu begeben und dort die weiteren Befehle einzuholen, so riet er mir, den Seitenweg über Kaiserslautern und Saarbrück zu wählen, und gab mir eine Marschroute, in welcher die Orte genau bezeichnet waren, die wir passieren mußten.

Als ich nach Hause kam und meinem Reisegefährten die erhaltenen Auskünfte mitteilte, meinte der Furchtsame, wir sollten doch auch abwarten, bis wir in Gesellschaft mehrerer die Reise sicherer fortsetzen könnten; da er aber sah, daß ich eine zweideutige Miene machte, so fragte er mich wie fast immer, wenn es sich um einen wichtigen Schritt handelte: Was würden Sie an meiner Stelle tun? Ich antwortete ihm: Ich bin zu allem bereit, was Sie zu beschließen für gut finden, weil Sie als mein Vorgesetzter zu befehlen haben; da Sie aber so gütig sind, mich zu fragen, was ich an Ihrer Stelle tun würde, so sage ich: ich würde mich durch nichts abhalten lassen, dem gemessenen

Befehle, so schnell als möglich in Nancy einzutreffen, Folge zu leisten.

Nachdem er einige Minuten im Zimmer überlegend auf- und abgeschritten war, sagte er: Sie haben recht; bestellen Sie ins Himmelsnamen Postpferde.

Am 17. Juli um 4 Uhr morgens fuhren wir, uns Gott und unserem guten Glücke empfehlend, aus Mannheim und über den Rhein.

Da befand ich mich nun auf jenem Boden, welchen die Franzosen von dem schönen Deutschland mit Gewalt abgerissen und ihrem Reiche einverleibt hatten, nämlich im Departement des Donnerberges (Département du Mont-Tonnerre). Ein herrlicher Teil Teutoniens. Wir fuhren zwischen fruchtbaren Feldern bis an die nahen Gebirge, welche mit Wein bepflanzt sind; ich glaubte, wir seien noch nicht recht aus Mannheim draußen, und sieh! da standen wir schon vor dem Posthause der nächsten Station: Oggersheim genannt.

Wer weiß nicht, daß man eine französische Lieue (Meile) in einer halben Stunde, also eine ganze Post in einer Stunde zurücklegt, während man an einer deutschen zwei Stunden zu fahren hat? Ich finde diese kurzen Posten viel angenehmer; die Pferde werden dabei geschont, das Umspannen gewährt eine Abwechselung, man ist nicht gezwungen, lange Zeit sich krumm und lahm zu sitzen, sondern kann öfters aus dem Wagen steigen und eine Erfrischung zu sich nehmen, wodurch man besonders in der Hitze und im Staube sehr erquickt wird.

Während zu Oggersheim die Pferde gewechselt wurden, besah ich mir einige Aufschriften auf Laden und Schildern, welche hier meistens noch ganz allein deutsch, manchmal auch deutsch und französisch lauteten. Unwillig wandte ich

mich von einigen nur allein in französischer Sprache verfaßten weg, welche meines Erachtens hieher, wo noch deutsches Blut in den Adern wallt, nicht gehören.

Auf dem Posthause fand ich einen österreichischen Soldaten, der nebst noch vier andern hier die Sicherheitswache (sauve-garde) bildete. Ich fragte ihn, wie man ihn behandle, und wie er sonst hier zufrieden sei. Der gute Mann hatte sich über gar nichts zu beklagen.

Zu Saarbrück ließen wir uns auf der Post zwei Zimmer geben. Der Postmeister, zugleich Gastgeber, ein sehr artiger Mann, bot uns an, ob wir mit ihm über Tisch zu Nacht speisen wollten, und wir nahmen es an, da wir wünschten, über die Sicherheit der Straßen, über Geldwechslung usw. etwas Bestimmtes zu erfahren. Der Postmeister versicherte uns, daß die Straßen dieser Gegend sicher und die Bewohner derselben vom besten Geiste beseelt seien. Wir sind ja auch Deutsche, sagte er in einem sehr herzlichen Tone, und wünschen vor allem Ruhe. Ich glaubte seinen Worten, da er bald darauf einem Bürger dieser Stadt, der eines Geschäftes wegen zu ihm kam, mit offenem Tone eine derbe Lektion darüber las, daß dieser vor einiger Zeit die Dekoration der Lilie ebenso geschwind abgelegt, als er sie vor ein paar Tagen wieder angeheftet hatte. Wir unterhielten uns noch einige Zeit nach dem Speisen mit diesem Biedermanne und seiner Frau und gingen dann ganz ruhig in unsere Zimmer, wo uns die ersten breiten französischen Himmelbetten in ihren sanften breiten Schoß aufnahmen.

St. Avold ist ein kleines Städtchen im Moseldepartement mit einer Abtei. Wir wechselten hier bei dem Postmeister unser deutsches Geld gegen französisches aus. Der Mann hat hier seine Spekulation mit dieser Umwechslung

und nimmt nur mäßigen Gewinn. Von hier an hört man nur sehr selten mehr ein deutsches Wort, und wenn es geschieht, so kommt es aus einem schwäbischen Munde, denn einzelne Schwaben haben sich auch hieher, wie überall hin verlaufen.

Von St. Avold ging es nach Fauquemont (die Deutschen nennen es Falkenberg), einer kleinen erbärmlichen Stadt im vorigen Herzogtum Limburg, im Departement Meuse. Wir kamen am Posthause daselbst an, und sogleich war unser Wagen von wenigstens 50 Menschen, groß und klein, umlagert, die ihn und uns von allen Seiten neugierig betrachteten. Als die Pferde ausgespannt waren, lehnten sich einige ganz ungeniert an die Wagendeichsel und plauderten miteinander, von hinten setzten sich ein paar auf unser Gepäck, links einer auf den Wagentritt, und auf der Spitze der Deichsel schaukelte sich ein kleiner Knabe. Wir sahen wohl, daß es die Kleinstädter der großen Nation von lange her gewohnt waren, alles für ihr Eigentum anzusehen, was ihnen in den Wurf kam. Indessen litten wir das natürlich nicht, und auf einige barsche Worte zogen sie sich in einem weitern Umkreise von dem Wagen zurück *. — —

Wir hatten in Wien den Auftrag erhalten, uns in Frankreich dahin zu begeben, wo sich der Armeeminister Baron von Baldacci befinde, und von diesem die weiteren Befehle einzuholen. Wir erfuhren auf der ganzen Reise bis Epernay nur unzusammenhängende und oft sich widersprechende Nachrichten über die Kriegsereignisse. Hier aber fanden wir einen österreichischen Offizier, der als Kurier nach Wien sich begab und uns die Nachricht mitteilte, daß

* Die Weiterfahrt ging über Nancy, St. Dizier, Vitry Français und Epernay.

die Alliierten bereits in Paris eingezogen seien, und Napoleon sich an die Engländer ergeben habe.

Nun ging es schnurstraks nach Paris!

Da saß ich im Wagen und sollte schon in wenigen Stunden in der Welthauptstadt einfahren, die der Schauplatz so vieler Greuel und zugleich die Arche der größten Kunstwerke geworden war! Ich sollte es nun sehen, dieses Chaos aller Merkwürdigkeiten, dieses Ziel aller Lebenslustigkeit, diese Wahlstätte alles Witzes, diesen Tummelplatz aller Moden, diesen Vereinigungspunkt aller Veränderlichkeit, diesen Sammelplatz aller Meinungen. Alles, was ich jemals von dieser Häusermasse und ihren Bewohnern gelesen hatte, drängte sich auf einmal in meinen Kopf. Revolutionen und Kaisertum, Kammern, Thronentsagung und Wiederkunft, Theater und Marktschreier, Restaurateurs und Museum, alles wirbelte in mir durcheinander; da plötzlich sah ich eine Kalesche gegen uns herfahren, welche ich sogleich ihrer Form nach für einen österreichischen Wagen erkannte. Ich machte auch meinen Reisegefährten darauf aufmerksam, und er teilte meine Meinung.

Wir befahlen dem Postillion, langsamer zu fahren, um im Vorbeifahren zu sehen, wer in der Kalesche sitze. Diese fuhr auch langsamer, und als wir aneinander kamen, hielten wir beide an, und eine Stimme rief uns zu: Sind österreichische Beamte in diesem Wagen? Wir bejahten, und ein Herr, den wir nicht kannten, stieg aus seiner Kalesche und wir aus der unsrigen.

Der Herr reichte uns eine Schrift und ersuchte uns, sie zu lesen. Wir lasen folgendes:

Alle österreichischen Beamten, welche bestimmt sind, die okkupierten einzelnen Rayons Frankreichs interimistisch

zu administrieren, haben allsogleich nach Kenntnisnahme des Gegenwärtigen in jene Departements und in jene chef-lieux sich zu verfügen, welche ihnen in der beiliegenden Konsignation vorgezeichnet sind.

Auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Kaisers darf keiner der nach Frankreich bestimmten österreichischen Beamten die Hauptstadt Paris berühren und hat sogleich den nächsten Weg an seinen Bestimmungsort einzuschlagen.

(Unterz.) Baldacci, Armeeminister.

Der Herr Kommissär bat uns, diese Schrift mit unsern Namen zu unterzeichnen.

Wir hatten in der beiliegenden Konsignation ersehen, daß wir nach Auxerre bestimmt seien, der Kommissär wünschte uns glückliche Reise dahin und beklagte sich nun noch über das Unangenehmste seiner Sendung. Er mußte sich nämlich bis an die Grenze verfügen, um allen ankommenden Beamten diese Verfügung mitzuteilen.

Für uns war es ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Wir sahen uns schon in Paris und sollten nun so nahe dem Ziele unserer Wünsche in ein elendes Städtchen marschieren!

Mein Reisegefährte ärgerte sich darüber noch bei weitem mehr als ich und rief endlich sogar aus: Nein! Ich tu's nicht, ich gehe nach Paris! — Und da ich hierauf schwieg, fragte er mich nach einiger Ueberlegung ebenso wie in allen Dingen: Was würden Sie an meiner Stelle tun?

Ich antwortete: Ich würde nach meiner Pflicht dem kaiserlichen Befehl Folge leisten. Ich würde jetzt in das nächste Städtchen fahren, dort die Nacht über bleiben und

Erkundigungen einziehen, welchen Weg ich nach meiner Station Auxerre einzuschlagen habe, und morgen würde ich dann in Himmelsnamen dahin abgehen. Der Wunsch, Paris zu sehen, wäre dadurch nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben; denn wenn die Amtsgeschäfte abgetan sind, so würde man mir dann einen kleinen Urlaub gewiß nicht verweigern, um nach Paris zu gehen.

Sie haben recht, sagte mein Reisegefährte, so sei es denn! Und wir fuhren denn beide schweigend weiter.

Aber kaum eine Viertelstunde mochten wir gefahren sein, als uns wieder ein Wagen entgegenkam, in welchem vier österreichische Beamte saßen, welche mit uns in Epernay gezecht hatten, aber eine halbe Stunde vor uns fortgefahren waren. Sie sagten uns, auch ihnen habe der Kommissär den Befehl gezeigt, sie seien aber in eine sehr entfernte Station gegen Straßburg zu konsigniert. Da sie nun mit ihrem in Wien erhaltenen Reisevorschuß zu einer so weiten Reise nicht auslangten und Paris nicht berühren dürften, so seien sie willens, nach Epernay zurückzukehren, von dort dem Armeeminister ihre Lage brieflich vorzustellen, um einen neuen Vorschuß zu bitten, und dort solange zu bleiben, bis sie denselben erhalten hätten.

Mein Reisegefährte, bei seiner Begierde nach Paris zu kommen, erfaßte schnell diese Gelegenheit und sagte: Meine Herren, nun gehe ich auf jeden Fall nach Paris; denn ich glaube Ihnen und zugleich dem Dienste zu nützen, wenn ich besorge, daß Sie den Vorschuß so schnell erhalten als möglich. Ich werde mich sogleich nach meiner Ankunft zum Armeeminister begeben und alles in Ordnung bringen.

Die Herren dankten verbindlichst, baten um möglichste Beschleunigung und fuhren nach Epernay zurück, wir aber vorwärts nach Paris. Mein Reisegefährte sagte nur noch:

Sei es wie es wolle, der Armeeminister wird mich auch nicht fressen. Ich aber hatte nichts zu verantworten, denn ich war des Grafen, meines Reisegefährten, Untergebener.

Um 7 Uhr morgens fuhren wir in Paris ein.

Von einem Menschen, welcher zum erstenmal in seinem Leben in diesen Wirbel von Mannigfaltigkeiten kommt, begehren, daß er jeden einzelnen Gegenstand beschreibe, oder auch sich nur dem Eindrucke eines einzelnen ausschließend hingebe, hieße ebensoviel als von einem, der in einem Platzregen geht, verlangen, daß er angebe, wie viele Linien der größte und der kleinste Tropfen, welche in seinem Gesichtskreise fallen, im Durchmesser enthalte.

Als ich durch die engen Straßen und die wogende Menge der Hauptstadt einfuhr, glaubte ich die Augen mehr öffnen zu können, indem ich auch den Mund weit aufriß. Ich saß nur halb im Wagen; denn halb hatte ich mich, ohne es selbst zu bemerken, emporgehoben, um vor und neben und hinter mir alles besser sehen zu können, und mir so den ersten Gesamteindruck so viel als möglich selbst zu steigern, und war recht froh, als wir in der Rue Richelieu im Hotel des Princes abstiegen.

Es wurde natürlich vor allem Toilette gemacht. Der Graf wollte sich sogleich zum Armeeminister begeben, und ich sollte indessen zu Hause bleiben, bis er wieder käme und mir Nachricht brächte.

Es war mir nicht unlieb, mich etwas erholen zu können, und als ich nun so gemächlich dasaß und nachdachte, was ich mir wohl in der großen Stadt zuerst besehen werde, trat der Graf ein, blutrot im Gesichte, warf Hut und Handschuhe zornig auf den Tisch und sagte zu mir: Nein, das ist zu arg, eine solche Behandlung habe ich noch in meinem Leben nicht erlitten. Sie erinnern

sich wohl, daß ich Ihnen sagte: Der Armeeminister wird mich auch nicht fressen, aber ich versichere Sie, er hätte mich wirklich bald gefressen. Wie können Sie sich unterstehen, fuhr er mich zornig an, gegen des Kaisers ausdrücklichen Befehl hierherzukommen? Ich wollte sprechen, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: Wenn Sie etwas zu sagen haben, so sagen Sie es meinem Sekretär im Präsidialbureau, ich aber sage Ihnen, wenn Sie nicht allsogleich in die Ihnen vorgezeichnete Station abgehen, so kann ich Sie nicht schonen. Sind Sie morgen noch hier, so lasse ich Sie fortweisen.

Ich hätte gern gesagt: Das sind die Folgen des Ungehorsams, aber ich zuckte bloß die Achseln.

Der Graf sagte mir, er wolle nur noch einige Besuche abstatten, ich möchte indessen Postpferde für 3 Uhr nachmittags bestellen, wo wir abreisen wollten — dann ging er.

Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder mich ärgern, aber ich dachte, das Lachen sei das Klügere. Ich beschloß also, Paris ganz zu ignorieren, mir vorzustellen, ich sei gar nicht da, gar nichts zu besehen, und mich, da ich die Nacht über gefahren, und daher ermüdet war, bis zur Rückkunft des Grafen zu Bette zu legen und meinen Unmut zu verschlafen.

Ich gab dem Aufwärter den Auftrag, Postpferde zu bestellen, machte die Fenstergardinen zu, damit ich ja gewiß gar nichts von Paris sehe, ging zu Bette und entschlief sogleich.

Ich mochte kaum eine halbe Stunde geschlummert haben, als an meiner Türe gepocht wurde. Wer da? rief ich deutsch, indem ich vergaß, daß ich in Frankreich sei, und eine Stimme antwortete: Oeffnen Sie, ich bin vom

Armeeministerium gesendet! Ich öffnete und erhielt eine offene Zuschrift, in welcher uns zu wissen gemacht wurde, daß soeben bekannt worden sei, daß der Rayon von Auxerre, für welchen wir bestimmt waren, nicht von österreichischer, sondern von preußischer Seite verwaltet werde, daß wir also dahin nicht abzugehen, sondern zu warten hätten, bis uns mitgeteilt werden würde, wohin wir uns zu begeben hätten. Zugleich wurde uns aber auf das strengste anbefohlen, unsere Vorbereitungen so zu treffen, daß wir zu jeder Stunde zur Abreise bereit seien.

So war es nun ganz anders gekommen, als es den Anschein hatte.

Ich will die große herrliche Weltstadt in meinen Memoiren nicht im einzelnen beschreiben, obwohl die genauen Aufzeichnungen darüber in meinen Händen sind; denn 1. ist Paris in tausend Büchern und Journalen bis in die kleinsten Details beschrieben; 2. ist das jetzige Paris nicht mehr jenes vom Jahre 1815, wo ich es sah und 3. da ich nur sieben Tage dort zubrachte und doch alles Merkwürdige sehen wollte, so konnte ich nur alles durchfliegen, und nicht jene Zeit dazu verwenden, welche besonders für Kunstgegenstände nötig gewesen wäre.

Doch will ich es mir nicht versagen, einige Einzelheiten aus meinen Aufschreibungen, welche mir sehr interessant waren, mitzuteilen, mit dem Wunsche, daß sie es auch meinen Lesern sein möchten.

In Rücksicht der Kaffeehäuser muß ich sagen, daß man außer allen Gattungen von Weinen, welche man hier ebensogut wie bei den Restaurateurs bekommt, auch eine Menge warmer Getränke findet, die man in einem Wiener Kaffeehause vergebens suchen, oder worauf man doch sehr lange warten müßte, da sie erst zubereitet werden müßten, in-

dessen man sie hier schon fertig findet. Ich weiß mich nur allein auf sechs Gattungen von Punsch, und vier Arten von vin brulé, dann Chaudeaux von allen Gattungen, Bavaroise, mit Beinamen, die ich in meinem Leben nicht gehört habe, Chocolade à la Vanille, à la Rose, dito pour la santé usw. zu erinnern, und ich glaube, daß man zwei Monate frühstücken kann, ohne die Karte durchgefrühstückt zu haben.

Das alte Café de Foy ist eines der schönsten von Paris, und es ist auch gute Gesellschaft dort zu finden; allein man könnte darin alle Augenblicke Kotzebues »Respektable Gesellschaft« aufführen; in der Stunde wenigstens, in welcher ich es besuchte, war ich nicht wenig erstaunt, zu Anfang des Monats August alle Köpfe mit Schnee bedeckt zu sehen.

Das Café des Chartres. In diesem versammeln sich viele Agioteurs.

Das Café de la Rotonde, vorher Café du Caveau genannt, ist der Vereinigungspunkt der Kaufleute. Es hat einen hübschen Pavillon, welcher in den Garten geht und in welchem man Eis ißt. Diese Rotonde (von welcher dieses Kaffeehaus den Namen führt) ist des Abends sehr glänzend beleuchtet und dient den galanten Mädchen zum Leuchtturm, wohin sie zu steuern haben.

Das Café Sauvage hat zwei Besitzer, einen Limonadier und einen Restaurateur; der erste gibt da des Morgens warmes und kaltes Frühstück. Von zwei bis sieben Uhr deckt der zweite die Tische, wo man um bestimmten Preis speisen kann. Abends findet sich wieder der erste ein. Es heißt Café Sauvage, weil sich dort täglich abends ein Mensch einfindet, welcher den Wilden spielt, Grimassen und Sprünge macht und so stark auf die Pauke schlägt,

daß es bis an das Ende des Gartens widerhallt. Wer starke Ohren hat, mag sich dort vergnügen.

Eines der merkwürdigsten Kaffeehäuser ist aber das Café des aveugles. Es führt diesen Namen, weil sich darin ein ziemlich großes Orchester von Blinden befindet. Dieses Café wird gewöhnlich erst um 5 Uhr abends eröffnet. Es ist in 20 kleine Kellerchen abgeteilt. Als ich mit Meyerbeer hinabstieg, kam mir's gerade so vor, als ob ich in einen Wiener Metkeller hinabstiege. Man atmet auch hier eine feuchte, ungesunde Luft ein. In diesen Kellerchen findet man viele schön gekleidete Mädchen, die sich freundlich zu dem Fremden hinsetzen und ihn unterhalten; sie trinken mit ihm seinen Wein, um ihm zu beweisen, daß man ihm gutes Getränke aufsetze, sie essen von den Speisen, welche er sich geben läßt, wenigstens zwei Dritteile, um ihn zu überzeugen, daß das dritte Drittel nicht vergiftet sei. Sie befehlen dem Garçon in einer Viertelstunde, wenigstens zwanzig verschiedene Dinge zu bringen, um dem Gaste von der großen Auswahl einen Begriff zu geben; kurz, es wären recht liebe freundliche Geschöpfe, wenn sie es nur auch zuließen, daß man von einem Louisdor, welchen man hingibt, um zu bezahlen, auch nur einen Sou herausbekomme. Zudem kommen in dieses unterirdische Eden auch noch hübsche Blumenmädchen, Zuckerwerkverkäuferinnen, Portefeuillehändlerinnen, kurz, Mädchen, die mit allem handeln und so lieblich ihre Waren anbieten, daß man sich ziemlich leichter fühlt, wenn man aus diesen Grüften wieder emporsteigt.

Das Café Corazza wird von einem Italiener gehalten und auch meistens nur von Italienern besucht. Man hört das gleich im Vorübergehen aus den lärmenden Gesprächen, welche herausschallen.

Das Café Borel hält ein Bauchredner, welcher den Gästen Spaß macht. Es ist ebenfalls unterirdisch.

Im Café des Etrangers ist alle Abende großes aber ziemlich schlecht exequiertes Konzert.

Dies sind die Kaffeehäuser im Palais royal, welche ich von den zweitausend, die sich in ganz Paris befinden sollen, gesehen habe. Sie sind alle schön dekoriert und reichhaltig an Getränken. Es gibt andere, wo sich, wie man mir sagte, die Schauspieler, die Dichter, die Musiker, die Beamten, die Handwerker versammeln; kurz, jede Klasse hat ihr eigenes Kaffeehaus, doch alle gleichen sich so ziemlich darin, daß in jedem ein Redner, oder vielmehr Schwätzer den Ton angibt, die Gemüter stimmt, die Neuigkeiten erzählt usw. Diese Leute waren unter Bonaparte meistens gobes-mouches und wußten die lebhaften Franzosen tüchtig zu bearbeiten.

Gewöhnlich sind in den Kaffeehäusern keine Billards, und wo solche bestehen, da stehen sie meistens in einem abgelegenen Saale und sind sehr schlecht; ebensowenig gibt es hier eminente Billardspieler. Auch Tabak wird in den Kaffeehäusern nicht geraucht. Wo ein Billard zu finden ist und wo Tabak geraucht werden darf, da ist es besonders auf einer Tafel angemerkt.

Der Boutiquen, welche im Palais royal Bijouterien enthalten, sind unzählige. Die Auslagen derselben sind herrlich, und alles ist so schön gearbeitet, daß man sich sehr schwer enthalten kann, nicht überall etwas zu kaufen. Uebrigens muß man sich vor allen Krämern im Palais royal wohl in acht nehmen; denn hier wird alles dreimal so teuer feilgeboten, als in den übrigen Boutiquen in Paris. Auch haben die Leute eine solche Art, ihre Waren

anzupreisen, daß man noch meint, man bekomme sie halb geschenkt, wenn man gleich über die Hälfte des Wertes übervorteilt ist. Alle Kniffe werden dabei angewendet. Ich führe zum Beweise dessen einen Fall an, welcher mir selbst begegnet ist. Ich sah in einem Auslagkasten ein sehr schönes Damen-Necessaire und trat in den Laden ein, um dessen Preis zu erfahren. Man bot es mir um 100 Fr. Ich bot 40 dafür. Man deprezierte, zeigte mir die Note des Künstlers, der es gemacht hatte, daß man es selbst mit 50 Fr. bezahlt habe. Da ich nun weiß, daß das Papier geduldig ist, so nahm ich davon keine Notiz, sondern erklärte, daß ich es nicht kaufe, wenn man es mir nicht um 45 Fr. lasse. Der Verkäufer machte schon Miene, es mir zuzuschlagen, da trat ein junger Mann, der bisher ohne ein Wort zu sprechen, in einer Ecke des Gewölbes gestanden war, hinzu, nahm mir das Necessaire aus den Händen und bot 55 Fr. dafür. Der Verkäufer erwiderte ihm sehr artig, daß er es ihm dafür überlassen wolle, wenn ich, der der erste darum feilschte, und also ein Vorrecht darauf habe, es nicht ebenfalls um diesen Preis nähme. Allein ich war ebenso artig, es dem andern zu überlassen, welcher, wie ich später erfuhr, ein Vertrauter des Kaufmannes war und nur in der Absicht mehr dafür bot, um mich zu einem höhern Preis zu bestimmen.

Die berühmtesten Restaurateurs im Palais royal waren zu jener Zeit Robert Naudel Veri und die Frères Provençaux. Reinlichkeit und Schnelligkeit der Bedienung gehen in das Unglaubliche. Ich habe Speisekarten angetroffen, worüber mir die Augen übergingen. So eine Speisekarte besteht aus einem Bogen Papier, 2 Schuh in der Länge und einhalb Schuh in der Breite. Darauf stehen in vier Reihen über 400 Speisen und Getränke in ver-

schiedenen Abteilungen, deren jede ihren einzelnen Gattungsnamen hat.

Ich weiß nicht, ob man bei diesen Restaurateurs auch nach bestimmten Preisen essen kann, ich aß immer nach der Karte. Um einen Begriff von der damaligen Teuerung in Paris zu geben, so schreibe ich aus der Carte payante (welche richtiger Carte payable heißen sollte; denn sie ist nicht die zahlende, sondern die zahlbare Karte), wörtlich ab, was ich aß und wie viel es mich kostete.

| | Livres | Sous |
|---|---|---|
| Consommé-Suppe . . . . . . . . . | — | 10 |
| Salade d'anchois . . . . . . . . . | — | 18 |
| Biftek aux pommes de terre . . . . | 1 | — |
| Moitié de poulet à la Tartare . . . | 3 | — |
| Truite au bleu . . . . . . . . . . . | 3 | 10 |
| Omelette au Parmesan . . . . . . . | 1 | — |
| Deux petits Patés à la béchamel . . | 1 | — |
| Gelée de vin d'Espagne . . . . . . | 2 | 4 |
| Fromage de Gruyère . . . . . . . . | — | 8 |
| Une bouteille de vin de Beaune . . | 2 | — |
| Un verre de Malaga . . . . . . . . | — | 15 |
| Deux petits pains . . . . . . . . | — | 10 |
| | 16 | 15 |

Das heißt zwar allerdings nicht wenig gepraßt, es heißt aber auch wirklich nicht wenig bezahlt.

Eine der merkwürdigsten Anstalten im Palais royal, besonders für einen Fremden, welcher aus einem Staate kommt, wo die Hazardspiele verboten sind, sind die Spielhäuser. Ich habe sie mit vielem Vergnügen gesehen, aber mit noch größerem verlassen.

Die Aufgangsnummer 9 im Palais royal war der

scheußlichste Tempel, in welchem sich Merkur, Bacchus und Venus die Hände reichten, um junge Leute, welche sich dahin verirrten, physisch und moralisch zugrunde zu richten. Wenn man des Morgens in Paris einen Jüngling mit zerstreuten Haaren, blassen Wangen, zerknitterter Wäsche und zerrütteten Kleidern gehen sieht, so sagt man noch immer sprichwörtlich von ihm: Ce jeune homme vient de Nr. 9. (Dieser junge Mensch kommt von Nr. 9.) Ludwig XVIII. hat diesen Tanz abgeschafft. Vielleicht gäbe es in Paris um 100 000 zugrunde Gerichtete weniger, wenn dieses Schicksal alle Spielhöllen träfe, und gewänne der Staat auch alljährlich um eine Million weniger (denn so viel bezahlt die Hauptadministration), so gewänne er doch an Moralität seiner Untertanen. Kleiner Verlust gegen großen Gewinn!

Ein anderer Zweig der Unsittlichkeit im Palais royal sind die Freudenmädchen.

Noch jetzt scheint es, als ob die öffentlichen Mädchen die alte Straße ihres Gewinnes nicht vergessen könnten; denn wenn man aus dem Spielhause Nr. 9 des Nachts herabgeht, so findet man auf jedem Absatz der Stiege einige Nymphen, welche den Mann anfallen und ihn liebkosen. —

Schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Paris drückte mir, als ich ausging, am Tore meines Hotels ein Bedienter in Livree eine Karte in die Hand und ich las darauf: Madame L—y Vous invite de passer la soirée chez elle. Rue — Nr. — au premier à 11 heures. Diese Soiree will ich näher beschreiben.

Ich ging nach dem Theater, welches erst gegen Mitternacht zu Ende war, an den bezeichneten Ort. Ein Türsteher in Livree öffnete mir eine Glastüre, welche zu einer Treppe führte, und läutete an einer bei derselben befind-

lichen Glocke. Als ich über die mit einem Teppich belegte Treppe in das erste Stockwerk hinaufgestiegen war, öffnete mir ein Livreebedienter eine Türe, nahm mir ein Stäbchen ab, welches ich bei mir hatte und fragte mich, ob ich gesonnen sei, bei dem Souper hier zu bleiben. Als ich es bejahte, ersuchte er mich, einen Napoleon dafür zu erlegen, welches ich tat.

Ich wurde noch in ein Vorzimmer gewiesen und trat von da in einen hell erleuchteten Salon.

Hier war nun eine große Gesellschaft versammelt. Auf einem Sofa saßen zwei Frauen zwischen 40 und 50 Jahre alt, und ihrem Alter gemäß, aber elegant gekleidet; von beiden Seiten des Sofas zogen sich zwei Reihen Stühle nach der Mitte des Salons hin, auf welchen 20 Mädchen saßen, alle im elegantesten Gesellschaftskostüm gekleidet, Mädchen von allen Gestalten, Formen und Farben. Große, kleine, schlanke, üppige, braune, blonde, schwarze, und selbst eine Ungarin befand sich darunter. Vierzehn Herren, ebenfalls salonmäßig gekleidet, saßen neben den Schönen oder standen auch hinter ihren Stühlen, und es wurde zwar eine sehr lebhafte aber keineswegs über die Schranken der Sittlichkeit und Ehrbarkeit führende Konversation geführt.

Die beiden alten Frauen bewillkommten mich auf das artigste, baten mich, alles Zeremoniöse beiseite zu setzen und mich auf jene Art und mit jenen Mitgliedern der Gesellschaft zu unterhalten, welche mir am angenehmsten seien. Bei mir, sagte die eine, herrscht nicht die kleinste Gêne und ich wünsche, daß alle mein Haus als einen Tempel der Freundschaft und der Liebe ansehen.

Es war mir sehr angenehm, in der Gesellschaft auch einen österreichischen Offizier zu finden, den ich kannte. Ich sprach mit ihm und fragte ihn, ob er schon öfters hier

gewesen sei, und da er bejahte, so bat ich ihn, mir einen kleinen Unterricht zu geben, wie man sich hier zu benehmen habe.

Wählen Sie sich ein Mädchen, sagte er, welches Ihnen gefällt, dann setzen oder stellen Sie sich zu derselben und unterhalten Sie dieselbe. Die Frauen auf dem Sofa, welche die Augen überall haben, werden dann schon bemerken, welcher Schönen Sie als Preis den Apfel reichen wollen. Wenn es dann zum Souper geht, so wird sie eine der Frauen fragen, ob Sie an dem Mädchen Gefallen finden, und wenn dies der Fall ist, so drücken Sie der Alten einen Napoleon in die Hand. Diese wird Ihnen dann dagegen eine Karte in die Hand drücken, worauf Sie den Taufnamen Ihrer erwählten Schönen finden werden. Die Nummer bezeichnet jenes Gemach, in welches Sie sich nach dem Souper, wann es Ihnen immer gefällig sein wird, mit Ihrer Erwählten begeben können, welche Sie aber dann für ihre Gunstbezeigungen noch extra honorieren müssen.

Ich bemerkte, daß ich schon beim Eintritte einen Napoleon bezahlt habe. Ganz recht! erwiderte er, das ist der bedungene Preis für das Souper. Die Unterhaltung kommt wohl etwas hoch zu stehen, allein Sie werden sich überzeugen, sie ist ihres Geldes wert.

Ich besah mir nun die Mädchen in der Reihe und fand darunter eine, welche mich vor allen andern anzog. Eine üppige Gestalt, rabenschwarze Haare und die feurigsten schwarzen Augen zeichneten sie aus, man hätte glauben können, sie sei eben aus einem Bilde Titians herausgestiegen. Da eben einer der Herren mit ihr sprach, so hielt ich es nicht für angemessen, mich ihr zu nähern, doch mochte wohl eine der Frauen bemerkt haben, daß ich die Schöne längere Zeit fixierte; sie gab ihr daher einen Wink, zu ihr

zu kommen, sagte ihr etwas in das Ohr, das Mädchen ging hierauf aus dem Zimmer, und als sie an mir vorüberging, lispelte sie mir zu: Sono Venetiana, mio caro! Sie kam bald wieder zurück, setzte sich dann auf einen andern Platz, und ich trat zu ihr und unterhielt mich vortrefflich mit ihr, obschon sie nur gebrochen Französisch sprach.

Um 1 Uhr meldete ein Bedienter, daß das Souper serviert sei; alles stand auf, die beiden alten Frauen gingen voraus, und die Herren führten ihre Erwählten Schönen am Arme. Nach dieser Zusammenfindung wurden ihnen auch die Plätze am Tische angewiesen. Ich hatte nach der Anweisung des Offiziers der einen Alten einen Napoleon in die Hand gedrückt und erhielt richtig dafür einen Zettel, worauf geschrieben stand: Giulietta, la belle Vénitienne Nr. 7, und bei Tische den Platz neben ihr.

Das Souper war wirklich sehr glänzend, und auch der Champagner floß reichlich. Die größte Heiterkeit herrschte. Drollige Anekdoten würzten das Mahl. Einige Mädchen setzten sich zum Klavier und sangen pikante Lieder, mitunter wohl etwas zweideutig, aber ohne Gemeinheit. Hier und da sah man Augen funkeln, und mancher Männerarm umschlang die schlanke Taille seiner Nachbarin, aber das war auch alles, was erlaubt war.

Man wußte die Begierde durch Nichtgewährung zu steigern.

Beim Dessert erschien eines der schönsten Mädchen als graue Schwester gekleidet mit einem silbernen Teller und sammelte »pour les pauvres«. Als der Teller zu mir kam, sah ich nur wenige Silberstücke, meistens Gold darauf liegen. Ich fügte also auch einen Dukaten dazu.

Als das Souper aufgehoben wurde, war es 3 Uhr

morgens; es wurde stiller, nach und nach verschwanden einzelne Paare, und auch ich begleitete meine Venetianerin nach ihrem Gemache Nr. 7, wo ich wieder zwei Napoleon zurückließ, aber nichts mitnahm, was mich später geärgert hätte. —

Der Charakter der Pariser war wohl solange Paris steht, und bleibt auch, solange es stehen wird, derselbe. Sie sind in der Regel leichtsinnig, étourdis (ein Wort, wofür ich nie ein deutsches gefunden habe), neugierig, geschwätzig, neuigkeitskrämerisch, reizbar, und bei dem kleinsten Anlasse enthusiastisch. Lobenswert aber ist an ihnen, daß sie sehr artig sind und einen Fremden, wenn er ihre Sprache nicht so richtig und geläufig spricht wie sie, doch nicht auslachen oder, wie die Engländer, ihn gar keiner Antwort würdigen, sondern ihn mit aller Freundlichkeit verbessern. Die verschiedenen Umwälzungen ihres Staates und die verhängnisvollen Ereignisse haben in manches Pariser Gesicht unverkennbare Züge des Ernstes geprägt. Es begegnen einem recht viele Menschen, denen man es an der Stirne ansieht, daß sie an ihre Schulden denken, und daß sie bereits zu den letzten Hilfsmitteln ihre Zuflucht genommen haben.

In dem Grade, in welchem die älteren Pariser steif, zierlich und umständlich sind, ist die Jugend ausgelassen, keck und naseweis. Doch habe ich nie bemerkt, daß ein Pariser Stutzer sich gegen Damen so unartig betragen hätte, wie dies manchmal bei uns der Fall ist. Eine Dame, welche mit einem Manne geht, wird nie Gefahr laufen, daß man ihr keck unter den Hut sieht, sie an einem öffentlichen Orte verstohlen betastet, oder dergleichen Unarten mehr, auf welche von dem Richterstuhle der feinen Lebensart Nasenstüber diktiert werden. Man mag in Paris

die Unsittlichkeit auf das höchste treiben, öffentlich beobachtet man doch immer die Schicklichkeit.

Es gibt im ganzen genommen in Paris mehr schöne Männer als Frauen, doch haben die Frauen, wenn sie auch nicht glänzend schön sind, indes sehr interessante Gesichter und einen reizenden Körperbau, welchem sie freilich durch Kunst sehr geschickt nachzuhelfen verstehen. Die meisten Pariserinnen haben kleine Hände und Füße, ihr Teint fällt in das Brünette, und man trifft mehr schwarze Haare als blonde. So unsauber die Weiber der gemeinen Klasse sich kleiden, so rein, so zierlich, so reizend verstehen sich die Frauen höherer Klassen zu tragen. Eine elegante Dame kleidet sich gewöhnlich dreimal des Tages. Um 11 oder 12 Uhr mittags (um diese Stunde steht man in Paris auf) zieht sie ihr Morgenneglige an, um 5 oder 6 Uhr abends nimmt sie ihr Hauskleid, um 8 Uhr kleidet sie sich, um in das Theater zu gehen, oder versetzt sich in Gala, um in Gesellschaft zu fahren.

In Gesellschaften wird ebenso, wie bei uns, hauptsächlich von schönen Künsten, vom Theater, Musik und der neuesten Modelektüre gesprochen. Junge Mädchen sitzen gewöhnlich wie Bildsäulen, schlagen die Augen nieder und sprechen nichts als oui Monsieur und non Monsieur!

Der Pariser hält sein Paris für die Welt und ist über alle andern Ländern und Städte nur sehr wenig unterrichtet. Ein Mann, der bei einem Restaurateur neben mir am Tische saß, fragte mich sehr ernsthaft, ob wir in Wien denn auch Kapaune hätten? Als ich in einer Gesellschaft einige Walzer, welche von einem französischen Kompositeur verfaßt und in Paris gestochen waren, vom Blatte spielte, äußerte sich das Fräulein vom Hause, sie könne nicht begreifen, wie ein Deutscher die französischen Noten so fix

wegspielen könne. Derlei Lächerlichkeiten sind mir in Menge vorgekommen.

Der Pariser ist außerordentlich leichtgläubig, er glaubt auch das Absurdeste, was man erzählt und in öffentlichen Blättern liest. Hingegen behandelt er auch alles Große wie ein Spielwerk. Er schlägt Kanonenschüsse mit Calembours zurück, schießt auf Armeen mit Witzpfeilen, vergißt leicht den Kummer des vorigen Tages, trillert ein Liedchen nach einem Leichenbegängnis und läßt sich von einer Neuigkeit so hinreißen, daß er von dem Alten gar nicht mehr sprechen mag.

Ich nehme nun von dem großen französischen Ameisenhaufen Abschied, wo ich in sieben Tagen mehr gesehen habe, als in allen andern Städten mein Leben lang.

---

## Zwölftes Kapitel: In Bourg-en-Bresse.

In Sens, Dijon und Macon. — Veränderlichkeit der Franzosen. — Ich reise als Kundschafter nach Bourg-en-Bresse voraus. — Der schirmende Engel. — Glückliche Erledigung meiner Mission. — Wir regieren in Bourg. — Die Antwort des „Vandamme autrichien“. — Vive l'Empereur! — Hofrat Delvaux übernimmt die Regierung. — Cavrianis Sehnsucht nach Wien. — Mein Leben in Bourg. — Meine angebetete Hauswirtin. — Ihr Herr Gemahl. — Der Abschied. — Ich fahre mit Baron Münch nach Wien zurück.

Mein Reisegefährte und ich waren von dem österreichischen Armeeministerium als Regierungsleiter des Gouvernements zu Bourg-en-Bresse im Departement de l'Ain bestimmt und uns der Befehl erteilt, auf der Stelle uns dahin zu begeben.

Wir fuhren an einem der herrlichsten Sommermorgen von Paris weg und kamen abends in dem Städtchen Sens

an, wo wir zu bleiben beschlossen. Es war ein schöner warmer Abend, und ich verließ sogleich unser Gasthaus, um einen Spaziergang durch das Städtchen zu machen.

Es war von österreichischem Militär besetzt und alles hier so ruhig, als ob nie ein Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich stattgehabt hätte. Auf dem Platze vor einer alten Kirche standen viele Offiziere und Bürger von Sens freundschaftlich beieinander und schwätzten vertraulich über Tagesneuigkeiten und Zeitungsnachrichten aus der Hauptstadt. Ich traf unter den Offizieren einen alten Bekannten, und dieser nahm mich sogleich mit sich zu seinem Hauswirt, den er mir als einen sehr liebenswürdigen Franzosen schilderte. Ich fand daselbst eine kleine Gesellschaft versammelt, in welcher ich die gewöhnliche Steifheit französischer Gesellschaften vermißte. Man drang in den Offizier, sich zum Pianoforte zu setzen und einige österreichische Lieder zu singen, über die man sich zu Tod lachen wollte, obschon man kein Wort davon verstand. Hingegen war es für mich nicht minder lächerlich, die Tochter vom Hause das österreichische Dialektlied: „Wann ih in da Fruh aufsteh'," welches ihr der Einquartierte eingelernt hatte, ganz erbärmlich und ohne ein Wort recht auszusprechen, singen zu hören. Dennoch versicherte mich der Vater, daß seine Tochter durch den Herrn Offizier schon sehr viel in der deutschen Sprache profitiert habe. Während dieser Unterhaltung wurden wir mit Aepfeln und Butterschnitten bedient.

Ich empfahl mich, und der Offizier begleitete mich in meinen Gasthof, wo wir bei einem guten Nachtmahl und einem Paar Bouteillen Burgunder so manche Erinnerungen an die Heimat im traulichen Gespräche erweckten und unsere Freunde und Bekannten in dem lieben Oesterreich hochleben

ließen. Man muß es gefühlt haben, um zu wissen, wie wohl es tut, mitten unter fremden Menschen und in einem entfernten Lande einen Landsmann anzutreffen. Da erst wird man sich der Stärke des Bandes bewußt, welches das Vaterland um seine Söhne zieht, und ich begreife jetzt recht wohl, wie sich Landsmannschaften bilden.

Als wir in der bedeutenden Stadt Dijon ankamen, herrschte dort die größte Lebhaftigkeit. Mehrere der höchsten Autoritäten der österreichischen Armee hatten hier ihr Hauptquartier, und es kam uns fast alle zehn Schritte ein bekanntes Gesicht entgegen. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß unsere Offiziere in der Galanterie gegen Damen hinter den französischen nicht zurückblieben, und ebensoviel Vergnügen machte es mir, zu sehen, daß die französischen Damen fremde Sieger zu schätzen wissen, als es mir einst Aerger verursachte, dieselbe Eigenschaft an unseren Damen wahrzunehmen. Wo nur ein hübsches, schwarzgelocktes Köpfchen bei einem Fenster heraussah, da stand auch richtig eine weiße Uniform daneben, und wo uns eine Dame auf der Straße begegnete, da war sie von einem österreichischen Offizier begleitet, mit dem sie freundlich zischelte, während der Gemahl, Vater oder Onkel nachdenkend hinterher zottelte.

Unserer weiteren Geschäftsreise und der Besitznahme unserer künftigen Residenz Bourg-en-Bresse stellten sich mehrere Hindernisse entgegen, darum war es uns vergönnt, acht Tage in Macon zu bleiben, was für uns von nicht geringem Nutzen sein mußte, da wir dadurch Gelegenheit erhielten, uns von dem Tun und Treiben einer französischen Provinzstadt näher zu unterrichten und uns hieraus Verhaltungsregeln für die Zukunft zu entwerfen.

Ich fand in Macon eine bereits schon völlig organi-

sierte österreichische Interimsverwaltung, und die Mitglieder derselben waren teils ältere Bekannte von mir, teils war die Bekanntschaft mit den mir noch Unbekannten schnell angeknüpft; denn man schließt sich wohl nirgends schneller aneinander, als dort, wo gleiche Sprache und Sitte uns nur zu einigen Wenigen hinziehen.

Durch die Freunde wurde ich in mehrere bedeutende Häuser in Macon eingeführt, und was fand ich da? Hier einen alten Ludwigsritter, der seinen Orden und seine Gesinnungen lange versteckt gehalten hatte und nun auf einmal wieder hervortrat; dort einen neugebackenen Emporkömmling, der alle Porträte Napoleons, die er nur in seinem Hause hatte, verbrannte. Hier eine steife Matrone, welche sich des Tages wohl zwanzigmal die Lieder: Sous les Louis la France heureuse et fière etc. und des Alliées la noble vaillance etc. vorsingen ließ und doch fast vor Schrecken in Ohnmacht fiel, wenn sie ein Einquartierungsbillett von einem solchen Allié bekam; und bei ihr zwei junge Gänschen von Nichten, welche sich den ganzen Tag über damit marterten, den deutschen Namen des Herrn Leutnants aussprechen zu lernen, den sie gestern ins Quartier bekamen. Hier einen kecken jungen Burschen, der auch im größten Kot in Schuhen und Strümpfen dahergeht, die Liliendekoration nicht von der Brust bringt, alles mit aufgeblasenen Backen lobt, was er an den fremden Rettern (wie er die Oesterreicher nennt) sieht, und insgeheim Epigramme auf sie macht. Dort einen alten Politiker, der alle Zeitungen frißt, über alles seine Glossen macht, das Gute verkleinert, das Böse vergrößert, die Grenzfestungen und das Museum im voraus schon Stück für Stück an die Alliierten verteilt, jede Regierungsveränderung bekrittelt und doch immer mit den Worten: vive le roi! schließt.

Ich könnte noch hundert Originalien solcher Art kopieren, allein ich bescheide mich, mit kurzen Worten zu erklären, daß ich nur sehr wenige Menschen fand, denen ich einen festen Charakter zutrauen konnte, nur sehr wenige, welche sich erkühnten, frei zu sprechen und zu handeln. Alles schlug sich zu einer Partei, und fast niemand ging seinen Weg des Rechten ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände.

Hier war es eigentlich zum ersten Male, wo mich die unveränderliche Veränderlichkeit der Franzosen so recht anekelte und ich mich in jeder Gesellschaft allein fühlte.

Wir sollten schon in unserer Station Bourg-en-Bresse sein, allein es hatte sich das Gerücht verbreitet, daselbst sei kein Militär und das dortige Volk sei im größten Aufruhr. Man erzählte nämlich: Baron Roschmann, früherer Gouverneur daselbst, habe der Stadt Bourg-en-Bresse eine Kriegskontribution von 50 000 Franken auferlegt, weil man, als der Kardinal Fesch und Madame Lätitia durch die Stadt gekommen waren, vive Napoléon! gerufen hatte.

Mein Reisegefährte und Vorgesetzter war nun etwas furchtsam und wagte es nicht, sich nach Bourg zu begeben. Er zog mich zu Rate und eröffnete mir, er sei willens, nach Lyon zu gehen, wo Roschmann gegenwärtig sei, diesen zu fragen, ob sich alles so verhalte und ob es ratsam sei, dahin zu gehen? In zwei Tagen, sagte er, bin ich wieder hier, Sie erwarten mich indessen, und wir werden sehen, was zu tun ist.

Herr Graf, antwortete ich ihm, es wird vielleicht noch besser sein, wenn ich mich in diesen zwei Tagen nach Bourg selbst begebe und mich überzeuge, wie es dort aussieht.

Wenn Sie den Mut haben, so tun Sie es, es wird mir lieb sein, versetzte er verwundert. Ihre Reisekosten bezahle ich mit Vergnügen.

So wurde es denn beschlossen. Ich weiß nicht, woher ich damals den Mut nahm, allein ich glaube, es war eben die Furchtsamkeit meines Vorgesetzten, welche meine Courage erweckte. Ich bestellte also Postpferde, gebrauchte aber die Vorsicht, meine Uniform und alle militärischen Abzeichen von mir zu legen und mich ganz in Zivil zu kleiden.

Als ich nun so fuhr und über mein gewagtes Beginnen nachdachte, wurde mir wohl ein wenig schwül; allein ich rief mir ins Gedächtnis zurück, was ich mir schon in Wien vorgenommen hatte: überall, wo ich hinkäme, mir eine Frau geneigt zu machen und mich in ihren Schutz zu begeben.

Ich kam in Bourg-en-Bresse an, stieg in dem Gasthof ab, und da eben Sonntag war (ich war bei Nacht gefahren), so begab ich mich in die Kirche, ich kann wohl gestehen, um den Allmächtigen anzuflehen, mich in dem fremden Lande zu beschützen. Er sandte auch wirklich einen schirmenden Engel, einen Engel an Gestalt und Herzensgüte.

In einem Stuhle sah ich eine verschleierte Frau, welche sehr andächtig betete.

Ich weiß nicht, ob sie mich bemerkt hatte, oder ob sie sah, daß ich ihr folgte, als sie aus der Kirche ging: kurz, sie schlug im Freien den Schleier zurück und ich sah ein Antlitz, aus welchem Milde und Güte sprachen und das mich unwiderstehlich anzog und fesselte.

Ich benutzte eine weniger besuchte Straße, um mich ihr zu nähern und sprach sie mit den Worten an (versteht sich französisch): Madame! wollen Sie einem Frem-

den einige Worte erlauben, dem die Züge der Milde, welche auf Ihrem Antlitze sich deutlich aussprechen, Vertrauen einflößen?

Etwas verlegen antwortete sie mit einer sanften Stimme: Sprechen Sie, worin kann ich Ihnen dienen?

Ich gestand ihr nun unverhohlen und mit der größten Aufrichtigkeit, daß ich einer der österreichischen Beamten sei, welche bestimmt sind, sich in Bourg niederzulassen und hier provisorisch die Regierung zu übernehmen; ich erzählte ihr, was wir von der Unsicherheit dieser Gegend vernommen hätten, und daß daher meine Amtskollegen in Macon zurückgeblieben seien und mich vorausgesandt hätten, mich von dem Grunde oder Ungrunde dieser Gerüchte vorerst zu überzeugen; ich bat sie endlich, mich mit der Lage der Dinge bekannt zu machen, und schloß mit den Worten, ich hätte mich an eine Frau gewendet, weil ich wüßte, daß diese an politischen Parteien weniger Anteil nähmen und ein Herz für den Menschen hätten, er mag Franzose oder Oesterreicher sein.

Und Sie sollen Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben, versetzte die Schöne. Mein Mann und ich sind gut royalistisch gesinnt, und ebenso auch der Maire unserer Stadt. Kommen Sie mit mir, ich werde Sie zur Schwester des letzteren führen, welche meine Freundin ist; diese wird Sie mit ihrem Bruder bekannt machen, und Sie werden von ihm die nötigen Aufschlüsse erhalten.

Ich dankte ihr herzlich und folgte ihr.

Die Freundin, eine Witwe, nahm mich sehr zuvorkommend auf, stellte mich ihrem Bruder, dem Maire vor, und von diesem erfuhr ich, daß wohl Unruhen im Städtchen selbst und in der Umgegend vorgefallen seien, daß aber jetzt alles ruhig und für die Folge um so weniger etwas zu

besorgen sei, da er den Auftrag erhalten habe, für ein morgen einzumarschierendes österreichisches Regiment Unterkunft zu veranstalten.

Ich bat ihn, auch für meinen Reisegesellschafter und mich Quartiere zu bestimmen, und zwar für jenen, als zeitweiligen Zivilgouverneur, ein angemessenes, großes, für mich aber nur ein kleines Zimmer; und siehe da, ich erhielt eine Einquartierungskarte bei jener Dame, die ich mir zum Schutzgeist erkoren hatte.

Der Maire lud mich zum Mittagmahle, und dessen Schwester und mein Schutzgeist speisten mit uns, da, wie ich erfuhr, der Gemahl des letzteren eine kleine Geschäftsreise nach Lyon unternommen hatte.

Es war wohl natürlich, daß ich alle meine Kunst aufbot, mich so liebenswürdig als möglich zu zeigen. Ich erzählte von Wien, kramte Anekdoten aus, lobte Frankreich so viel es mir nur immer möglich war, und sowohl der Herr Maire als die beiden Damen schienen Wohlgefallen an mir zu finden. Ich aber fand ganz besonderes Wohlgefallen an meinem Schutzgeist.

Als ich mich des Abends empfahl, um wieder nach Macon zurückzukehren, hatte sich schon fast ein Freundschaftsband um uns geschlungen; denn als ich meine Beschützerin nach Hause begleitete, bat sie mich, ihr, wenn ich hier anfange zu regieren, auch meinen Schutz angedeihen zu lassen, indem sie ihre Freude bezeigte, mich in ihrem Hause beherbergen zu können, und als ich ihr beim Abschiede die schöne Hand küßte, glaubte ich auch einen leisen Druck zu verspüren.

Seelenvergnügt kehrte ich nach Macon zurück, stattete meinem Vorgesetzten Bericht ab, und schon am nächsten Tage fuhren wir mitsammen im vollen Ornate nach

Bourg-en-Bresse. Der Maire empfing uns feierlich und führte uns in die für uns bestimmten Quartiere. Der Herr Graf war mit dem seinigen sehr zufrieden, hätte mich aber gerne bei sich gehabt. Ich aber war mit dem meinigen noch mehr zufrieden und hätte es um keinen Preis mit einem andern vertauscht.

Wir fingen nun an zu regieren, aber sehr gemach auftretend; denn von Energie war mein guter Graf kein Freund. Wir ließen nur zwei Plakate ergehen. In dem einen zeigten wir an, daß wir von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich beauftragt seien, die Leitung des Departements de l'Ain provisorisch zu übernehmen, in dem andern warnten wir vor allen öffentlichen Unruhen.

Jedes Gouvernement bestand aus einem Gouverneur, zwei Gouvernementskommissären und mehreren Hilfsbeamten. Mein Reisegefährte war nur zum Kommissär bestimmt und übernahm als solcher einstweilen die Leitung. Bald aber kamen der zum Gouverneur designierte Hofrat Delvaux selbst und mehrere Hilfsbeamte an, und wir waren daher von aller Verantwortlichkeit frei.

Ich will nun vorerst über die amtlichen Verhältnisse in Bourg-en-Bresse sprechen, später werde ich von meinen Privatangelegenheiten reden.

Die Stellung unseres Gouvernements wurde dadurch sehr schwierig, daß es fast immerwährende Reibungen zwischen uns und den Militärautoritäten gab. Wir hatten die gemessensten Befehle von seiten des Armeeministers, keine Uebergriffe einzelner Korpskommandanten zu dulden, und diese fragten wieder den Henker nach uns und unsern Anordnungen.

Ich will hier eines der auffallendsten Beispiele anführen.

Wir hatten den Auftrag, darüber zu wachen, daß kein Offizier, Kommandierender oder Subalterner etwas im feindlichen Lande requiriere, und wenn Requirierungen notwendig befunden wurden, so würden die nötigen Befehle an die Gouvernements ergehen und von diesen zu bewerkstelligen sein.

Nun hatte ein Offizier, ein Hauptmann, in einem nahegelegenen Dorfe Sohlenhäute requiriert, und der Maire kam zum Gouverneur und führte darüber Beschwerde. Wir meldeten dies dem Kommandierenden, Grafen von Colloredo, zu dessen Korps jener Offizier gehörte, und ersuchten zu verfügen, daß die Sohlenhäute entweder in natura zurückgestellt oder der Wert derselben in Geld uns zugestellt werde.

Und was bekamen wir von dem Herrn Grafen von Colloredo, den die Franzosen mit Recht Vandamme autrichien nannten, für eine, hier wörtlich mitgeteilte Antwort?

„Löbl. Gouvernement zu Bourg-en-Bresse!

Mein Offizier, der Hauptmann N., hat Sohlenhäute requiriert, das ist wahr; er hat dieselben für seine Truppe verschneiden lassen, weil sie keine ganzen Schuhe mehr hatte, also kann er sie in natura nicht mehr zurückstellen, er wird aber auch kein Geld dafür schicken. Uebrigens kann uns alle beide ein löbliches Gouvernement —." (Dieser Gedankenstrich verweiset auf eine Stelle im »Götz von Berlichingen«.).

Es versteht sich, daß wir diese höfliche Einladung an das Armeeministerium einsandten; wir erhielten aber keine Genugtuung, auch sogar keine Antwort; die Note wurde bloß zur Wissenschaft genommen.

Die Stadt selbst war ziemlich ruhig. Sie fürchteten die Bajonette, und uns standen viele zu Gebote.

Nur einmal schrien die Bourger noch vive l'empereur, daß die Lüfte widerhallten, und sie machten das so pfiffig, daß wir es ihnen gar nicht übelnehmen durften: es geschah nämlich am 4. Oktober, dem Namenstage des Kaisers Franz. Wir wußten aber wohl, was für einen »Empereur« sie meinten!

Als Hofrat Delvaux angekommen war und die Gouvernementsleitung übernommen hatte, war die Autorität meines Reisegesellschafters, des Grafen, fast zu Ende. Ich mußte nun im Bureau des Gouverneurs arbeiten, und der Graf saß tagelang zu Hause allein am Fenster und sah in den Hof hinab, in welchem sein Wagen in einer Remise stand. Ach! sagte er einst zu mir, wann wird dieser Wagen sich rühren, und ich wieder in mein liebes Wien zurückkehren können?

Ich riet ihm, da sein amtliches Wirken hier von nun an doch nur ein untergeordnetes sein könne, bei dem Armeeministerium um Enthebung von seiner Stelle einzuschreiten und Kränklichkeit als Grund anzugeben; er tat es, erhielt in kurzer Zeit seine Entlassung und reiste seelenvergnügt ab.

Obschon ich eigentlich ihm als Sekretär beigegeben war, so blieb ich doch bei dem Gouvernement in Bourg, da Hofrat Delvaux meine Dienstleistung als notwendig dem Armeeminister meldete, eigentlich aber, weil ich mich hier vortrefflich befand und besonders durch die Bande der Liebe festgehalten wurde.

Hier studierte ich nun die französische Sprache, die französischen Menschen und ihren Charakter ganz genau. Es bot sich mir ja Gelegenheit genug dazu; denn ich hatte überall Zutritt und war überall gut aufgenommen. Die

Amtsgeschäfte nahmen meine Zeit sehr wenig in Anspruch, und ich hatte daher Muße genug, alles zu sehen und meine Erfahrungen zu bereichern.

An die Stelle meines Grafen, welcher voll Freuden nach Wien zurückgekehrt war, kam Baron Münch-Bellinghausen als Gouvernementskommissär nach Bourg.

Mein Aufenthalt in Bourg währte bis zu Ende November.

Was mich betrifft, so war ich in Bourg wirklich Gott in Frankreich und führte ein herrliches Leben. Ich hatte täglich 4 fl. Diäten aus der Gouvernementskasse, und außerdem noch von der Stadt 25 Frs. Etappengeld. Ich brauchte aber gar kein Geld, denn ich genoß in dem Hause meines Schutzgeistes, wo ich einquartiert war, alles umsonst. Ich wurde in alle besseren Zirkel der Stadt gezogen, und alles dieses versüßte mir noch die Liebe meiner angebeteten Hauswirtin.

Es ist wohl kein Wunder, daß ein Mann von 34 Jahren, wie ich damals war, und eine Frau (Marie will ich sie nennen), welche damals 22 zählte und einen 60jährigen Gatten hatte, nicht nur bloß von Händedrücken und Küssen lebten, sondern auch sich inniger vereinigten.

Ihr Gemahl hatte mich auch lieb gewonnen und ging in sein Kasino, während ich selige Stunden in der Gesellschaft seiner himmlischen Gattin genoß. Ja, er hatte auch nichts dagegen, wenn ich mit ihr allein spazieren ging, und er ersuchte mich sogar einmal, seine Frau auf einem Ausfluge nach Lyon zu ihren Eltern zu begleiten.

Wir waren beide unaussprechlich glücklich, und ich kann die Zeit, die ich in Bourg in den Armen Mariens verlebte, als die süßeste meines ganzen Lebens betrachten.

Der Gouverneur Hofrat Delvaux und seine Unter-

beamten waren schon im September vom Armeeministerium abberufen worden und abgereist. Nur Baron Münch, ich und ein Herr Haffner erhielten den Auftrag, noch so lange zu bleiben, bis die erste Kriegskontributionsrate, welche auf dieses Departement entfiel, einbezahlt und von uns an das Armeeministerium abgeführt sein würde.

Wir brachten auch dies Geschäft glücklich zu Ende, und nun trug mir Baron Münch an, mit ihm in seinem Wagen die Reise durch ganz Italien nach Wien zu machen.

Es versteht sich, daß ich diesen Antrag mit dem größten Dank annahm; denn einerseits sah ich dadurch Italien, und anderseits durfte ich nur auf jeder Post ein Postpferd bezahlen, und der Preis des zweiten fiel in meinen Sack, was bei einer so großen Reise eine bedeutende Summe ausmachte.

Natürlich war der Auftrag, der mich nach Wien zurückrief, ein Donnerschlag für uns Liebende. Ich werde den letzten Abend vor meiner Abreise niemals vergessen. Ich hatte Marie gebeten, an diesem Abend Gesellschaft zu sich zu bitten, damit wir ja nicht allein seien. Sie tat es. Die Gesellschaft war fröhlich, nur wir beide stimmten mit nassen Augen in diese Fröhlichkeit ein. Gegen Mitternacht empfahlen sich die Gäste, und nur eine Freundin Mariens blieb die letzte, mit welcher es Marie so abgemacht hatte, weil sie wußte, daß ihr Gatte die Artigkeit haben würde, sie nach Hause zu begleiten, und daß sie dann allein einen zärtlichen Abschied von mir nehmen könne.

Diesen Abschied bin ich nicht imstande zu beschreiben. Wir gaben uns die heiligsten Versicherungen ewiger Liebe, ich schwur ihr, sobald es meine Umstände zulassen würden, wieder nach Bourg zu kommen; ihre Arme hatte sie um meinen Hals geschlungen, und sie hielt mich so fest, als

ob sie mich nie mehr loslassen wollte, und Ströme von Tränen fielen von ihrem Gesichte auf das meinige; denn unser beider Mund wollte sich erst nach einem ewigen Kusse trennen. Plötzlich aber fühlte ich, daß ihr Kopf und ihre Arme herabsanken, und sie lag ohnmächtig in meinen Armen.

Man stelle sich meine entsetzliche Lage vor. Marie bewußtlos, ihr Gemahl konnte jeden Augenblick zurückkommen, die Dienerschaft durfte ich nicht zu Hilfe rufen. Ich versuchte alles, sie wieder ins Bewußtsein zurückzurufen und es gelang mir; ich hatte nur noch Zeit, sie zu bitten, sich schnell in ihr Schlafgemach zu begeben, und ihr zu versprechen, daß sie mich morgen noch einmal sehen werde; dann eilte auch ich in das meinige und hörte, wie Mariens Gatte zurückkam.

Ich durfte es aber nicht wagen, am nächsten Morgen vielleicht noch eine ähnliche Szene herbeizuführen. Ich ließ also noch in der Nacht mein Gepäck in den Gasthof bringen und nahm dortselbst ein Nachtlager, nachdem ich einen Brief an Mariens Gatten zurückgelassen, in welchem ich ihm für die freundliche Aufnahme in seinem Hause dankte und um Entschuldigung bat, es nicht persönlich tun zu können, da mir die Trennung zu schmerzlich wäre.

Um 6 Uhr morgens reiste ich ab. In dem Augenblicke aber, als ich in den Wagen stieg, trat Mariens Freundin noch zu mir und überreichte mir Mariens noch von Tränen feuchtes Sacktuch und eine Locke ihres rabenschwarzen Haares. —

Von Bourg-en-Bresse fuhr ich mit Baron von Münch in seinem eigenen Wagen durch Italien nach Wien zurück.

## Dreizehntes Kapitel: Weiteres Leben und Lieben.

Meine weitere Beamtenlaufbahn. — Tod meines Vaters. — Die große Brieftasche. — Das Haus meiner Tanten, die Grundlage meines Wohlstands. — Meine Schwester und ihre Familie. — Ein Ehrenbeleidigungsprozeß wegen eines Akrostichons. — Die Goldene Verdienstmedaille. — Ein Renkontre mit Clauren. — Eine neue Liebe. — Friederika. — Das Häuschen in Hütteldorf. — Siebenzehn Jahre lang ein Sklave. — Katharina. — Das Nadelbüchschen und die verschwundenen Zauberinnen. — Marie. — Das verräterische Nähkissen. — Alte Liebe rostet nicht.

Nach meiner Rückkehr von Frankreich trat ich wieder mit der Vorrückung als Rechnungsoffizial in die ständische Buchhalterei ein und führte mehrere mitunter sehr schwierige und verantwortliche Untersuchungen im Lande zur Zufriedenheit meiner Stelle aus.

Im Jahre 1832 wurde ich zum ständischen Rechnungsrat und Häuserrevisor befördert. In der letzteren Eigenschaft war die Hälfte des größten und wichtigsten Zweiges der österreichischen Steuerverfassung, nämlich das Hauszinssteuergeschäft, meiner Leitung anvertraut, und ich stand demselben so eifrig und tätig vor, daß man in meinem Ehrenbuche eine große Anzahl Belobungsdekrete findet, worin mir die Anerkennung erteilt wird, und worin es wörtlich heißt: daß die für den Steuerfonds so glänzenden alljährlichen Resultate vorzugsweise meinen Kenntnissen, Eifer und Tätigkeit zuzuschreiben seien.

Dieses Resultat bestand darin, daß von jener Hälfte der Häuser, welche der unter meiner Leitung stehenden ständischen Sektion zugeteilt waren, dem Steuerfonds in den Jahren 1833 bis 1842 eine Vermehrung von 122 158 fl. erwuchs.

Ich selbst befand mich auch nicht übel dabei. Ich erhielt alljährlich eine nicht unbedeutende Remuneration, und von den Hauseigentümern setzte es auch vielerlei Geschenke.

Im Jahre 1833 wurde ich zum Landschaftssekretär befördert und erhielt zugleich die Stellen des Herrenstandsagenten und eines ständischen Bibliothekars.

Als solcher hatte ich nun eine so angenehme Stellung, als ich mir nur wünschen konnte; ich war an keine Amtsstunden gebunden, und die Verordneten waren mehr meine Freunde als meine Vorgesetzten.

Als Sekretär verfaßte ich sowohl das von den versammelten Ständen, ich darf sagen mit Enthusiasmus aufgenommene Kondolenzschreiben an den Kaiser Ferdinand nach Ableben des Kaisers Franz, als auch das mit ebensolcher Anerkennung aufgenommene Werk über die Erbhuldigung, dafür ich von den Ständen mit einer prächtigen goldenen Dose beschenkt wurde.

Im Jahre 1843 endlich, nachdem ich 42 volle Jahre gedient hatte, suchte ich um Versetzung in den Ruhestand an, und diese wurde mir nicht nur mit Belassung meines ganzen Gehaltes von jährlichen 1700 fl., sondern noch mit Beigabe einer jährlichen Personalzulage von 200 fl. bewilligt.

Noch immer danke ich den österreichischen Landständen meine kummerfreie Existenz. —

Als ich von Frankreich zurückkam, war mein guter Vater gestorben; er war über 90 Jahre alt geworden und ich weiß nicht, daß er jemals krank war. Er besaß eine vortreffliche Organisation, konnte noch in seinem hohen Alter ohne Brille lesen und schreiben und zum Nachtmahl Bohnensalat mit hartgesottenen Eiern essen. Nur allein ein großer Bruch machte ihm öfters zu schaffen, und daran

starb er auch; der Bruch trat nämlich heraus, war nicht mehr zurückzudrängen, und der Brand führte seinen Tod herbei. Er liegt, so wie meine Mutter, im Kirchhofe der Stadt Weitra, im V. O. M. B., wo beide starben, begraben. Ruhe seiner Asche! Die Seele des frommen und redlichen Mannes genießt gewiß die himmlischen Freuden!

Das ganze Vermächtnis, welches er mir hinterließ, bestand in einer großen saffianen Brieftasche, welche mir meine Schwester, welche ihn bis an sein Ende pflegte, bei meiner Zurückkunft aus Frankreich übergab.

Auf der ersten Seite des in dieser Brieftasche enthaltenen Pergamentblattes standen folgende Worte von seiner eigenen Hand:

Lieber Sohn!

Ich hinterlasse nur wenig an Einrichtungsstücken, Geld gar keines; Du hast mir selbst gesagt, Du willst alles Deiner armen Schwester hinterlassen, darum nimm Du nur diese leere Brieftasche zum Andenken an Deinen Dich liebenden Vater und suche sie durch Deinen Fleiß auf eine redliche Art voll zu machen; ich werde für Dich bei Gott bitten, daß er Dich segne.

Nach dem Tode meiner letzten Tante im Jahre 1830 erbte ich von ihr ein zweistöckiges, gut gebautes Haus in der Vorstadt Mariahilf. Dies war der Anfang meiner spätern Wohlhabenheit, und ich bin noch immer vom Danke für meine Wohltäterin erfüllt.

Anfangs war ich stolz auf meine Hausherrnschaft, bald aber merkte ich, daß mir die Mietzinse nicht richtig eingingen, auch gab es Reparaturen, Verdrießlichkeiten mit Mietparteien, um so mehr, als ich selbst nicht im Hause

wohnte. Zudem mußte ich Schulden machen, da ich mehrere Legate auszuzahlen hatte.

Da mir nun der im Hause wohnende Rauchfangkehrermeister den Anbot machte, mir das Haus abzukaufen, so ging ich den Handel ein, und überließ es ihm für 20 000 fl. Wiener Währung. Es war leider kein guter Handel. Jetzt ist es gewiß 30 000 fl. in Silber wert.

Die Brieftasche ist also, Dank sei meinen Wohltäterinnen, meinen verstorbenen Tanten, und ich darf es sagen, auch meinem eigenen Fleiße und meiner Sparsamkeit, so voll geworden, daß ich jetzt in meinem Alter gemächlich und ruhig leben und meine mäßigen Wünsche alle befriedigen kann.

Meine Schwester kam nach dem Tode meines Vaters zu meinen Tanten nach Wien, wo sie zwei Jahre blieb, im Jahre 1817 aber den damaligen Syndikus der Stadt Weitra, späteren Oberamtmann der Herrschaft Weitra, Franz Weyringer, heiratete, und also wieder dahin kam, wo sie ihre Jugend verlebt hatte.

An der Familie meiner Schwester, die also auch meine war, erlebte ich keine große Freude. Sie hatte 4 Söhne und eine Tochter, welche leider keine wünschenswerte Erziehung erhielten.

Der Vater war zu strenge, ja oft hart, und die Mutter glaubte durch übertriebene Liebe und Güte wieder gutmachen zu müssen, was jener verdarb. Auch war Weitra nicht der Ort, wo sie hätten eine gute wissenschaftliche Bildung erlangen können. Die 4 Knaben wuchsen also zwar körperlich gesund und kräftig, aber geistig verwahrlost auf. Und nur das Mädchen, welches die Eltern auf mein Zureden in die Erziehungsanstalt der englischen Fräulein zu Krems gaben, erhielt eine genügende weibliche Bildung.

Der eine der Söhne, Josef, wollte Arzt werden; das Studieren schmeckte ihm aber nicht, und ich mußte froh sein, daß ich ihn als Praktikant in die ständische Buchhaltung brachte, wo er nach 9 Jahren unentgeltlichen Praktizierens mit 300 fl. jährlich angestellt wurde, es dann bis zum Ingrossisten mit 400 fl. brachte und als solcher starb. Dabei hatte er sich mit einer gemeinen Dienstmagd vergangen, diese endlich ganz zu sich genommen und mit ihr 2 Kinder erzeugt. Mußte ich ihn schon bei seinem Leben unterstützen, so hielt ich es um so mehr für meine Pflicht, für seine armen Hinterlassenen zu sorgen, und somit habe ich jetzt eine Mutter mit zwei Kindern zu versorgen.

Der zweite Sohn, August, lernte die Gärtnerei, fand eine Anstellung bei einem Gutsherrn auf dem Lande und heiratete. Bald aber (und ich glaube aus seiner eigenen Schuld, denn er ist ein Mensch ohne alle Energie) verlor er seinen Dienstplatz wieder und nahm einen andern im tiefen Ungarn an, wo er ganz abwirtschaftete und zugrunde ging. Auch starb sein Weib, nachdem sie ihm ein Kind gebracht hatte, und jetzt ist er Packer bei der Nordbahn, und auch ihn muß ich monatlich unterstützen.

Der dritte Sohn Alfred lernte die Jägerei, ist Forstadjunkt in Böhmen bei dem Grafen Czernin. Durch 20 Jahre hat mir der Bursche nicht einmal geschrieben, aber im 21. kam ein Brief von ihm mit der Bitte um eine Unterstützung, welche ich ihm auch zuteil werden ließ, da ich wenigstens in Erfahrung brachte, daß er sich gut aufführe.

Der vierte Sohn Walter ist der talentierteste von seinen Brüdern, wandte aber durch viele Jahre seine Talente nur zu leichtsinnigen Streichen an. Auch er hatte eine Zuhälterin, welche ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar. Endlich trennte er sich von ihr und scheint jetzt bei einem

Notar ein geregeltes Leben zu führen. Für die Unterbringung des Knaben mußte wieder ich bis zu dessen Tode, und für die Versorgung des einen Mädchens muß ich jetzt noch immer sorgen.

Dies sind die männlichen Glieder meiner Familie, an denen ich wahrlich kein Wohlgefallen habe.

Mein Schwager war ein braver, äußerst redlicher Ehrenmann, aber nicht sehr verläßig in Geschäften; er hatte einen gewissen Stolz und dabei auch eine Gutmütigkeit, welche ihn zu Ausgaben verleiteten, die seine Einnahmen überstiegen. Seine Gattin, meine Schwester, verstand leider nicht zu wirtschaften und war eine so überaus zärtliche Mutter, daß sie mehr als nötig auf ihre Kinder verwendete, und so kam es denn, als mein Schwager starb, daß kein Vermögen übrig blieb.

Die Witwe zog mit ihrer 18jährigen Tochter von Weitra zu mir in mein (später erworbenes) Landhaus zu Lilienfeld, wo sie von der Pension, welche ihr der edle, großmütige Landgraf Fürstenberg mit jährlich 400 fl. zusprach, leben wollte.

Hier lernte ihre Tochter Emilie einen Bezirksbeamten, namens Müller, einen wohlgebildeten und sehr geschickten Mann kennen; er fand auch an ihr Gefallen und sie heirateten. Da er nur 500 fl. jährlich Gehalt hatte, so mußte ich auch da wieder nachhelfen und gab ihnen alljährlich eine Unterstützung von 100 fl.

So war und bin ich fortwährend von meiner ganzen Familie in Anspruch genommen. Ich leiste mit Vergnügen, was mir möglich ist, nur habe ich alle diese Verhältnisse niedergeschrieben, um den Leuten, welche mich immer für reicher hielten, als ich bin, den Beweis zu liefern, daß ich mein Geld nicht verschwendet habe. —

Im Jahre 1817 kam ich in eine Polizeiuntersuchung wegen Ehrenbeleidigung, die dem Professor der Aesthetik an der Wiener Universität, Liebel, widerfahren war.

Ignaz Liebel war der unästhetischste Mann auf dem ganzen Erdboden; körperlich mißgestaltet, unbeholfen, gemein, grob, vereinigte er alles, was die Schönheitswissenschaft, aus dem Munde dieses Mannes vorgetragen, unangenehm machen mußte. Seine matten Augen schwammen unaufhörlich in einem Nebel, daß es schien, als ob er betrunken wäre. Als Lateiner und Grieche war er einer der gelehrtesten Männer, allein man hatte ihn eben als Lehrer jener Wissenschaft angestellt, davon er am wenigsten verstand. Wäre die Aesthetik in dem Lehrkurse der Philosophie nicht als ein obligater Gegenstand für Stipendisten vorgeschrieben gewesen, Liebel würde zuverlässig keinen einzigen Schüler gehabt haben.

Was die Studenten von ihm dachten, mag der Umstand beweisen, daß sie ihm einst auf die schwarze Tafel neben seinen Katheder folgende Gleichung schrieben:

Lippel + Lümmel = Liebel.

Ich und Deinhardstein spielten ihm, als wir schon aus den Schulen getreten waren, einen argen boshaften Streich. Liebel hatte einen Aufsatz über Stümper und Stümperei drucken lassen, in welchem er uns jungen Poeten gar grob die Nativität stellte. Hierauf verfaßte Deinhardstein ein Gedicht, worin Liebel unendlich gelobt und auf die höchste Höhe des Parnasses gehoben wurde. Dieses Gedicht wurde ihm zugesandt, und er selbst las es seinen Zuhörern mit freudestrahlenden Augen vor.

Ich selbst gab dieses Gedicht dann dem Redakteur des »Sammlers«, und es wurde auch in diesem Journal abgedruckt, und Liebel 25 Exemplare davon zugesandt.

Mit einem Male aber fand sich, daß die Anfangsbuchstaben dieses Gedichtes ein Akrostichon bildeten, welches lautete: O Erzesel Liebel.

Da dieses Gedicht zugleich ein vortreffliches Sonett ist, so teile ich es mit.

O schön und wahr hast du ein Lied gesungen,
Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen,
Recht übend, ob der Brut den Stab gebrochen,
Zum Schweigen sie gebracht der Stümper Zungen.

Ein höh'res Ziel, du hast es kühn errungen,
So hast du schön des Pindus Schmach gerochen;
Es schweigt beschämt ihr übermütig Pochen,
Laß sie nun fliehn die Frechen schambezwungen.

Lebendig ist dein lehrreich Wort erschollen,
In Nichts ihr leerer Wortkram hingesunken,
Es spukt ihr myst'scher Unsinn nun nicht länger.

Beglückte Brust, der solch' ein Lied entquollen,
Es wärmt sie Phöbus echter Götterfunken;
Lob dir, du würd'ger vaterländischer Sänger!

Man kann sich die Wut des mystifizierten Professors und die boshafte Freude seiner Zuhörer denken. Liebel führte Klage bei Gericht wegen Ehrenbeleidigung. Ich wurde vorgerufen und aufgefordert, zu bekennen, wer das Gedicht verfaßt habe. Ich sagte, ich hätte es anonym zugesandt bekommen. Man forschte weiter. Unglücklicherweise fand sich in der Druckerei das Original von der Handschrift Deinhardsteins vor, welchen man sonach auch in Untersuchung zog.

Der pfiffige Bursche wußte sich soweit herauszulügen, indem er behauptete, er habe das Gedicht nur zum Scherze für sich selbst und seine Freunde gemacht und es nie für

die Oeffentlichkeit bestimmt, und kam mit einem Verweise davon. Ich aber wurde, da ich das Gedicht zum Drucke gab, obschon ich versicherte, ich hätte das Akrostichon gar nicht geahnt, zu einer Geldstrafe von 50 fl. oder zu Arrest von drei Tagen verurteilt. Ich war so dumm, die 50 fl. zu bezahlen, obschon sie mir sehr weh taten; jetzt würde ich den Arrest wählen.

In meiner Galle schrieb ich dann noch eine Fabel: »Der Esel«, welche aber keine andere Folge hatte, als daß sie den Professor noch lächerlicher machte.

Sonderbar ist das Zusammentreffen, daß ich eben auch im Jahre 1817 auf einen Vortrag, welchen der damalige Landmarschall Dietrichstein über meine bisher erworbenen Verdienste an den Kaiser erstattete, von demselben die goldene Verdienstmedaille mit Oehr und Band zum Lohn erhielt. —

In diese Zeit fiel auch das Folgende.

Eine Gesellschaft, deren Mitglied ich war, gab im Hause des Kaufmannes Krippner jeden Sonntag Vormittag Deklamatorien. Eines Tages machte ich mit Krippner eine Wette, ich wollte es durch Vortrag einer fürchterlichen Novelle dahin bringen, daß die Hälfte unserer Zuhörerinnen das Ende derselben nicht abwarten. Ich wählte hiezu »das Totenhemd« von Clauren, und wirklich erfolgte, was ich vorausgesagt hatte. Dabei war nun, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, Heun-Clauren unter den Zuhörern zugegen; er war damals eben bei dem Kongresse in Wien. Nachdem mein Vortrag zu Ende war, gab er sich mir zu erkennen, sagte mir viel Schmeichelhaftes über die Wirkung meiner Deklamation, aber versicherte mich, er werde nie mehr etwas so Fürchterliches schreiben wie dieses Totenhemd.

Clauren hat seltsame Schicksale erlebt. Er war einst der Modeschriftsteller der eleganten Welt. Wer hat auf der Bühne seinen »Bräutigam aus Mexiko« nicht gesehen? Wer hat nicht seine »Mimili« und seine artigen kleinen Erzählungen in seinem Taschenbuche »Vergiß mein nicht« gelesen? Seine Novellen brachten ihm damals auch das größte Honorar ein, dessen sich je ein Schriftsteller in Deutschland zu erfreuen hatte, er erhielt 24 Louisdors für den Bogen. Es war damals eben die Zeit der Salons-Histörchen, worin er die Personen so aus dem Leben, und die Austern-Schmäuse so geschmackvoll zu beschreiben verstand. Bald aber erhoben sich von allen Seiten Stimmen gegen ihn, man schrie und persiflierte, besonders gab Hauffs »Mann im Monde« dem beliebten Novellistiker den Gnadenstoß, und der dadurch zwar nicht entmutigte aber gekränkte Mann zog sich zurück und legte die Feder nieder. —

Als ich von Paris zurückkam, lernte ich eine Frau von beiläufig 30 Jahren kennen, nicht schön, aber für mich unendlich reizend, außerordentlich gebildet, zu welcher ich mich vom ersten Blicke an hingezogen fühlte. Sowohl ihr gewinnendes Aeußere, als ihr durchdringender Verstand wie ihre unwiderstehliche Anmut wirkten auf meinen Geist und mein Herz mit Allgewalt.

Sie war die Gattin eines schon bejahrten reichen Berliners, der zwar selbst Katholik, doch aus einer ursprünglich jüdischen Familie entsprang.

Sie lebten in guter friedlicher Ehe und hatten — da Liebe eigentlich ihr Band nicht mehr fest knüpfte — sich so gegeneinander gestellt, daß man die Ehe zwar im ganzen als eine gute ansehen konnte, aber doch eines von dem andern nicht mehr jene zärtlichen Aufmerksamkeiten

und Rücksichten verlangte, welche eigentlich deren Würze sind.

Ich liebte diese Frau herzlich, innig und leidenschaftlich; ich wandte alles an, um auch ihre Liebe zu gewinnen, und es gelang mir; ich erhielt Eintritt in das Haus und wußte mir den Gatten gewogen zu machen.

Unser Verhältnis wurde immer fester und inniger. Ich fühlte mich die ersten Jahre glücklich, gab mich ganz hin, und so erhielt diese Frau eine Herrschaft über mich, unter welche ich mich gerne beugte.

Nach einem Jahre trennte sich Herr Mayer von seiner Gattin, nicht gerichtlich und nicht feindschaftlich, gab ihr so viel Vermögen, daß sie anständig davon leben konnte, und begab sich nach Berlin. Dort starb er und sie war frei.

Wir lebten nun wie Mann und Frau miteinander mit dem einzigen Unterschiede, daß wir nicht beisammen wohnten, aber dennoch hatten wir im Winter Wohnungen in einem und demselben Hause.

Ich hatte immer eine Sehnsucht nach einem Häuschen mit einem Gärtchen auf dem Lande. Meine Freundin Friederika Mayer teilte diese Sehnsucht mit mir. Sie wohnte schon ein paar Jahre des Sommers in Hütteldorf, und die waldige Gegend gefiel uns beiden da sehr wohl.

Plötzlich erfuhren wir, daß ein Bauernhäuschen daselbst verkäuflich sei. Wir besahen es, es bestand eigentlich aus drei Häuschen und einem Schuppen, mitten in einem Obstgarten gelegen, es war wohlfeil, wir kauften es miteinander und ließen das eine, netteste Häuschen etwas aus der Erde emporheben, mit Jalousien versehen und ganz nach unserer Bequemlichkeit herrichten. Es bestand aus einem kleinen Speisezimmer in der Mitte und zwei Schlafzimmern, auf jeder Seite eines, und sah mit seinem roten

Dache im Grünen recht ländlich aus. In einem Nebenhäuschen befand sich Küche, Dienstboten- und Hausmeisterzimmer, in einem zweiten die Gärtnerwohnung, und aus dem Schuppen ließ ich ein kleines Glashaus machen.

Ich und Friederike lebten da einige Sommer hindurch recht angenehm, und dieser Aufenthalt würde mir vollends zum Paradies geworden sein, wenn Friederike weniger herrschsüchtig gewesen wäre, und mir ihre Launen nicht manche Stunde verbittert hätten.

Diese Frau hatte alle vortrefflichen Eigenschaften, welche man nur bei einem Weibe finden kann, aber auch zwei Fehler, welche einigen Schatten auf das Vorzügliche werfen, nämlich Herrschsucht und Eitelkeit.

Ich führte die ersten Jahre mit ihr ein beneidenswertes Leben, dann aber fing das abhängige Los an, mir drückend zu werden; sie forderte gänzliche Hingebung, und ich mußte meine Lebensweise ändern. Täglich von 7 bis 9 Uhr mußte ich bei ihr sitzen, ihr vorlesen und mit ihr schwätzen; war ich irgendwo geladen und blieb aus, so hatte ich verdrießliche Gesichter und Vorwürfe zu erwarten, und so kam es, daß ich sie nachgerade ungern besuchte. Ich hätte wohl auch öfters Gelegenheit gehabt, zu brechen; denn ihre Eitelkeit verschmähte den Weihrauch anderer Männer nicht, da sie verliebte Schmeicheleien und zärtliche Schäferstunden bei mir entbehren mußte; ja ich war sogar eifersüchtig auf sie, obschon ich selbst nicht treu war.

So führte ich denn durch 17 volle Jahre ein Sklavenleben und war zu schwach und auch zu gut, es zu ändern. Hielt mich auch die Liebe nicht mehr fest, so war es doch teils Gewohnheit, teils Dankbarkeit, da sie mich in Krankheiten schwesterlich pflegte und mir in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft so viele angenehme Stunden ver-

ursachte; dazu kam der Umstand, daß ich ihr nichts vorwerfen konnte, ich mich also geduldig in mein Joch schmiegte und alle Freuden der Geselligkeit, die mir damals unzählig zu Gebote standen, ihr opferte. —

Im Jahre 1816 erfuhr ich durch einen Wieselburger Fruchthändler, die gute Katharina aus Török-Betse sei gestorben. Diese Nachricht ergriff mich tief, ich schrieb an die Mutter, um Gewißheit zu erlangen; es war wirklich so, die Jungfrau war hinübergegangen. Ich muß gestehen, daß ich nun öfter an sie dachte, als früher, da sie noch am Leben war.

Im Karneval des Jahres 1820 besuchte ich die Redoute in Wien. Ich war erst ein paarmal den vollgepfropften Saal auf und ab gegangen, als zwei Frauenmasken vor mir stehen blieben und mich einige Augenblicke starr ansahen. Sie waren als Zauberinnen gekleidet.

Warum betrachtet Ihr mich so fest? fragte ich sie, gefall' ich Euch vielleicht?

Nicht im mindesten, antwortete die eine, ohne ihre Stimme zu verstellen, aber in einem fremdartigen Dialekte. Nicht im mindesten. Wie sollte uns auch ein Eidbrüchiger gefallen?

Eidbrüchig, ich? erwiderte ich lächelnd und hatte bereits den Arm der Maske gefaßt und war mit ihr weitergegangen. Ich schwöre nicht gerne, und wenn ich ein Wort gebe, auch ohne Eid, so halte ich es.

Die Maske lachte so laut, daß alles um uns stutzte. Hast du dieses Wort auch gehalten? fragte die Zauberin, drückte mir schnell ein Papier in die Hand, und indem ich meinen Arm aus dem ihrigen zog, um das Billett zu öffnen und zu lesen, war sie mit ihrer Freundin im Gewühle verschwunden.

Ich öffnete das Papier und erblickte meine Schriftzüge. Es war ein abgerissenes Stück eines Briefes, welches nur die Worte enthielt: „im Leben und Tode der Deinige“ und darunter meine Namensunterschrift. Ich konnte mich in diesem Augenblicke nicht besinnen, an wen ich diese Worte geschrieben haben mochte; denn — aufrichtig gestanden — ich hatte diese Endphrase wohl schon öfters gebraucht, allein eben dadurch wurde mir dieses Abenteuer noch interessanter. Ich hielt keiner weiteren Intrigue von Masken mehr Stich, und suchte nur meine beiden Zauberinnen auf, die ich in der gedrängten Menge erst nach einer Stunde wieder fand.

Ich klammerte mich an sie, führte sie in die sogenannte Seufzerallee, wir setzten uns in eine Wandvertiefung, und hier versuchte ich nun alles mögliche, um zu erfahren, wer die Masken seien. Es sprach immer nur die eine, von der andern vernahm ich kein Sterbenswort. Die Rednerin sprach artig, angenehm, mitunter auch witzig, ich konnte aber aus allem, was sie sagte, auch nicht die kleinste Vermutung ziehen. Ja, sie schien vielmehr mich ausholen zu wollen, statt sich selber zu verraten.

Lange waren wir so gesessen, und ich war immer so klug als zuvor, als die rätselhafte Maske aufstand und mich bat, sie jetzt zu verlassen, da sie noch mit mehreren Bekannten sich einen Spaß machen wolle. Nein! rief ich aus, ich verlasse dich nicht mehr, ich folge dir auf dem Fuße, ich muß erfahren, wer du bist, und sollte ich auch zu Fuße dem Wagen nachlaufen, der dich nach Hause bringt.

Sei diskret, antwortete die Zauberin mir mit dem Finger drohend, ich will es auch sein. Wenn du mich jetzt allein läßt, so versprech ich dir, mich um 5 Uhr früh wieder hier an demselben Platze einzufinden. Wir gehen

dann miteinander zur Garderobe. Ich lege dort die Maske ab, hole meinen Mantel, und du sollst sehen, wer ich bin. Damit du aber überzeugt bist, daß ich Wort halte, so gebe ich dir hier ein Pfand, das ich bei Gott nicht gerne zurücklassen würde. Sie griff in ihren Busen, nahm etwas heraus, drückte es mir in die Hand und sprang fort. Ich schaute, es war — ja, es war dasselbe Nadelbüchschen, welches ich im Jahre 1809 Katherinen zum Abschiede gegeben hatte.

Ich stand staunend, und ein unheimliches Gefühl preßte meine Brust. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher mir die Maske das Stelldichein gegeben, und saß schon lange früher an der bezeichneten Stelle.

Die Masken erschienen richtig, wie sie es versprochen hatten. Die eine faßte mich am Arme und sprach: Komm mit uns zur Garderobe, deine Neugierde soll befriedigt werden.

Wir gingen zur Damengarderobe, welche damals im kleinen Redoutensaale, gerade unter dem Orchester bestand und nur einen Eingang hatte, der auch zugleich der einzige Ausgang war. Ich setzte mich hart vor demselben nieder, und die Damen gingen hinein, um sich zu demaskieren und ihre Mäntel zu holen.

Ich wartete mit der größten Ungeduld, ich sah jeder aus der Garderobe kommenden Dame ins Gesicht, musterte ihre Kleidung, meine Zauberinnen erschienen nicht. Ich wollte in die Garderobe schauen, der wachhabende ungarische Grenadier wies mich mit den Worten zurück: „Nix Mannsbild!“ Der Saal wurde nach und nach leer. Man fing schon an, die Lichter auszulöschen, meine Masken erschienen nicht. Endlich trat auch die Garderobiere aus der Garderobe und schloß die Türe derselben. Es befand sich keine Maske

mehr darin, meine Zauberinnen waren verschwunden, und ich habe nie mehr etwas von ihnen gehört. —

Es ist hier auch der Ort, von den Folgen meiner Liebschaft mit Marie zu sprechen, weil sie von seltsamen Umständen begleitet und einem Roman nicht ganz unähnlich ist.

Durch ein halbes Jahr schrieben wir uns beide allwöchentlich, wie wir einander versprochen hatten. Ich ließ in Wien von Daffinger mein Porträt für Marie malen (das ihrige hatte ich schon in Bourg von ihr erhalten), ließ es in ein sehr elegantes Nähkissen verborgen einmachen und sandte es an ihren Gemahl mit der Bitte, es seiner Frau als Andenken von mir zu übergeben. Ihr aber schrieb ich, wenn sie an einer angedeuteten Stelle drücke, so werde das Nähkissen aufspringen und ihr mein Bild zeigen.

Fünfzig Briefe waren von meiner und fünfzig von ihrer Seite gewechselt (ich besitze die ihrigen und ich kann sie Musterbriefe an Geist und Stil nennen), als ich plötzlich zwei Briefe auf einmal erhielt, einen von Marie und einen von ihrem Gatten.

Marie schrieb mir, sie sei an ihrem Nähtischchen gesessen, ihr liebes Nähkissen vor ihr, und ihr Gatte an ihrer Seite. Plötzlich sei das Kissen hinabgefallen, aufgesprungen, und der Gatte habe mein Bild gesehen. Er habe sogleich ihren Kasten aufgesprengt und alle meine Briefe gefunden, welche sie so unvorsichtig aufbewahrt habe. Welche Szene es hierauf gegeben, könne ich denken. Sie konnte nur dadurch eine Scheidung verhüten, daß sie ihm den Schwur leisten mußte, jede Verbindung mit mir abzubrechen. Sie bitte mich also, ihr nicht mehr zu schreiben, versprach mir, mein Bild stets in ihrem Herzen zu behalten und bat, ich möge auch sie nicht vergessen.

Wie der Brief des Herrn Gemahls verfaßt war und

welche Ehrentitel ich darin erhielt, dies mag sich jeder selbst ausmalen.

Dieses geschah im März 1816.

Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1847, also durch 31 volle Jahre, vernahm ich nun von dieser ganzen Familie, ungeachtet oft wiederholter Erkundigungen, nichts mehr.

Erst im Jahre 1847 glückte es mir, durch einen Freund in Lyon ausführliche Nachrichten von dieser Familie zu erhalten, welche also lauteten:

Marie habe einige Jahre nach meiner Entfernung, zwar vereint mit ihrem Gatten, aber von demselben mit steten Vorwürfen überhäuft, ein trauriges Leben geführt, sein hartes Benehmen gegen Marien habe sich noch vermehrt, als sie im Jahre 1816 ein Töchterchen gebar, das er nicht für das seinige erkannte; dennoch habe er einen öffentlichen Skandal vermieden und sich nicht von ihr getrennt. Im Jahre 1822 sei er gestorben und habe sein großes Vermögen seinem Sohne, der zur Zeit meines Aufenthaltes in Bourg 5 Jahre alt war, hinterlassen, seiner Witwe aber nur ein kleines Legat zugewendet und ihre Tochter gänzlich enterbt.

Der Präfekt des Departements habe sich später in Marien verliebt, und als er nachher zum Minister emporstieg und nach Paris kam, folgte ihm Marie dahin.

Aber auch er starb, und Marie kehrte nach seinem Tode wieder nach Bourg zurück, wo ihr Sohn sein Vermögen mit ihr teilte und sie mit ihm, der sie sehr liebt, vereint lebt. Die Tochter aber habe sich verheiratet, und zwar in dem Städtchen Saint-Amour, und lebe dort glücklich mit ihrem Gatten und zwei lieben Kindern.

Als ich alles dieses im Jahre 1847 vernahm, schrieb ich ihr nun wieder, und — hört! hört! seitdem stehen wir

wieder in ununterbrochener freundschaftlicher, ja ich darf sagen, liebevoller Korrespondenz.

Wenn man bedenken will, daß wir beide, ich im 81. und sie im 73. Jahre uns noch immer sehen, wie wir uns vor 46 Jahren sahen und kannten, so wird man den unendlichen Reiz begreifen, den eine solche Korrespondenz für zwei alte Leute hat, wie sie uns verjüngt, und wie ich die süßesten Tage meines Lebens noch einmal durchlebe.

---

## Vierzehntes Kapitel: Die Ludlamshöhle.

Allgemeines. — Eine lustige Gesellschaft. — Anekdoten von Deinhardstein und Korntheuer. — Oehlenschlägers Ludlamshöhle. — Die Gründung. — Das Lokal. — Der Kalif. — Gesellschaftsbestimmungen. — Wahnsinn und Stockfischfang. — Die Höhle wird bekannt. — Körper und Schatten. — Mitglieder. — Vergrößerung des Lokals. — Der rote Fonds. — Ludlamszeitschriften. — Gebräuche. — Die maskierte Türkengesellschaft. — In Ketten gelegt. — Geopfert. — Namen einiger Ludlamiten. Erinnerungen an M. G. Saphir.

Ich komme nun zu einem Gegenstande, welchem ich einen bedeutenden Platz in meinen Memoiren einzuräumen mich verpflichtet halte, nämlich zur Beschreibung der sogenannten Ludlamshöhle.

Es hat nie und nirgends eine fröhlichere, lebenslustigere und dabei doch auch harmlosere Gesellschaft gegeben, als die sogenannte Ludlamsgesellschaft in Wien. Ihr Ruf verbreitete sich auch im Auslande durch die vielen Fremden, welche in ihr freundliche Aufnahme fanden und in ihrem Kreise die angenehmsten Stunden ihrer Anwesenheit genossen, und dieser Ruf wurde durch die ungeschickte und mit der höchsten Lächerlichkeit von der damaligen

Polizeistelle vorgenommene Auflösung derselben noch vergrößert.

Sie zählte die vorzüglichsten literarischen und künstlerischen Notabilitäten zu ihren Mitgliedern, man hat sich nirgends heimischer gefühlt, als zwischen den vier weiß übertünchten Wänden dieser Schenke, und auch die Furchen auf den Stirnen der größten Misanthropen glätteten sich bei den mitunter geistreichen, mitunter auch bloß barocken Scherzen, welche hier vorgebracht wurden. Hier hatten die Abendstunden Flügel; hier wurde zwar immer auf die schwache Stelle eines jeden losgehämmert, aber so, daß es nie schmerzte; denn jeder konnte gleich wieder vergelten und hatte auch das geistige Vermögen dazu; hier teilte jeder gerne Witz und Spaß aus, steckte aber auch wieder gerne Witz und Spaß ein.

Kurz, es gab nur eine Ludlamshöhle, hat früher nie eine solche gegeben und wird nie mehr eine solche geben.

Ich, der ich vom ersten Tage ihres Entstehens bis zu ihrem unseligen Ende eines ihrer eifrigsten Mitglieder war, ich will es versuchen, diese Fundgrube des Frohsinns zu schildern.

Viele lustige Jünglinge (und man war zu jener Zeit viel lustiger als jetzt) kamen schon in den Jahren 1816 und 1817 im Gasthause zum Blumenstöckchen im Ballgäßchen täglich abends zusammen und unterhielten sich da mit Gespräch, mit Gesang von Gesellschaftsliedern, ja mitunter auch mit sehr hitzigen Wortstreiten über Kunstgegenstände. Es befanden sich unter diesen Deinhardstein, der Schauspieler Küstner, der Großhändler Frank, Gunnich, ein Beamter und guter Tenorsänger, Hassaureck, ein Negoziant, der auch mehrere Theaterstücke geschrieben hat, der Schauspieler Korntheuer, Benedict, jetzt Kapellmeister in

London, Sydow, der bekannte, jetzt verschollene Deklamator, und mehrere andere lustige Burschen. Wenn wir vom Gasthause weggingen, so machten wir mutwilligen jungen Leute hundert derbe Späße mit Hausmeistern, Bäckern und andern, welche uns eben in den Wurf kamen, wovon sehr viel Drolliges zu erzählen wäre.

Zwei der Mutwilligsten und Lustigsten in der Gesellschaft waren Deinhardstein und Korntheuer.

Der erstere besaß eine so geniale Keckheit, daß er jeden, gegen den er seinen Mutwillen losließ, augenblicklich verblüffte. Dabei konnte er einen solchen Ernst affektieren, daß auch das Ungereimteste in seinem Munde eine Art von Wahrscheinlichkeit erhielt.

Damit man diese Urstoffe der Ludlamshöhle kennen lerne und daher begreife, wie sie so werden konnte, wie sie wirklich war, muß ich hier einige von den unzähligen Späßen mitteilen, welche diese Gesellschaft zum lauten Gelächter derjenigen, welche ihr täglich des Nachts nachzogen, ausführte, bloß in der Intention, sich und andern einen Jux zu machen, und ohne alle boshafte Nebenabsicht.

Bei dem Brunnen am neuen Markte stand ein Polizeimann als Wache, welchem man es gleich am Gesichte ansah, daß er das Pulver nicht erfunden hätte, wenn es nicht schon erfunden gewesen wäre. Deinhardstein blieb vor ihm stehen und faßte ihn einige Sekunden scharf ins Auge. Der Wachmann, betroffen und vielleicht einen Vorgesetzten in Deinhardstein vermutend, stellte sich in militärische Positur und fragte: Schaffen (befehlen) Euer Gnaden was?

Kehr Er sich um! befahl Deinhardstein.

Der Polizeimann gehorchte.

Man muß wissen, daß unsere Polizeiwachmannschaft auf dem Deckel der Patrontasche numeriert war.

Was hat Er für eine Nummer? fragte D.

Ich soll Nr. 43 haben, antwortete der Wachmann.

Er war auch wirklich mit der Nummer 43 bezeichnet.

Warum hat Er denn also Nr. 34? donnerte ihn D. an.

Ach! versetzte der Wachmann etwas ungläubig lächelnd, das ist ja nicht möglich, und indem er die Patrontasche vorwärts zog, fuhr er, auf die Nummer deutend fort: Da sehen Euer Gnaden nur — ein 4er und ein 3er.

Schwachkopf! herrschte D. Wenn die 3 vor der 4 stünde, dann würde es 43 heißen, so aber heißt es 34.

Ganz jammervoll sagte nun der Mann: Mein Gott! wer muß mir denn das getan haben? —

Um auch von Korntheuer eine lustige Geschichte zu erzählen, führe ich folgende an:

Korntheuer flüsterte mir und Deinhardstein etwas ins Ohr, damit die übrigen nicht wußten, was geschehen sollte. Hierauf nahm er die Stellung eines schwachen alten Mannes an. Ich und D. unterstützten ihn und läuteten am Tore eines vier Stockwerke hohen Hauses an.

Der Hausmeister schloß auf und fragte um unser Begehren.

K. murmelte hierauf einige unverständliche, fremdklingende Worte und deutete dabei in die Höhe.

Hol Er eine Laterne, und leuchte Er uns hinauf, befahl Deinhardstein.

Der Hausmeister gehorchte, leuchtete in den ersten Stock hinauf, aber Korntheuer deutete: Höher! ebenso im 2., im 3. und endlich in dem 4. Stock. Da befahl nun D. dem Hausmeister aufzusperren, mit dem Bedeuten, Seine Exzellenz wollen seine Andacht verrichten.

Was für eine Andacht? fragte der Hausmeister lachend, doch nicht bei dem Schneider, der hier wohnt?

Nun sprach D. zu K. etwas Unverständliches; K. fing darüber zu poltern und zu wüten an, und der arme Hausmeister wurde fürchterlich ausgescholten, daß er seine russische Exzellenz bis in den 4. Stock herauf gefoppt habe, da sich hier die russische Kapelle nicht befände.

Der verblüffte Hausmeister entschuldigte sich und bat sogar um Verzeihung, da ihn D. versicherte, das könne ihn sogar um seinen Dienst bringen. —

Es sei mir erlaubt, auch noch einen derben, mutwilligen Spaß von mir selbst zu erzählen.

Ich besuchte den maskierten Ball in den Redoutensälen. Ein Fremder, welcher mit mir ging, konnte gar nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß hier oft die Maskierten von den Unmaskierten zum besten gehalten werden. Ich gab ihm ein Pröbchen davon.

Es kam uns ein Domino entgegen. Vermutlich um zu zeigen, daß darunter ein wohlhabender Mann stecke, war die Maske von Seide, und im Munde der Larve steckte ein großer Brillantring.

Ich hielt ihn mit dem barschen Zurufe an: Halt Joseph! wo hast du das Kind?

Ich heiße nicht Joseph und weiß nichts von einem Kinde, antwortete die Maske und wollte entschlüpfen; allein ich hielt ihn fest, erklärte dem Fremden, diese Maske sei mein Friseur, dem ich mein Söhnchen übergeben habe, damit er es herumführe, zu ihm aber sagte ich: Du mußt mir mein Kind verschaffen, oder ich lasse dich arretieren.

Da nahm der Maskierte die Larve ab und sagte: Sehen Sie, ob ich Ihr Friseur bin.

Ich entschuldigte mich aufs höflichste damit, daß mein Friseur sich in einer ganz gleichen Maske hier befinde, und wir gingen auseinander.

In einiger Zeit begegneten wir der Maske wieder, und ich fuhr sie mit den Worten an: Sieh, elender Spitzbube, jetzt habe ich deinetwegen einen honetten eleganten Herrn beleidigt, wo hast du das Kind?

Er aber nahm gutmütig wieder die Maske ab und erwiderte laut lachend: Ha! ha! ha! Ich bin der nämliche, Sie sind schon wieder aufgesessen!

Aehnliche, noch derbere Spässe gab es jeden Abend, und — seltsam genug — sie hatten nie eine üble Folge für uns.

Da sich unsere Gasthausgesellschaft nach und nach vergrößerte, so wurde uns der Tisch, welchen man uns im Blumenstöckchen einräumte, zu klein; auch war es uns unangenehm, mitten unter vielen fremden Gästen zu sitzen, welche auf unsere Gespräche lauschten, und wir beschlossen, uns ein anderes Gasthaus zu wählen, wo wir ein eigenes abgesondertes Zimmer bekämen.

Wir versuchten es im »grünen Baum«, allein wir fühlten uns auch da nicht heimisch und beschlossen schon nach einigen Abenden, wieder weiter zu wandern.

Da geschah es, daß im Theater an der Wien Oehlenschlägers »Ludlamshöhle« zum ersten Male gegeben wurde. Unsere ganze Gesellschaft verabredete sich, die Vorstellung zu besuchen und nach derselben die einzelnen Meinungen darüber im Gasthause im Schlossergäßchen, von welchem wir so viel Gutes gehört hatten, auszutauschen. Wie verabredet, so geschehen! Wir kamen am obigen Orte zusammen, und auch Oehlenschläger selbst, welcher sich dazumal eben in Wien befand und mit mir in freundschaftlichen Verhältnissen stand, war in unserer Mitte.

Das Stück, obschon geistreich, aber von geringer theatralischer Wirkung, hatte nicht sehr angesprochen und war

eben deshalb dazu geschaffen, einen lebhaften Kunststreit für und dawider zu entflammen. Ein solcher währte auch unter uns bis gegen zwei Uhr morgens. Wir fanden nebenbei, daß auch Speisen und Getränke in diesem Gasthause gut waren, und der Wirt, Herr Haidvogel, ein höflicher zuvorkommender Mann, war erbötig, unserer Gesellschaft, wenn sie ihn fortwährend besuchen wollte, ein kleines, langes, durch einen offenen Mauerbogen von der allgemeinen Gaststube getrenntes Zimmer ausschließend einzuräumen.

Lewald beschreibt in seinem Reisejournal dieses Lokal und dessen Zugang so getreu, daß ich hier seine eigenen Worte anführe:

„Wenn man einige Schritte in einem krummen engen Gäßchen, das vom Graben hineinführt und das »Schlossergäßchen« heißt, gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bacchus, der auf einem Fasse ritt; hier trat man in eine niedere Türe und schwang sich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um sich in einem mäßig großen, dunklen Gastzimmer zu sehen. Nun stand man in den Propyläen. Man durchschritt sie und die Menge profaner Gäste, die sich hier ihren Magen mit trockner und flüssiger Kost auf ganz gewöhnliche Weise füllen, und trat von da in den innern geheiligten Raum, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnisvollen Brüsten säugte, wo der Witz keine teure Ware war und der Scherz kein seltenes Kraut, wo an einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mittwochsgesellschaft in einem Jahre zu Markte bringt. Das Lokal hatte nur ein Fenster, dabei war es lang, räucherig; ein langer Tisch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein, ein paar Wandschränke und Haken, um die

Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer sucht in einer Höhle mehr?"

So weit Lewald.

Wir nahmen das Anerbieten des Wirtes an, und dies war der Ursprung der Ludlamshöhle, welche in diesem Gasthause entstand und auch bis zu ihrer Auflösung daselbst verblieb.

Die Gesellschaft befestigte und vergrößerte sich mit jedem Tage mehr. Heiterkeit, Witz und Scherz waren nicht von ihr gewichen. Durch eigene Regeln, denen sie sich, ohne daß sie geschrieben waren, zu fügen beschloß, führte sie eine Ordnung ein, aber aus allem, was sie vornahm, blickte der Schalk hervor. Alles, die ernsthaftesten wie die gewöhnlichsten Vorgänge, trugen den Stempel der Fröhlichkeit an sich. Das Närrischeste, was man sich denken kann, war diesen echten Priestern des Komus das Willkommenste.

Man wählte sich vor allem ein Oberhaupt und beschloß, demselben den Titel eines Kalifen zu geben.

Die Wahl fiel einstimmig auf den Hofschauspieler Carl Schwarz.

Ich weiß nicht, ob ich imstande sein werde, ein in allen Einzelheiten wohlgetroffenes Abbild dieses Mannes zu entwerfen; ich will es versuchen.

Schwarz war groß und stämmig, er hatte schon mit Grau durchmischte Haare und einen dicken Bauch, sein Oberleib samt seinem dicken Kopf war etwas auf die linke Seite gebogen, sein Piedestal war besonders groß, und wenn er in seinen plumpen Stiefeln und etwa auch noch mit Ueberschuhen daherschritt, so hätte man darauf wetten wollen, er könne sich derselben als kleiner Kähne bedienen und darauf, ohne Schaden zu nehmen, als Wassertreter die

Donau überschreiten. Das Auffallendste aber an Schwarz war sein Gesicht. Mit kleinen, stechenden, wasserblauen Augen und einer wahren Pfundnase begabt, war dasselbe durchaus rot, und zwar so rot, daß man hätte glauben können, es sei mit Zinnober überstrichen, daher man ihm auch neben seinem Gesellschaftsnamen: Rauchmar der Cigar-ringer, noch den Spottnamen: Der rote Mohr, beilegte und den Ludlamswahlspruch wählte: Rot ist Schwarz und Schwarz ist rot.

Mit diesem nun eben nicht sehr anmutigen, aber komischen Aeußern verband Schwarz folgende Eigenschaften:

Er war, was man in Wien einen »seelenguten Kerl« nennt, er ließ alles über sich ergehen, er übernahm willig alle Geschäfte. Ich glaube, wenn man ihm zugemutet hätte, er solle eine Klafter Holz auf sich hauen lassen, so würde er mit der größten Gutmütigkeit geantwortet haben: „Ei doch, eine ganze Klafter wäre zu viel, aber eine halbe in Gottesnamen!“ Er besaß eine einzige Schwäche. Er hatte nämlich in frühern Zeiten als ein guter Schauspieler in Väterrollen gegolten. Als er zu Gastrollen nach Wien kam, hatte er wirklich und zwar vorzüglich als Abbé de l'Epée und Lorenz Stark Aufsehen erregt und wurde daher auch engagiert. Später aber wurde er zurückgesetzt, kam aus der Routine, das Alter übte auch auf ihn seine Schwächen aus, und so kam es, daß er zur Mittelmäßigkeit herabsank, sich viele Gedächtnisfehler zuschulden kommen ließ und sich besonders sehr oft auf der Bühne versprach.

Schwarz hatte eine Tochter, welche eine nicht üble Schauspielerin und angenehme Sängerin war, die er aber in seiner väterlichen Zärtlichkeit auf den Gipfel der Kunst stellte.

Wenn man nun diese seine Schwachheiten plump be-

rührte, so konnte er wohl auch, aber nur für einige Minuten ärgerlich werden; aber auch sein Zorn glich einer Katze, welche die Krallen einzieht, damit sie nicht weh tue. Eben diese Schwächen gaben aber auch Anlaß, Schwarz zum Besten zu haben, und das geschah denn täglich, ja fast stündlich, ohne daß er darüber zürnte, ja, ohne daß er es merkte. Er war sogar nicht fröhlich, wenn er nicht ein wenig gefoppt wurde. So z. B. bat man ihn fast in jeder Woche, Bürgers Lied vom »braven Mann« zu deklamieren, worauf er sich viel einbildete. Diese Deklamation wurde immer mit außerordentlichem Applause, aber auch mit verstecktem Lächeln aufgenommen, weil Schwarz alle harten Konsonanten weich, und alle weichen hart aussprach. Er sagte: „Das Liet vom braffen Mahne."

Schwarz rauchte unmäßig Tabak.

Ich will hier noch das vortreffliche Bild anführen, welches Lewald von diesem Manne entworfen hat. Er sagt:

„Wer jemals des hohen Glückes teilhaftig ward, den großen Kalifen Rauchmar den Cigarringer zu sehen, mit der unveränderlichen Miene in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche, leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röte wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens strahlte, wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf diese Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Toren umher, diesen Mund, der zwischen festgeschlossenen Lippen die glimmende Zigarre hielt und sie nicht losließ, wie der Geliebte, der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen, der wird es begreifen können, warum der Mann Rauchmar der Cigarringer heißen mußte, und nicht anders. Wären die Verhältnisse nicht so augenscheinlich verschieden gewesen, man hätte das bekannte Shakespearesche Wort

parodierend ausrufen können: „Jeder Zoll eine Zigarre!"; so klingt aber der Vergleich besser: „Der Mann und seine Zigarre waren eins."

Schwarz wurde also einstimmig zum Vorstand der Ludlam mit dem Titel eines Kalifen gewählt und erhielt den ritterlichen Ludlamsnamen: Rauchmar der Cigarringer, der rote Mohr.

Er bildete sich nicht wenig auf diese Würde ein und war der treue Anhänger derselben auch noch nach ihrem Ende bis zu dem seinigen. Ja, als ich ihn auf dem Totenbette besuchte, sagte er noch zu mir: Mit mir ist es aus, lieber Freund, ich kann und mag auch nicht mehr leben, weil keine Ludlam mehr existiert.

Es erhielten nun auch die andern Mitglieder der Gesellschaft eigene Ludlamsnamen, und auch andere Gesellschaftsbestimmungen wurden festgesetzt. Die erste und vorzüglichste darunter war, daß kein Wort von Politik oder Handelsangelegenheiten gesprochen werden durfte. Ferner wurde festgesetzt, daß jeder Kalif der Ludlam der Dümmste der Gesellschaft sein und eine Tochter haben müsse. Es wurden auch kleine Strafen für jene, welche einen Abend wegblieben, bestimmt.

Die Dichter der Gesellschaft fingen an, Lieder für dieselbe zu dichten, und die Tondichter, diese in Musik zu setzen. Es waren dies anfangs meistens Chöre, welche die ganze Gesellschaft absang. Es wurde auch ein Preis auf eine Tragikomödie in drei Akten mit Chören ausgeschrieben, wovon jeder Akt von einem andern Dichter verfaßt sein mußte. Der vorgeschriebene unsinnige Titel war: Wahnsinn und Stockfischfang, oder: die Titel in Lebensgefahr.

Dieser Gallimathias war auch bald verfaßt; die darin vorkommenden Chöre, bestehend aus einem Chor der Sar-

dellen, zwei Chören der Ritter, einem Chor der Stockfische und einem Schlußtrauerchor, wurden von Moscheles und Carl Blum komponiert.

Man kann sich nicht vorstellen, mit welchem Witze man in diesem Machwerke den größten Unsinn so zu wenden wußte, daß er zwar dem Titel entsprechend, aber doch nur als eine Parodie auf den Kalifen gelten konnte.

Dieses Aktenstück ist das erste in den Annalen der Ludlam aufbewahrte und wurde bei vielen Gelegenheiten im Gesellschaftskreise veröffentlicht.

Die Ludlamshöhle wurde nun täglich bekannter, besuchter und gesuchter. Wer einmal einen Abend in dieser harmlos fröhlichen Gesellschaft zugebracht hatte, wünschte auch, ihr als Mitglied anzugehören, Einheimische und Fremde drängten sich zu ihren Scherzen, und es wurde daher nötig, auch in dieser Hinsicht Bestimmungen festzusetzen. Man beschloß also, die Besucher der Ludlam in wirkliche Mitglieder und Aspiranten abzuteilen. Die ersteren wurden von nun an »Körper«, die zweiten »Schatten« genannt.

Jeder Körper erhielt das Recht, Einheimische und Fremde als Schatten einzuführen. Diese mußten die Höhle längere Zeit besuchen, damit man sich überzeugen konnte, daß die Gesellschaft zu ihnen und sie zur Gesellschaft paßten.

Es geschah fast immer, daß selbst grämliche, sauertöpfische Personen, wenn sie mehrere Male die Höhle besucht und sich in die Späße hineingefunden hatten, ganz umgewandelt wurden, sich in dem frohen Kreise heimisch fühlten und um Aufnahme ersuchten.

So wurden nach und nach Grillparzer, Zedlitz, Rückert, Atterbom, Schneller, Holtey, Saphir, Stierle-Holzmeister,

Seidl, Halirsch, Lewald, die beiden Brüder Jeitteles, Kuffner, Lembert, Lannoy, Hell, Anschütz, Aßmeyer, Gyrowetz, Salieri, C. M. von Weber, Benedikt, Holbein, Rellstab, Marsano, Chladny, die beiden Brüder Biedermann, Sichrovsky Mitglieder der Ludlam.

Bei dieser Vermehrung der Mitglieder mußte auch das kleine Nebengemach, welches neben dem allgemeinen Gastzimmer sich befand, natürlicherweise für die Gesellschaft zu klein werden. Auch konnte es der Gesellschaft nicht angenehm sein, daß soviele in dem allgemeinen Gastzimmer sich befindliche fremde Personen ihre Spässe mit anhörten, und sich um diese anzuhören eigens in dieses Zimmer drängten. Der Gastwirt ließ sich daher herbei, der Gesellschaft ein anderes Gemach von seiner eigenen Wohnung im zweiten Stocke einzuräumen, und der Großhändler Joseph Biedermann ließ auf seine Kosten eine Wand wegbrechen, um das Lokal zu vergrößern, daher er zu seinem Ludlamsnamen »Pipo Kanastro« auch das Ehrenprädikat: »Ludlams Mauerbrecher« erhielt.

Wie sich nun auf diese Art die Gesellschaft vergrößerte, so wurde auch die Unterhaltung in derselben immer bedeutender. Das Sprichwort sagt zwar: „Viele Köpfe, viele Sinne," allein hier war es nicht in Anwendung zu bringen, hier hatten alle Köpfe (und es waren die bedeutendsten darunter) nur einen Sinn, nur einen Zweck, nur ein Bestreben: sich zu vergnügen.

Um dieses Ziel auf alle Arten zu erreichen, wurde festgesetzt, daß jedes Mitglied alle Monate einen kleinen Beitrag zur Bestreitung der Unterhaltungsmittel zu liefern habe, wodurch ein Fonds gegründet und dem Kalifen zu Ehren »der rote Fonds« benannt wurde. Hiervon wurden ein Pianoforte, eine bessere Beleuchtung, eine schwarze

Tafel zu den allwöchentlichen Verkündigungen und ein paar Schränke für Aufsätze und Musikalien angeschafft. Auch wurde nicht selten davon für wohltätige Zwecke beigesteuert oder wurden außerordentliche Speisen und Getränke angeschafft.

Es war auch unser Bemühen, Mitglieder zu gewinnen, welche unsere Lieder und Chöre sangen. Auf diese Art wurden Tietze, Fuchs, Sellner, Hauschka, Stümer, Elßler, Grill, Haßlauer unsere Mitglieder.

Es erschienen fünf, eigens für die Gesellschaft geschriebene Zeitschriften, nämlich: »Die Trattnerhof-Zeitung«, so benannt, weil der Kalif im Trattnerhofe wohnte. Ferner: »Fliegende Blätter für Magen und Herz«, dann: »der Wächter«, »der Kellersitzer« und »die Wische«.

Die »Trattnerhof-Zeitung« nannten wir die Schmeichlerin des Kalifen, da sie immer (versteht sich in geistreicher ironischer Weise) sich zu seinen Gunsten aussprach.

Ich will hier nur eine einzelne Stelle aus diesem Blatte anführen, um dessen Witz zu beleuchten: Ein Mitglied hatte der Ludlam aus Graz steirische Kapaunen geschickt und diese an den Kalifen adressiert. Schwarz verkündete uns deren Ankunft, und es wurde beschlossen, die Vögel am nächstfolgenden Abend in der Höhle zu verspeisen. Dies geschah auch, allein wir fanden die Kapaunen etwas mager und zähe, und es wurde daher dem Kalifen zur Last gelegt, er habe die guten gegen schlechte ausgetauscht und die ersteren selbst gegessen. Am nächstfolgenden Abende war nun in der »Trattnerhof-Zeitung« unter dem Titel: Nobilitierung zu lesen: „Seine Rauchheit der Kalif haben geruht, 6 gemeine alte Hähne zu steirischen Kapaunen zu ernennen.“ Diese Zeitung wurde von Hassaureck redigiert, und immer abends in der Höhle erst geschrieben.

Die »Fliegenden Blätter« redigierte Lembert und entfaltete darin so viel Witz, daß man den sonst etwas trockenen Schriftsteller darin gar nicht erkannte.

In den beiden Zeitschriften »Wächter« und »Kellersitzer« schrieben Ignaz Jeitteles und Saphir mit der ganzen Schärfe ihres Witzes und ihrer unversiegbaren Laune über alle Gesellschaftszustände, und führten einen der geistreichsten humoristischen Kämpfe gegeneinander. Ich redigierte die »Wische« und legte darin meine Spässe nieder.

Die bedeutendsten Vorkommnisse in der Ludlam wurden gewöhnlich bildlich dargestellt, und Eugen von Stubenrauch, welcher in der Darstellung treffender witziger Karikaturen ein ausgezeichnetes Talent besaß, leistete hierin Vortreffliches, daher er auch zu seinem Ludlamsnamen »Tacitus Lachelberger« das Prädikat: »Ludlams Knödel-Hogarth« erhielt.

Wenn jemand von einem Mitgliede in die Ludlamsgesellschaft eingeführt wurde, einige Zeit sich daselbst eingefunden und bewiesen hatte, daß sowohl ihm die Gesellschaft, als auch er der Gesellschaft angenehm sei, wenn er ferner auch durch schriftliche Aufsätze, witzige Bemerkungen oder auf andere Art bewiesen hatte, daß er fähig sei, das Vergnügen der Gesellschaft durch seinen Beitritt zu vermehren, so ward sein Name auf die schwarze Tafel geschrieben, und er von nun an als wirklicher Schatten betrachtet. Wenn dann in einiger Zeit nachher kein Mitglied etwas gegen ihn einzuwenden hatte, so wurde zu seiner Aufnahme geschritten, und der Abend hiezu festgesetzt. An diesem Abende nun mußte er zuerst eine Prüfung bestehen und zwar aus der Ludlamsgeschichte, aus den Ludlamsfinanzen, und aus — — der Frivolitätswissenschaft. Die Gesellschaft hatte hiezu 3 Professoren ernannt.

Es war, um diese Prüfungen zu bestehen, dem Neophyten erlaubt, sich an ältere Mitglieder bittlich zu wenden und sie wohl auch durch unbedeutende Geschenke sich geneigt zu machen, daß sie ihm bei der Prüfung die Antworten in die Ohren flüsterten. Ich will ein Beispiel einer solchen Prüfung anführen.

Der Aufzunehmende wird von dem Kalifen aufgerufen, und die Professoren werden ersucht, die Prüfung zu beginnen.

Der aufzunehmende Schatten setzt sich zu seinen bestochenen, einflüsternden Freunden.

Nun beginnt der Professor der Geschichte: Was wissen Sie von der Ludlamsgeschichte?

Schatten: Ich weiß gar nichts!

Professor: Gut geantwortet, dann sind Sie so gescheit, wie die übrigen Ludlamiten, denn der Weiseste ist der, welcher weiß, daß er nichts weiß.

Alle Ludlamiten: Bravo! Bravissimo!

Prof.: Warum heißt denn dieser Ort die Ludlamshöhle?

Schatten: Weil man ihm diesen Namen gegeben hat.

Prof.: Vortrefflich! Allein man muß doch einen Grund dazu gehabt haben?

Schatten: In Ludlam hat man nie einen Grund.

Prof.: Sie sind schon sehr tief eingeweiht in die Geheimnisse der Ludlam. (Zu der Gesellschaft.) Ich gebe diesem Aspiranten die erste Klasse mit Vorzug, da er ohne Beihilfe so vortrefflich geantwortet hat.

Kalif: Fahren Sie fort, Herr Professor der Finanzen.

Professor der Finanzen: Sagen Sie mir, was verstehen Sie unter dem roten Fonds?

Schatten: Ich verstehe darunter gar nichts, weil nichts darin ist.

Prof.: Recht! Es hätte aber doch etwas darin sein können, warum ist nun weniger darin?

Schatten weiß nicht zu antworten und sieht seine Freunde an.

Einflüsterer (leise dem Schatten ins Ohr): Weil der Kalif 2 fl. gestohlen hat.

Schatten (wiederholt).

Prof.: Sehr brav! Auf welche, feiner würdige Art hat aber der Kalif diese 2 fl. gestohlen?

Schatten: Er bedurfte eines Papiers zu andern Zwecken, vergriff sich und verwandte dazu eine 2 fl. Banknote.

Prof.: Hat er aber diese wieder zurückersetzt?

Schatten: Nein, Ludlams Kalif ist unersetzbar.

Alle Ludlamiten: Bravo! Bravissimo!

Prof.: Ebenfalls erste Klasse mit Vorzug.

Die Prüfung in der Frivolitätswissenschaft ist nicht zur Veröffentlichung geeignet, doch darf ich versichern, daß Geist und Witz auch der Derbheit den Stempel der Dezenz aufzudrücken wußten.

Hatte der Aspirant nun seine Prüfung wohl überstanden (das Gegenteil hat sich nie ereignet, weil man alles so zu drehen wußte, daß man davon mit Adam im „Dorfbarbier“ sagen mußte: „Und das war gut!“), so wurde zur Aufnahme geschritten.

Jetzt mußten alle Ludlamiten ihre Köpfe in die Hände stützen, welche auf dem Tische ruhten, und 5 Minuten darüber nachdenken, welcher Ludlamsname dem Aufzunehmenden beizulegen sei. Hatte dann jeder seine Meinung hierüber gesagt, so wurde durch Stimmenmehrheit jener Name

gewählt, welcher zu den Eigenschaften des Aufzunehmenden am besten paßte, dann wurde ihm das Aufnahmslied gesungen, endlich sein Wohlsein getrunken, und er war nun ein Ludlamite.

Ein weiterer Gebrauch in der Ludlam bestand im Falle sich jemand im Sprechen überstürzte und Unsinn sprach, oder auch nur in der Rede stockte; in diesem Falle standen der Chorführer der Ludlam, der Hofschauspieler Anschütz und mit ihm alle Ludlamiten auf, und auf ein von ihm gegebenes Zeichen deklamierte die ganze Gesellschaft nach dem von ihm vorgezeichneten Takte die Worte:

**O Hansewurste!**
**Hansewurste!**
**Du dummer Mensch,**
**Was sprichst du da?**

Dieser Chorus wurde so gleichstimmig in Ton und Fall, mit solchem Pathos, und besonders die letzten Worte: „Was sprichst du da?" so blitzzackig (ich finde keinen bezeichnenderen Ausdruck dafür) deklamiert, daß ihn selbst Urludlamiten, welche ihn doch schon mehrere hundert Male gehört hatten, noch immer nicht ohne Lachen hören konnten.

Das Zeichen des Beifalls, welches einem Aufsatze oder einem Vortrage folgte, bestand darin, daß einer der Ludlamiten aufstand und langsam zählte: 1, 2, 3, worauf alle übrigen ein Hurra ausbrachten; dieses wurde, je nachdem der Beifall schwächer oder stärker war, zwei- auch dreimal, aber immer geschwinder wiederholt. Bei einem Zeichen des Mißfallens geschah dasselbe, nur stimmten die Ludlamiten statt dem Hurra mit dem Munde einen trompetenähnlichen Ton an, und der Redner ward so ausgehöhnt.

Wenn einer der Ludlamiten verreiste, so wurde ihm ein Paß mitgegeben, welcher stets auf einer Speisekarte geschrieben und statt mit Streusand mit Pfeffer bestreut sein mußte, damit beim Vorzeigen desselben es auswärtigen Mitgliedern gleich beim Geruche in die Nase steige, daß ein Bruder erscheine. Die auf der Speisekarte gedruckten Namen der Speisen wurden dazu benützt, um durch Zusätze, Abkürzungen, Einschiebsel usw. die Eigenschaften und Eigentümlichkeiten des Reisenden anzugeben. Dadurch entstanden oft äußerst komische Qui pro quo. Z. B. Suppe = war in Wien sehr stark darin; geröstete Leber = Krankheit; und das Porträt des Abreisenden sah bei jedem Passe aus einem Stiefel heraus.

Jedem Abreisenden wurde auch am Vorabende seiner Abreise das Abschiedslied gesungen. Dieses war so gemütlich gedichtet und in Musik gesetzt, daß jedem Abreisenden Tränen in die Augen traten, ein Beweis, wie schwer sich jeder von der Gesellschaft trennte, in welcher er so viele fröhliche Stunden verlebte, zugleich aber auch ein Beweis, daß Gemüt ein notwendiger Bestandteil jedes echten und wahren Humors sein müsse.

Wenn irgend ein Gespräch zu hitzig oder vielleicht gar beleidigend werden zu wollen schien, auch wenn jemand von Politik oder Handel zu reden anfing, so wurde allsogleich allgemein ein Chorus angestimmt, welcher dem Gespräche ein Ende machte. Dieser von Moscheles komponierte, so unsinnige und doch stets auf der Stelle seinen Zweck erreichende Chor lautete also:

**Schdad! schdad! schdad!**
**Sans me still von Dispotirowad!**
**Schwätzet nicht gar so viel**
**Traut nicht dem Zungenspiel**
**Wudidlhe! wudidlhe! wudidlhe!**

Wenn dem Kalifen ein Vivat gebracht wurde, so mußte immer statt: „Heil dem Kalifen“ – „Heu dem Kalifen“ gerufen werden.

Die Ludlam hatte auch ihren eigenen Wahlspruch und ihr eigenes Palladium. Der Wahlspruch lautete (mit etwas derberen Worten): Erleichterung des Magens ist das Höchste, und das Palladium bestand aus einem hölzernen Figürchen, welches dem Kalifen sehr ähnlich sah, und immer in der Mitte ober dem Tische aufgehängt wurde, wenn der Kalif nicht zugegen war.

In Ludlam gab es lauter stehende Späße; Eigentümlichkeiten der Mitglieder, körperliche und geistige, begangene Ungeschicklichkeiten, Ludlamsfeste, Gerüchte, Speisen, selbst Gastwirt und Aufwärter gaben fortwährend Stoffe zu komischen Beziehungen, welche durch den Geist, Witz und Humor der Mitglieder tausend- und abertausendmal von verschiedenen Ansichten aufgefaßt und ausgebeutet wurden. Je komischer und treffender aber diese für die Gesellschaft selbst waren, desto weniger Interesse würden sie im allgemeinen für Uneingeweihte haben. Auch kann ich nicht leugnen, daß viel Zweideutiges mit unterlief, welches aber durch die Art seiner Auffassung und Darstellung nicht minder geistreich war. Ueberhaupt gab es in Ludlam keine Prüderie und alles erhielt Beifall, nur das Langweilige nicht.

Vor allem wurden die Geburts- und Namenstage des Kalifen immer sehr festlich in der Ludlam begangen. Da gab es ein splendides Mahl, Gedichte, Lieder usw. Besonders aber brachte jeder Ludlamite dem Kalifen ein Geschenk, worunter sich von seiten der reichern Mitglieder auch oft sehr wertvolle Sachen befanden. Man mußte den guten Schwarz sehen, wie er, stolz auf seine Würde, an einem solchen Abende noch röter als zinnoberrot wurde

und mit habgierigen Blicken die ihm dargebrachten Geschenke musterte, wie er dann seinen Dank, sich wenigstens zehnmal versprechend, ausdrückte und sich dabei echt komödiantisch eine Träne der Rührung aus den Augen wischte.

Es war eben auch einmal der Jahrestag seiner Geburt wiedergekehrt, als wir erfuhren, Schwarz habe sich aus der Theatergarderobe einen vollständigen Türkenanzug nach Hause bringen lassen und wolle uns an diesem Tage im echten Kalifenkostüme überraschen. Er bildete sich auf diesen Gedanken nicht wenig ein und freute sich schon wie ein Kind auf den Spaß, den er uns dadurch bereiten würde; und siehe da, als Bassa Schwarz um 10 Uhr abends in die Höhle trat, saßen wir schon alle, ebenfalls als Türken gekleidet, am Tische, begrüßten als solche unser Oberhaupt und vergrößerten unsern eigenen Spaß, indem wir ihm den seinigen verdarben.

Es war strenge verboten, Schriften, Gesänge, Bilder usw. aus der Höhle mit nach Hause zu nehmen und sie Fremden mitzuteilen. Ich hatte nun vernommen, daß Jos. Biedermann diesem Verbote zuwidergehandelt, eine Ludlamsschrift fortgetragen und selbe in einer Gesellschaft vorgelesen habe. Ich begegnete Sichrovsky auf der Straße, welchen ich hievon in Kenntnis setzte. Es war eben um die Mittagszeit. Wir gingen sogleich in eine Eisenhandlung, kauften Ketten, erwarteten Biedermann an der Börse, weil wir wußten, daß er um diese Zeit von derselben kommen mußte, nahmen ihn sogleich in Empfang, legten ihm die Ketten an und führten ihn gefesselt bei hellem Tage in die Ludlamshöhle, wo wir ihn einsperrten, und wo er bis abends bleiben mußte. Die versammelte Ludlamsgesellschaft hielt dann Gericht über ihn, fand diese Strafe gerecht, aber auch hinreichend, und ließ ihn frei.

Ein einziger Ludlamite erlitt die strengste Strafe, welche in der Gesellschaft üblich war. Er wurde nämlich geopfert. Er hatte aber auch das größte Verbrechen begangen, nämlich über die Mutter Ludlam geschimpft. Die Opferung bestand darin, daß sein Ludlamsname mit schwarzer Tinte auf ein rotes Papier geschrieben und verbrannt wurde, er selbst wurde zum Schatten degradiert.

Die Namen einiger Ludlamiten will ich hier aufführen:

Zweipfiff der Sizilianer, der Dichter Gabriel Seidl. Ein Quart Getränke wird in Oesterreich »Seidel« genannt und enthält zwei »Pfiffe«, daher der Name »Zweipfiff«, und »Sizilianer«, weil er zur Zeit seiner Aufnahme eben Sizilianen gedichtet hatte.

Spreesprung der Kühne, der Dichter Rellstab. Er sprang einst in Berlin in die Spree.

Monochord der Tongrübler, der berühmte Professor der Akustik Chladni; sein Name erklärt sich von selbst.

Saphokles der Istrianer, Grillparzer, als Erinnerung an sein vorzügliches Werk »Sappho« und als echter Oesterreicher, welcher am Ister geboren ist.

Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel, Carl Maria von Weber. Dieser Tondichter hat mit seinem Freischützen das große Ziel getroffen, worin der Part der »Agathe« einer der vorzüglichsten. Man glaubte, diesem Manne eine große Ehre erweisen zu müssen, indem man ihn allein unter allen Ludlamiten in den Edelstand erhob.

Voran der Geharnischte, der Dichter Friedrich Rückert. »Voran«, weil er an Talent allen Dichtern vorgeht, »der Geharnischte«, als Anspielung auf seine vortrefflichen geharnischten Sonette.

Cif Charon der Höhlenzote, Castelli, weil die Anfangs-

buchstaben meiner Namen: J. F. C., wenn sie versetzt werden, Cif geben. Charon, weil dieser die Schatten auf dem Styx in das Elysium übersetzt und ich auch viele Stücke aus dem Französischen übersetzte. Das Prädikat Höhlenzote erhielt ich als Professor der Frivolitätswissenschaft.

Witzbold der Rebeller, Ludlams lapis infernalis. Name und Beigabe bedürfen keiner Erklärung, wenn man weiß, daß beide Herrn Saphir beigelegt wurden.

Ganz Wien kannte Saphir, aber doch kannte ihn niemand so genau wie ich. Ich kannte ihn 30 Jahre und kann sagen, ich habe ihn durch und durch studiert. Ich konnte dies auch; denn verschlossen und rückhaltend war er überhaupt nicht, gegen mich aber am allerwenigsten, denn ich habe mich nie gescheut, ihm die Wahrheit und zwar manchmal recht derb in das Gesicht zu sagen. Dadurch brachte ich es dahin, daß er immer eine Achtung vor mir hatte, mich auch sogar in manchen Fällen um Rat fragte, aber dennoch nie tat, was ich ihm riet.

Saphir war ein häßlicher Mann, das wird niemand leugnen. Er selbst spielte immer darauf an, obwohl er es selbst nicht glaubte, was wohl zu verzeihen ist. Ausgeprägtere, ich möchte sagen eckigere Züge als die seinigen habe ich nicht zum zweiten Male gesehen. Unter 100 Porträten, welche von ihm existieren, gibt es wohl bessere und schlechtere, aber nicht eines ist, welches man nicht auf der Stelle erkennte. Der Dichter Friedrich Kaiser ist imstande, sein wohlgetroffenes Bildnis in einer Minute mit Bleistift auf Papier zu zeichnen, und der verstorbene Maler Daffinger pflegte zu sagen: Saphirs Porträt kann ich in den Schnee pissen.

Er war das beste Modell zu einem Faun. Wahrhaft fürchterlich aber sah Saphir aus, wenn er seine blonde,

dicht behaarte Perücke abgenommen hatte. Da war sein ganzer Kopf ganz kahl und nur ein kleines Kränzchen von brennroten Haaren sichtbar.

Saphir als Schriftsteller war ein ungeheures Talent, ja ein Genie. Die Leichtigkeit, mit der er schrieb, wie er, wenn er von 50 Kritikern der 51ste über etwas sprach, dem Gegenstande immer eine neue Seite, und weil er immer lieber tadelte, als lobte, auch eine neue Blöße abzugewinnen wußte, wie aus seinem Kopfe der Witz in Strömen in seine Feder schoß, wie er, wenn es ihm darum zu tun war, auch gemütlich, die Herzen ergreifend, wie in vielen seiner Lieder, oder den Verstand befangend, wie in manchen seiner dramatischen Didaskalien, schreiben konnte, darüber liefern seine vielen Schriften Beweise genug. Von der Zeit an, wo er das erstemal nach Wien kam und für die Bäuerlesche Theaterzeitung schrieb, bis zu seinem Ende hat er unendlich viel geschrieben, in Versen und in Prosa, ernst und humoristisch, lang und kurz, aber es wird wenige Aufsätze darunter geben, welche nicht einiges Aufsehen in der literarischen sowohl wie in der gesellschaftlichen Welt erregten. Seine Gedichte wurden deklamiert, seine Lieder wurden gesungen, seine Witze wurden nacherzählt. Sein Name erscholl aus jedem Munde.

Allein alle diese Vorzüge konnten nicht hindern, daß er eine Unzahl Feinde und — ich darf es sagen, außer mir — vielleicht keinen einzigen wahren Freund hatte. Aber auch daran trug er selbst die Schuld. Er wußte die Schriftsteller und Künstler so recht zu verreißen, und man mußte glauben, dies wäre sein größtes Vergnügen, weil er es fast immer tat. Als ich einst einen Schematismus auf seinem Schreibtisch liegen sah, sagte ich zu ihm: „Du hast gewiß darin nachgesehen, wen du noch nicht gebeutelt

hast?" — Er antwortete mir nichts und lachte. Es bedurfte auch so äußerst wenig, um ihn in Harnisch zu bringen; denn die Eitelkeit war sein größter Fehler. Er wollte immer nur gelobt und gehätschelt sein; wenn jemand über etwas, was er geschrieben hatte, auch nur eine zweideutige Miene machte, so durfte er versichert sein, bei nächster Gelegenheit an den literarischen Pranger gestellt zu werden, und dieses nicht nur einmal, sondern so oft sich eine Gelegenheit darbot. Er hatte unter den Schriftstellern sich eigene Zielscheiben seines beißenden Witzes errichtet, auf welche er immer seine Pfeile abschoß. Wenige wagten es mit ihm anzubinden, denn er wußte die Lacher immer auf seine Seite zu bringen. Er selbst war gepanzert gegen alle Schmähungen, die Kugel, welche man auf ihn schoß, prallte ab, verwundete ihn nicht und fuhr auf den zurück, der sie abgeschossen hatte.

Als Mensch war Saphir ein seltsames Kompositum sich widerstreitender Leidenschaften und Gefühle. Nach dem früher Gesagten hätte man ihm Härte, Rachsucht, ja Bosheit zutrauen sollen, und doch besaß er viel Weichheit des Gemütes und ein Herz, das für jene, die er liebte, zu allen Aufopferungen fähig war. So liebte er z. B. seine Tochter und den Sohn seiner Geliebten ganz außerordentlich, ja auf den letzteren verwandte er noch mehr als auf sein eigenes Kind. Die Mutter war ihm nicht dankbar dafür, sie verließ ihn.

Mit Geld wußte Saphir gar nicht umzugehen. Er hatte besonders in den letzten Jahren bedeutende Einnahmen. Er lebte sehr gut, verschwendete aber auch sehr viel, weil er gern groß tat. Seine Geburts- und Namenstage kosteten ihn, obwohl er da immer viel Geschenke bekam, sehr viel; denn da lud er immer mehr als hundert Menschen

zu sich und gab Soupers, wobei der Champagner in Strömen floß. Auch bei den Akademien, welche er gab, wendete er immer einen Teil der Einnahmen wohltätigen Anstalten zu. Er befand sich fast immer in Geldverlegenheit, und dennoch mußte er immer in Wien eine große Wohnung haben, um gleich den Pariser Schriftstellern glänzende Soireen zu geben, nebstbei bezog er im Sommer in Baden eine schöne Wohnung und ließ oft beide leer stehen, weil er selbst auf Reisen ging. Kurz, das Geld brannte ihn im Sacke. Er wußte wohl immer Mittel und Wege, sich welches zu verschaffen, er brauchte nur mehrere seiner humoristischen Aufsätze zu sammeln und sie einem Buchhändler anzubieten, jeder nahm sie gern und bezahlte sie gut; auch an den reichen Bankiers Rothschild und Sina hatte er Freunde, die ihn oft mit bedeutenden Summen unterstützten, allein das Geld ging schnell fort wie es kam, und die alten Schulden blieben unbezahlt, oder es wurde nur jener Teil davon berichtigt, wo ihm der Gläubiger mit Pfändung drohte.

Ein Beispiel von seiner Verschwendung mag folgendes beweisen. Er hatte in seinem »Humoristen« einen Zuckerbäcker sehr gelobt und dieser sandte ihm dafür eine schöne große Torte; da er nun diese allein nicht zu verzehren imstande war, so gab er am nächsten Abend, ohne allen andern Anlaß, bloß dieser Torte wegen eine Soiree, die ihm wenigstens 50 fl. kostete.

Man hat Saphirn vielfach vorgeworfen, daß sein Witz meistenteils nur Wortwitz sei und daß er ein Wort so lang wende und drehe, bis es ganz ausgepreßt sei; dieser Vorwurf ist nicht grundlos, aber diese Wendungen und Drehungen setzen Nachdenken voraus, seine meisten Witze aber, vor allem die im Momente gesprochenen, waren wie Blitz und Schlag.

Ich will einige dieser momentanen schlagenden Witze von Saphir mitteilen, von denen ich glaube, daß sie weniger bekannt sind.

Es war hier eine hübsche Schauspielerin, welche schon ein paar ihrer Liebhaber zugrunde gerichtet hatte. In unserer Lokalsprache heißt »ausziehen« jemand an den Bettelstab bringen, und es heißt auch die Wohnung verändern. Saphir begegnete einst dieser Schauspielerin und fragte sie, warum sie so traurig sei. Ach Gott! ich muß schon wieder ausziehen! antwortete sie, und Saphir fragte hierauf nicht: wohin, sondern: wen denn?

Baron Rothschild begegnete einst Saphir und fragte ihn, wie es ihm gehe. Dieser klagte ihm seine Not, und Rothschild erwiderte: Kommen Sie morgen zu mir und holen Sie sich 300 fl., Baron Rothschild unterstützt Künstler gerne. — Saphir kam am folgenden Tage, und Rothschild empfing ihn mit den Worten: Aha Saphir, Sie kommen um Ihr Geld? Nein, antwortete Saphir, Sie, Herr Baron, kommen um Ihr Geld. — Solcher Witze könnte man Tausende anführen.

Saphir hatte in seiner Jugend nur wenig Studien gemacht, dennoch hatte er später durch seinen Fleiß eine bedeutende literarische Bildung erlangt, er las und sprach gut Französisch, auch Englisch las er und vom Latein hatte er sich das Notwendigste zu eigen zu machen gewußt. Er besaß ein außerordentliches Gedächtnis, und da er unendlich viel las, so war er um Zitate aus andern Schriftstellern nie verlegen, deren er sich auch sehr oft und mit Geschick bediente.

Jedermann weiß, daß Saphir ein geborener Jude war, später aber zur protestantischen Religion übertrat, daher war es eine Eigentümlichkeit von ihm, daß er alle

Einfälle, Bemerkungen, Witze, die er gebrauchen wollte, in hebräischer Schrift aufmerkte.

Saphirs Handschrift war die unleserlichste, welche man sich vorstellen kann, er nannte sie selbst: eine mit Buchstaben geschriebene Gedärmentzündung.

## Fünfzehntes Kapitel: Die polizeiliche Auflösung der Ludlam.

Grober Mißgriff der Polizei. — Die Haussuchung im Gesellschaftslokal. — Das Verhör bei mir. — Das verhängnisvolle Abendmahl. — Verhaftet! — Die Untersuchungen. — Das Verhör des Kalifen. — Der Polizeiantrag und das Urteil. — Selbstmord des Hofrats Persa. — Ich werde von einem wunderschönen Mädchen verfolgt und in der Zeitung als Verführer gebrandmarkt. — Aufklärung der unangenehmen Geschichte. — Ein Ersatz für die Ludlam: Das Haus Geymüller. — Schicksale dieser Familie.

Die Wiener Polizei hat nie einen ärgeren Mißgriff getan, als durch die Wichtigkeit, womit sie unter ihrem Chef, Hofrat Persa, die Auflösung der Ludlamsgesellschaft bewerkstelligte; und alles, was ich von den Späßen in der Ludlam erzählt habe, war nicht mit dem Spaße zu vergleichen, welchen uns die Prozedur bei unserer Aufhebung verursachte. Die Regierung hat dies auch am Schlusse selbst anerkannt.

Eine Gesellschaft, welche durch acht Jahre ruhig und unangefochten ihr harmloses Wesen trieb, eine Gesellschaft, welche täglich um dieselbe Stunde zusammenkam und aus den geachtetsten Männern bestand, eine Gesellschaft, bei welcher jedes politische Wort verpönt war, eine Gesellschaft,

die keine Gelegenheit unbenützt ließ, um Beweise ihrer Liebe und Achtung für ihren Kaiser und ihr Vaterland zu geben, welche sogar unter dem Namen »Ludlamsgesellschaft« ihres wohltätigen Wirkens wegen öffentlich in der »Wiener Zeitung« belobt wurde, eine Gesellschaft, welche der Polizei so gut bekannt war, daß, wenn ein Fremder sich bei dieser erkundigte, wo er einen in Wien befindlichen Freund finde, man ihm bedeutete: Gehen Sie nur abends nach 9 Uhr in das Schlossergäßchen in die sogenannte Ludlam, da werden Sie ihn treffen: Diese nämliche Gesellschaft sollte nun auf einmal eine geheime, eine staatsgefährliche sein!

Am 26. April 1826 wurden alle Polizeikommissäre der Stadt und der Vorstädte verständigt, sie sollten sich abends um 10 Uhr im Oberdirektionslokale versammeln. Unsere Gesellschaft war an demselben Abend bis 12 Uhr versammelt, und wir gingen dann auseinander.

Vertraute Polizeimänner waren schon ausgestellt, um zu beobachten, wann wir die Ludlamshöhle verließen, und als sie sich davon überzeugt hatten, meldeten sie es.

Nun zog die ganze löbliche Oberpolizei zum Schlossergäßchen, der Gastwirt mußte die Türe zu unserem Lokale öffnen.

Man nahm alles so genau in Augenschein, als ob hier ein Mord begangen worden wäre, man sprengte unsere Kästen auf und nahm Papiere, Bilder, Tabakpfeifen, Wandporträte auswärtiger Ludlamiten, kurz alles weg, ja man hob jedes Papierfleckchen, welches auf der Erde lag, auf, und — o Lächerlichkeit sondergleichen — zwei Polizeikommissäre trugen unsere große schwarze Tafel mit aller möglichen Vorsicht, damit ja nichts verwischt werde, hinweg. Es war auch wirklich etwas sehr Verfängliches und

Rätselhaftes, was eben darauf stand. Sie lasen nämlich: Diesmal ist der Samstag an einem Sonntag. Wir gaben dadurch kund, daß diesmal nicht, wie gewöhnlich, am Samstage, sondern am Sonntage gelesen werde.

Am andern Morgen schon um 6 Uhr fanden sich bei jedem, den man vor allem für gefährlich hielt, zwei Kommissäre ein, um sogleich brühwarm ein Verhör mit ihm zu beginnen.

Ich werde hier zuerst mitteilen, wie sich dieser unerwartete Besuch bei mir benahm, und dann sagen, was ich von andern erfuhr.

Zu mir kam am nächsten Morgen schon um 6 Uhr früh der Polizeirat P. . . . und der Praktikant N. . . . (ich mag die Herren nicht nennen, denn ich bin überzeugt, sie würden sich jetzt ihrer damaligen Mission schämen). Zwei Polizeisoldaten hatten sie mitgebracht, deren einer am Tore meines Hauses, der andere an der Türe meiner Wohnung Posto fassen und die weiteren Befehle abwarten mußten.

Mein Diener weckte mich und meldete mir zwei Herren; ich ließ mich entschuldigen, indem ich noch zu Bette sei; allein sie versicherten, sie hätten dringend mit mir zu sprechen, und es leide keinen Aufschub.

Ich stand auf, warf schnell meinen Morgenrock über und ließ sie eintreten.

Sie sagten mir, daß sie Befehl hätten, alle meine Schriften zu durchsuchen und legitimierten sich mit einem schriftlichen Auftrage.

Ich bemerkte ihnen, daß sie sich wohl in der Person irren könnten, mein Name sei Castelli und ich sei derselbe Castelli, welcher erst vor kurzem durch sein Gedicht: »Der Bauer bei des Kaisers Krankheit« den allgemeinsten Beifall errungen und seine Gefühle der Verehrung für seinen

Monarchen bewiesen habe. Ich könne also doch unmöglich ein gefährlicher Mensch sein.

Sie beharrten auf ihrer Zumutung und ersuchten mich, ihnen mein Schreibpult aufzuschließen und ihnen meine Schriften und Briefe zu zeigen. Bevor sie aber mein Schlafzimmer verließen, nahm jener der beiden Herren, welcher der Vorgesetzte zu sein schien, noch schnell von meinem Nachtkästchen ein Schächtelchen, welches mit Katarrhpulver gefüllt war, und von welchem er vermutlich geglaubt haben mochte, es enthalte Gift.

Ich öffnete nun meinen Schreibkasten und zeigte den Herren die Lade, in welcher sich meine Briefschaften befanden, und das, wie es sich von selbst versteht, mit der größten Ruhe, denn ich wußte mich unschuldig; nur bangte mir etwas für einige Briefe von meinem Freunde Professor Schneller, welche manches freisinnige Wort enthielten.

Sie musterten die Briefe durch und legten alle, auch die Schnellerschen, ohne etwas zu lesen, wieder in die Lade; nur einen einzigen Zettel nahmen sie heraus und steckten ihn zu sich. Das war aber auch ein sehr verdächtiger Zettel; denn es standen die Namen mehrerer Ludlamiten darauf, und bei jedem derselben Zahlen. Ich hielt nämlich einen Journalzirkel, und auf dem Zettel standen die Nummern der Blätter, welche jeder bereits gelesen hatte.

Als die Musterung vorüber und sonst nichts Anstößiges vorgefunden war, setzte sich der Jüngere zum Schreibpult, der Aeltere aber fing das Verhör mit mir an, welches der Jüngere zu Protokoll nahm.

Nach den gewöhnlichen summarischen Fragen war die erste Frage an mich: Wo haben Sie vorgestern Abends gespeist?

Nun wußte ich auch, woran ich war und wo das ganze

hinauswollte. Die ganze Ludlamsgesellschaft war nämlich an jenem Abende bei Biedermann zu einem Abendmahle versammelt, wo alle Eßgeräte rot und schwarz (die Farben des Kalifen) waren.

Nun war für mich das ganze Verhör ein wahrer Jux; alle Fragen des Polizeimannes waren ernsthaft, und alle meine Antworten komisch, sie konnten auch nicht anders sein, weil es sich um eine durchaus komische Sache handelte. Allein der Herr glaubte, ich wolle ihn zum besten haben, darum ermahnte er mich einmal über das andere, nicht zu scherzen und zu lachen, da die Sache wichtig sei und nur Aufrichtigkeit meine Schuld mildern könne.

Da mußte ich denn noch stärker lachen und sagte ihm geradezu, er werde selbst nicht weniger lachen, wenn er erst ganz sich von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugt haben würde.

Als das Protokoll geschlossen war, sagte der Mann zu mir: Nun kommt das Unangenehmste meines Auftrags: Sie dürfen Ihr Zimmer nicht verlassen und auch mit niemand sprechen bis auf weitere Ordre; um sich davon zu überzeugen, wird mein Begleiter hier bei Ihnen bleiben.

Und hiermit nahm er Hut und Stock und empfahl sich.

So war ich denn nun verhaftet. Der junge Mann, welcher bei mir blieb, war ein guter, artiger, liebenswürdiger Mann, dem ich unter vier Augen alles näher aufklärte, und der nun auch anfing, mit mir zu lachen.

Schon abends wurde er schriftlich abberufen und erhielt den Auftrag, mir zu bedeuten, daß ich ferner auf freiem Fuße untersucht werde, aber bis auf weitere Erlaubnis die Stadt nicht verlassen dürfe.

So wie es mir ergangen war, erging es an diesem Tage auch allen bedeutenderen Mitgliedern der Ludlam;

sie mußten es sich auch alle gefallen lassen; nur Baron Zedlitz litt keinen Polizeimann bei sich und machte sein Recht als Militär geltend, von seiner kompetenten Behörde untersucht zu werden.

Nun begannen die Untersuchungen auf freiem Fuße. Was für Lächerlichkeiten dabei zur Sprache kamen, davon wäre allein ein Buch zu schreiben; die Herren Untersuchenden hatten selbst ihre größte Unterhaltung damit, so wie auch bei Durchlesung der Ludlamsschriften und Durchschauung der Ludlam-Karikaturen.

Wenn wir zusammenkamen, erzählten wir uns wechselweise diese spassigen Verhöre. Eines der allerkomischsten war jenes mit dem Kalifen.

Eines der verdächtigsten Dinge waren ihnen die beiden Farben schwarz und rot, und nicht ganz ohne Grund, weil damals der Karbonarismus diese beiden Farben gewählt hatte.

Man fragte Schwarz: Was hat denn der Ludlamsspruch: Schwarz ist rot und rot ist schwarz zu bedeuten?

Er antwortete: Wer bin ich?

Sie sind Herr Schwarz.

Ich bitte den Herrn wegzulassen.

Nun also, Sie sind Schwarz.

Und wie sieht mein Gesicht aus?

Stark gefärbt.

Nein, ich bitte ohne Umschweife die Farbe zu benennen.

Also rot.

Nun sehen Sie selbst, Schwarz ist rot und rot ist Schwarz.

Noch spassiger war es, als man ihn fragte: Warum waren denn eben Sie das Oberhaupt der Ludlamiten?

Schwarz zögerte mit der Antwort.

Man drang in ihn und empfahl ihm, ja die Wahrheit zu sagen, weil er sich sonst großen Unannehmlichkeiten aussetzen würde.

Nun denn, antwortete der gute Mann, wenn ich denn durchaus die Wahrheit sagen muß, so erfahren Sie: ich war Kalif, weil ich der Dümmste in der Gesellschaft war und eine Tochter hatte.

Schwarz erzählte uns, daß hierauf ein allgemeines schallendes Gelächter laut wurde.

Die Untersuchungen zogen sich in die Länge, und wir erfuhren während dieser Zeit, daß bei einer in Rußland entdeckten Verschwörung bei einem Schauspieler, der mit darin verwickelt war, ein Ludlamspaß gefunden worden sei, welcher von der dortigen Polizei an die Wiener Polizei gesandt wurde, weil sie nicht wußte, was sie daraus machen sollte, wie es denn auch die Wiener nicht wußte, und daß diesen Anlaß der Hofrat Persa begierig ergriffen hatte, um vielleicht eine Entdeckung zu machen, welche ihm zum Ruhme gereichen könnte.

Die Auflösung der Ludlam machte in Wien Aufsehen, und es hieß wohl gar, man habe eine geheime Gesellschaft im Schlossergäßchen entdeckt, welche von da bis in die kaiserliche Hofburg bereits unterminiert habe, um die letztere in die Luft zu sprengen.

O Wahnsinn und Stockfischfang!

Endlich wurden die Untersuchungsakten geschlossen und von der Polizeistelle der Landesregierung zur Bestätigung übergeben. Der Antrag lautete auf Konfiszierung der Ludlamsakten und des Ludlamsvermögens (beiläufig 300 fl. C. M.), und auf Geld- oder Arreststrafe für die bedeutenderen Mitglieder.

Bei den Räten der k. k. Landesregierung, welchen die

Durchlesung der Untersuchungsakten nicht wenig Spaß machte, siegte aber die gesunde Vernunft; sie erkannten, daß von keiner geheimen Gesellschaft und noch weniger von einer staatsgefährlichen Gesellschaft die Rede sein könne, daß hier das auffallende Einschreiten der Polizei am unrechten Orte gewesen sei, und der Gesellschaft Akten, Geld und Utensilien zurückzustellen seien, zugleich aber derselben bedeutet werde, daß manche lüsterne Aufsätze und Bilder zurückbehalten und vertilgt werden, und daß die Gesellschaft selbst für die Zukunft sich aufzulösen habe.

So endete die lustigste Gesellschaft, welche jemals in Wien existierte, und welche bei allen, welche ihr angehörten, die angenehmste Erinnerung zurückließ.

Hofrat Persa machte nicht lange nachher seinem Leben durch einen Sturz vom Fenster ein Ende, vermutlich, weil er noch mehr solche Ungeschicklichkeiten begangen hatte.

Ich aber habe seitdem schon große Reisen unternommen, obschon ich eigentlich noch immer verpflichtet wäre, die Stadt Wien nicht zu verlassen, indem man dieses Verbot mir nie mehr erlassen hat. —

Zu dieser Zeit spielte man mir folgenden Streich:

Ich ging alle Tage des Morgens von meiner Wohnung im Blumenstöckchen über den Graben, wo ich an der Ecke die Komödienzettel las, von da durch den Trattnerhof auf den Petersplatz, wo Buchdrucker Strauß im »Auge Gottes« sein Zeitungskontor hatte, hier nahm ich meine Zeitungsblätter immer selbst zu oberst von den aufgehäuften Päcken weg, ging damit in mein Bureau und las sie dort.

Eines Morgens, als ich auf dem Graben wieder die Komödienzettel las, trat plötzlich zwischen mich und die Zettel ein wunderschönes, blondes junges Mädchen, sah

mich erst lange starr an, faßte dann heftig meinen Arm und sprach: Nun entkommst du mir nicht mehr, Ungetreuer!

Ich erwiderte, wie natürlich, da ich sie nicht kannte: Sie irren, und ging meiner Wege. Sie aber folgte mir auf dem Fuße und trat auch mit mir in das Zeitungskontor auf dem Petersplatz ein, wartete aber daselbst an der Türe auf mich.

Ich nahm meine Zeitungsblätter und setzte dann meinen Weg in mein Bureau in das Landhaus in der Herrengasse fort. Erst auf der Stiege bemerkte ich das Mädchen wieder hinter mir. Ich konnte sie doch nicht in mein Bureau mir folgen lassen, wendete mich darum und beschloß, sie mir durch gütiges Zureden vom Halse zu schaffen.

Ich ging mit ihr im großen Landhaushofe auf und ab und suchte sie zu überzeugen, daß ich der Ungetreue nicht sei, den sie suche. Vergebliche Mühe! Sie blieb dabei, ich hätte ihr das Heiraten versprochen, und sie werde nicht nachlassen, bis ich mein Wort halte.

Es blieb kein Zweifel mehr, das Mädchen sei irrsinnig; ich wollte sie nun einem Polizeiwachmann übergeben und diesen anweisen, sie auf die Polizeidirektion zu bringen, allein der nächste, den ich darum ansprach, verweigerte mir seinen Beistand, da er seinen Wachposten nicht verlassen dürfe.

Endlich ersah ich ein Durchhaus, entsprang in dasselbe, hoffend ihr zu entkommen, allein sie sprang mir nach und schrie was sie konnte: Haltet ihn auf! haltet ihn auf!

Nun war nichts anderes zu tun, ich nahm einen Wagen, in welchem sie mir weinend meine Untreue vorwarf und mich küßte, und führte sie selbst auf die Polizeidirektion;

der Kommissär, dem ich die Arme übergab, sagte mir, daß er das Mädchen schon kenne, daß derselbe Fall schon ein paarmal vorgekommen sei, und man daher ihren Eltern aufgetragen habe, sie nicht mehr allein ausgehen zu lassen.

Ich empfahl mich mit Bedauern, und das Mädchen konnte nur mit Gewalt zurückgehalten werden.

Nachmittags, als ich das Straußsche Zeitungskontor wieder besuchte, fragte man mich, wer denn das hübsche Mädchen gewesen sei, welches des Morgens mit mir eingetreten sei und an der Türe auf mich gewartet habe; ich erzählte die ganze Geschichte, und es fehlte an satirischen Bemerkungen nicht.

Als ich am folgenden Morgen wieder hinkam, meine Zeitungen wie immer zu oberst wegnahm, fand ich im »Sammler« eine Notiz, welche mich starr vor Entsetzen machte. Es stand nämlich gedruckt darin: Herr Castelli hat ein hübsches junges Mädchen verführt und unglücklich gemacht, die Arme ist darüber wahnsinnig geworden und verfolgt ihren Verführer nun auf allen seinen Schritten.

Ich traute meinen Augen kaum, lief schnurstracks zur Polizei- und Zensurhofstelle zu dem Hofrate Ohms, zeigte ihm das Zeitungsblatt und beschwerte mich, wie man eine solche Schändlichkeit habe drucken lassen können. Er aber nahm ruhig und lächelnd sein Blatt des »Sammlers« von seinem Schreibtische und reichte es mir mit den Worten: Sehen Sie, in meinem Exemplar steht das nicht!

Ich war also zum besten gehabt; man hatte ein Exemplar besonders für mich drucken lassen und lachte mich über meinen Zorn noch aus. —

In den zwanziger Jahren genoß ich viel Angenehmes in dem Hause des Barons Heinrich von Geymüller. Die

Großhändler Hassaureck und Breuß und der Feldzeugmeister Wocher waren im Winter jeden Sonntag Gäste in dem herrlichen Palaste Geymüllers auf dem Schaumburgergrund und später auf dessen Landgute Vöslau.

Es herrschte ein Glanz, ja, ich muß sagen eine Verschwendung in diesem Hause, wie in wenigen fürstlichen. Die Diners und Soupers waren von der größten Feinheit und Vielfältigkeit, es wurden Schauspiele, sogar Opern gegeben. Ich weiß mich eines Balles im Kaiserhause zu erinnern, zu welchem bei 300 Personen geladen waren und bei welchem der Champagner in Strömen floß. In der Christnacht wurden die nähern Freunde des Hauses so reichlich beschenkt, daß ich einst bei solcher Gelegenheit einen Fiaker mußte holen lassen, weil ich die Geschenke nicht alle tragen konnte.

Von außen herrschte nur Glanz, Unterhaltung und Komfort, ob es aber von innen auch so lustig war, möchte ich nicht behaupten.

Der Baron Heinrich von Geymüller (eigentlich Falkner genannt) war ein Sohn der Schwester der beiden Bankiers Geymüller, welche ihn adoptiert hatten und von denen er Namen und Adelstitel erhielt. Die gesamte Kaufmannschaft Wiens erkannte in dem jungen Manne einen der ausgezeichnetsten Kaufleute, er brachte auch das Handelshaus zu einer solchen Höhe, daß man es mit den ersten Häusern Rothschild, Sina und Eskeles in die erste Reihe stellte. Bei allen großen Unternehmungen war er mit diesen in Gesellschaft, und niemand hätte nur vermuten können, daß es mit ihm einst ein so übles Ende nehmen würde.

Allein als sein älterer Oheim starb, mußte er große Summen, welche in der Handlung lagen, an die Erben herauszahlen, und er war zu ehrlich, um nicht die strengste

Bilanz zu machen und auch von dem Gewinn ihnen ihren Anteil zukommen zu lassen. Auch sein zweiter Oheim zog sich zurück, und so verminderte sich das Betriebskapital.

Es ist eine alte schlimme Gewohnheit, daß sich Kaufleute bei erlittenen bedeutenden Verlusten nicht einschränken wollen, ja um ihre Lage zu verbergen, eigentlich noch mehr Aufwand machen, als früher. Geymüllers Haushaltung war auf den größten Fuß eingerichtet, seine Gattin war eine der genußsüchtigsten, verschwenderischesten Frauen, daher blieb alles im frühern Stande, und dem Aeußern nach glänzte das Haus wie früher.

Rosalie Geymüller starb bald darauf, und Heinrich heiratete die frühere Gouvernante seiner beiden Töchter, einer unehelichen und einer adoptierten, eine Engländerin, Miß Griesbach.

Noch erhielt er sich ein paar Jahre, dann aber mit einem Male mußte er seine Zahlungen einstellen, und das Falliment wurde zur allgemeinen Verwunderung ruchbar. Die andern großen Häuser wollten mit bedeutenden Summen Hilfe leisten, um dieses aufrecht zu halten, aber die Liquidierung zeigte, daß es unmöglich war.

So fiel eines der angesehensten Handelshäuser Wiens, nur muß ich hier erwähnen, daß sich auch bei diesem Unglücke die strenge Redlichkeit des Gefallenen in ihrem vollen Lichte zeigte. So manche Kridatare bereiten sich auf ihr Falliment vor, bringen Summen auf die Seite, verschreiben welche ihren Frauen und Kindern und werden durch den Ruin anderer wohlhabender, als zuvor. Geymüller aber behielt nichts zurück, er überantwortete alles, Geld und Geldeswert, seinen Gläubigern und ging nackt von dannen nach der Schweiz, wo er, wie man mir sagte, als Kommis diente und nach wenigen Jahren starb.

Seine beiden Töchter waren schon früher versorgt; Henriette, seine mit der berüchtigten Gräfin Dufour erzeugte Tochter, hatte einen französischen Gutsbesitzer geheiratet, und seine angenommene Tochter Luise, ein in jeder Hinsicht vortreffliches Mädchen, war die Gattin des Grafen von Kielmansegge aus Hannover geworden. Seine zweite Frau lebt noch und man sagt, sie sei irrsinnig.

Ich muß noch einmal auf Geymüllers erste Frau zurückkommen, welche ein wahres Kompositum von Launen aller Art war.

Rosalie war Gouvernante im Hause des Grafen Frieß, wo sie Geymüller kennen lernte und von ihrer Schönheit bezaubert, heiratete. Ich glaube nicht, daß er glücklich mit ihr war; ebensowenig als sie mit ihm, allein ihm merkte man nie eine Unzufriedenheit ab, wohl aber ihr. Ein Beweis dafür aber ist wohl, daß er ein Nebenverhältnis mit der Gräfin Dufour und sie eines mit meinem Freunde H—k und wie man behauptete, noch mit mehreren gehabt haben soll.

Rosalie war immer noch schön und üppig gebaut, ihr Temperament war von ungewöhnlicher Heftigkeit, sie konnte einer Kleinigkeit wegen im Gesichte purpurrot werden, ihre Augen fingen zu glühen und alle Glieder ihres Körpers zu zittern an. So überhöflich sie war im Zustande der Ruhe, ebenso unhöflich konnte sie in der Aufgeregtheit sein, und mehrere, welche sich von ihr beleidigt fühlten, mieden das Geymüllersche Haus bald wieder. Ich vergalt Gleiches mit Gleichem, und wir beide machten uns nichts daraus.

Durch Heinrich Geymüller erhielt ich auch Eintritt in das Haus seines Oheims Jakob, und in diesem Hause fühlte ich mich so recht wohl und heimisch. Herr und

Frau waren zwei Menschen von altem Schrot und Korn, heiter, gastfrei, mitleidig, ein Paar Goldherzen.

Durch beider Tod versiegte ein bedeutender Quell der Wohltätigkeit für die Armen. —

## Sechzehntes Kapitel: Meine weitere schriftstellerische Tätigkeit.

Brennöl als Medizin bei Nervenfieber. — „Huldigung den Frauen" (1823). Ich sammle Spässe und gebe sie als „Bären" heraus. — Mein österreichisches Gedicht „Der Bauer beim Kaiser seiner Krankheit" (1826). — Ein Seitenstück aus dem Jahre 1853. — Eine fürchterliche Whistpartie mit dem Mörder Jaroschinsky. — „Wiener Lebensbilder" (1828). — Ich gründe den „Musikalischen Anzeiger" (1829). — Meine Mitarbeiter. — Einige Beethovenanekdoten. — Die Holzverteilung im Jahr 1830. — Wie ich das Geld dafür bekam. — Meine Choleraschrift. — Meine Versicherungsschrift. — Ueber meine Schriftstellerei.

Im Jahre 1823* lag ich an einem heftigen Nervenfieber darnieder und nur der liebevollen Pflege meiner beiden Tanten, meiner Freundin Friederike Mayer und deren Nichte, meiner jetzigen Haushälterin Betty Hübner danke ich, nebst meinem Arzte Doktor Frank, meine Genesung.

In dieser Krankheit ereignete sich ein Umstand, welchen ich nur darum mitteilen will, um einen Beweis zu liefern, wie fester Wille über etwas Widerwärtiges triumphieren kann.

Als ich schon in der Genesung begriffen war, aber noch immer im Gebrauche der mir vorgeschriebenen Arzneimittel sorgfältig überwacht werden mußte, befahlen meine

* Schon 1816 hatte C. eine Krankheit (gefährliche Gedärmentzündung) glücklich überstanden. D. H.

Wärterinnen, als sie spät abends weggingen, meinem dummen Bedienten, wenn ich des Nachts ruhig fort schliefe, mich nicht zu wecken, wenn ich aber von selbst wach würde, mir einen Becher voll Medizin zu geben.

Ich wurde wach, mein Bedienter brachte mir den vollen Becher zum Bette, und ich stürzte die Flüssigkeit, wie ich es immer zu tun pflege, schnell hinab.

Was hatte ich aber getrunken? Das Oel aus der Nachtlampe, welche ausgebrannt war, und welche mir statt der Medizin gereicht wurde.

Ein fürchterlicher Ekel stellte sich ein, es reizte mich durch mehrere Stunden zum Erbrechen, dazu kam meine Angst; wenn sich ein Erbrechen einstellte, so konnte dies wieder einen Rückfall in meine Krankheit verursachen, ich nahm also meinen ganzen Mut zusammen, um den Ekel zu überwinden, ja ich zwang sogar meine Phantasie, mir vorzuspiegeln, der liebe Herrgott habe mir dieses Mittel zu meiner vollständigen Genesung zugewiesen. Und siehe da, ich siegte durch meinen festen Willen, und es hatte keine üblen Folgen für mich. —

Im Jahre 1823 erhielt ich von Baumgartners Industriekontor in Leipzig den Antrag, ein Taschenbuch für dasselbe zu verfassen, und man machte mir annehmbare Bedingungen.

Ich ging darauf ein, und der erste Jahrgang erschien auch schon für das Jahr 1823. Er war sehr klein, mit elenden Kupferchen versehen, und überhaupt knauserig ausgestattet, daher er auch keinen Nutzen abwarf und Baumgartner nur vier Jahrgänge herausgab.

Das Taschenbuch, ich nannte es: »Huldigung den Frauen«, ging nun in Tendlers Verlag in Wien über,

wurde immer ansehnlicher mit guten Kupfern versehen und erlebte 26 Jahrgänge.

Die vorzüglichsten Dichter unterstützten mich auch fortwährend bei diesem Unternehmen, und man findet Beiträge mit folgenden gefeierten Namen darin: Caroline Pichler, Helmina Chezy, Deinhardstein, Grillparzer, Kind, Raupach, Rückert, Schneller, Zedlitz, Schefer, Anastasius Grün, Hammer, Haug, Leitner, Mailath, Seidl, Bauernfeld.

Diesem Taschenbuche, das ich alljährlich einer hohen Frau widmete, danke ich die schönsten Geschenke, bestehend in Ringen und Medaillen, welche ich besitze, aber an Honorar hat es mir wenig eingetragen, da einesteils die Ausstattung dem Verleger große Kosten verursachte, andernteils ich auch für die darin enthaltenen Erzählungen Honorar bezahlen mußte. —

Ich habe schon in meinen Memoiren gesagt, daß ich ein eifriger Anekdotenjäger war, und mein Sammelgeist bewirkte auch, daß ich sie alle sammelte.

Wien ist vorzugsweise die Stadt, wo die Bonmots wie Pilze aufschießen, wozu der Wiener Dialekt viel beiträgt, und die Fiaker und Lehrjungen bringen mehr spassige — wenn auch derbe — Gedanken in Umlauf, als in den ganzen deutschen Staaten in Jahren gemacht werden.

Witz und Spaß sind zweierlei. Der Witz ist das Vermögen der Seele, verborgene Aehnlichkeiten zu entdecken. Der Spaß aber ist das durch was immer für Mittel hervorgebrachte Lächerliche. Der Witz setzt immer — wenigstens eine Art — von Geistesbildung voraus, der Spaß verlangt nicht mehr als die Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit, Lachen zu erregen.

Im Jahre 1826 nun habe ich es versucht, von meinen gesamten Wiener-Späßen zuerst ein Heft von 100 bei

Tendler in Druck erscheinen zu lassen, und zwar unter dem Titel »Bären«.

Dieses fand solchen Absatz, daß in wenigen Wochen schon die dritte Auflage gemacht werden mußte und ich angegangen wurde, schnell weitere Hefte folgen zu lassen.

So habe ich denn 1200 solche Bären in 12 Heften erscheinen lassen, sie haben niemand gebissen; denn befinden sich auch knüppeldicke Dummheiten darin, so waren sie doch Erzeugnisse des österreichischen gemütlichen Humors. Auch die Kritik war gegen sie nicht bissig.

Bären habe ich sie genannt, weil der Wiener jeden derben, barocken, oft schwerfälligen Spaß einen Bären nennt, und weil ich, der Verfasser, damals an der Wien, in der sogenannten Bärenmühle wohnte, und das Publikum hat sich diese meine 1200 Bären gutmütig aufbinden lassen.

Im Jahre 1826 bei der Krankheit des Kaisers Franz verfaßte ich mein größeres österreichisches Gedicht: »Der Bauer beim Kaiser seiner Krankheit«, welches ein außerordentliches Aufsehen machte. Es traf alle Herzen der ihren Kaiser liebenden Oesterreicher, es wurde überall vorgelesen, ich selbst wurde von vielen hohen Personen ersucht, es in ihren Gesellschaften vorzutragen, und selbst die Kaiserin Caroline ließ mich zu sich rufen, und ich mußte ihr das Gedicht vorlesen, wobei sie Tränen der Rührung vergoß.

Das Gedicht wurde auch verkauft und zwar um den geringen Preis von 6 kr. das Exemplar, und doch gingen dafür 1359 Gulden ein.

Ich habe diesen Betrag der Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde, deren Ausschußmitglied ich war, gewidmet.

Als ein Elender am 18. Februar 1853 den Kaiser Franz Josef verwundete, habe ich ein Seitenstück zu dem vorigen Gedichte unter dem Titel: »Der junge Bachhueber

beim Kaiser seiner Verwundung«, verfaßt und die dafür eingegangene Summe von 155 fl. dem Feldmarschall Grafen Radetzky zur Verfügung gestellt.

Sein Antwortschreiben, worin er mir 4 Invaliden benannte, denen er den Betrag zuwendete, enthält folgende Worte der Anerkennung:

„Ich habe Ihre schöne Dichtung mit freudiger Rührung gelesen. Was treu und wahr aus dem Herzen gesprochen ist, muß den Weg zu allen Herzen finden. Die warmen Gefühle der österreichischen Völker haben ihren Ausdruck in Ihrer gewandten Feder gefunden, der es so oft gelungen ist, in einfach gemütlicher Dichtung der Welt zu sagen, was des treuen Oesterreichers Sinn und Gedanke sei.“ —

Ich will und muß auch der gräßlichsten Stunde meines Lebens erwähnen, welche ich selbst durch meinen Leichtsinn und meine Neugierde herbeigeführt habe, und welche mich noch immer mit Schauder erfüllt.

Es war im Jahre 1828. Jaroschinsky hatte den schändlichen Mord an einem ehrwürdigen Priester, seinem frühern Lehrer, begangen, war eingezogen und zum Tode verurteilt worden. Das Urteil war ihm bereits verkündet worden, und er hatte noch drei fürchterliche Tage mit der entsetzlichen Gewißheit, nach diesen von Henkershand sterben zu müssen, qualvoll zu überstehen.

Gewöhnlich wurden Verbrecher durch diese drei Tage öffentlich ausgesetzt, und die meisten verstanden sich hiezu, weil das zuströmende Publikum Geld spendete, welches dann entweder auf Messen für ihre armen Seelen verwendet wurde, oder nach ihrem Willen ihren armen Verwandten zukam.

Sie konnten sich diese öffentliche Ausstellung aber auch verbitten, und Jaroschinsky hatte sie sich verbeten.

Ich besuchte nun zu jener Zeit täglich nach Tische das Wirschmittsche Kaffeehaus am neuen Markte, nebst mehreren Bekannten kam auch täglich der Gerichts-Chirurg Kölbinger dahin, der uns dann immer von Jaroschinsky, von dem Fortgange seiner Untersuchung und von seinem Benehmen, endlich auch von der Verkündigung des Urteils erzählte.

Zwei Tage vor der Hinrichtung sagte er uns nun auch, daß der Delinquent nichts weniger als Furcht oder Angst blicken lasse, und daß er sich sogar gegen ihn geäußert habe, er möchte noch einmal vor seinem Ende eine Partie Whist spielen. Er setzte hinzu: Ich wollte dem Armen diese Zerstreuung wohl noch gerne verschaffen, wenn ich nur einen Vierten dazu finden könnte. Drei wären unser schon dort: Er, ich und der Geistliche, der ihm diesen Wunsch auch noch gerne erfüllen würde.

Mir waren die letzten Tage und Stunden großer Verbrecher in psychologischer Hinsicht immer sehr merkwürdig, und ich hatte bereits mehrere in ihren 3 letzten Tagen besucht und sie auch auf ihrem letzten Gange nach dem Richtplatz begleitet, aber doch niemals einer Hinrichtung selbst beigewohnt; wenn ein Verbrecher die Stufen des Schafottes bestieg, dann entfernte ich mich.

Es war mir daher besonders interessant, diesen Mörder Jaroschinsky, den Mann aus der sogenannten gebildeten Welt, in seinen letzten Stunden zu beobachten, und ich sagte zu Kölbinger: Ich will der vierte Mann bei diesem entsetzlichen Spiele sein. Ich bin bereit, mit dir zu gehen.

Wir gingen also gleich.

Im Hingehen stieg mir meine übereilte Unbesonnenheit wohl etwas zu Kopfe; als wir in das Gefangenhaus

kamen, fühlte ich sogar, daß sich einige Härchen auf meinem Kopfe emporsträubten, aber ich hatte zugesagt und wollte nicht zurücktreten.

Vor der Türe des Zimmers, in welchem der Verbrecher ausgesetzt war, hielt ein Polizeimann Wache. Das Zimmer selbst war ein kleines, viereckiges, düsteres Gemach mit weißen Wänden. Die Einrichtung bestand aus einem Bette, ein paar Stühlen, und in der Mitte stand ein Tisch, auf welchem ein Kruzifix stand und daneben zwei Lichter brannten.

Jaroschinsky, mit leichten Ketten gefesselt, saß am Tische und neben ihm der Geistliche, der eben mit ihm im Gespräche begriffen war, ein Mann von würdigem Ansehen und menschenfreundlicher Miene. Ein Gefangenwärter saß auf der Seite. Jaroschinsky rauchte qualmend Tabak aus einer langen Pfeife.

Kölbinger stellte mich vor, und Jaroschinsky begrüßte mich mit einer Kopfbewegung, indem er sagte: Der Dichter Herr Castelli ist mir bereits bekannt, indem ich vor wenigen Wochen in einer Soiree bei Baron Geymüller Whist mit ihm gespielt habe.

Ich erinnerte mich dessen auch, als ich ihn jetzt wieder sah.

Kölbinger zog nun Karten, welche er aus dem Kaffeehause mitgenommen hatte, aus der Tasche und breitete sie, nachdem das Kruzifix beiseite gestellt war, auf dem Tische aus. Wir zogen, und der Zufall wollte, daß ich den ersten Robber mit Jaroschinsky spielte. Wir setzten uns, zu beiden Seiten Jaroschinskys postierten sich zwei Gefangenwärter.

Wir spielten. Jaroschinsky spielte ganz wie ein guter Whistspieler spielen muß, ganz nach allen Regeln, klar und besonnen, und wir gewannen zusammen den Robber mit

8 Fischen. Ich bemerkte keine Hast, keine Unruhe an ihm, nur bemerkte ich, daß er sich zum öftern mit seinem weißen Sacktuche die Stirne trocknete, von welcher der Schweiß herabrieselte.

Ah! sagte Kölbinger, Sie haben den Robber gewonnen, Graf! (Man nannte ihn so, obwohl fälschlich.) Das ist eine gute Vorbedeutung.

Gott gebe es! antwortete er mit einem tiefen Seufzer.

Ich spielte nun den zweiten Robber mit dem geistlichen Herrn. Dabei machte ich nun eine sehr unliebsame Bemerkung: ober der Zimmertüre befand sich ein breites Fenster mit einem weißen Vorhang. Dieser Vorhang wurde aber alle Augenblicke weggezogen, und hereinsehende Köpfe wurden an dem Fenster sichtbar. Es war klar, daß Neugierige den Gefangenwärter bestochen hatten, daß er sie da hinaufsteigen lasse, um den Delinquenten zu sehen, den sie nicht kannten, aber eben, weil sie ihn nicht kannten, so war es wohl auch möglich, daß einer oder der andere mich dafür ansah, was mir sehr unlieb gewesen wäre.

Wir hatten erst die erste Partie des zweiten Robbers zu Ende gespielt, als Jaroschinsky aufstand, uns dankte, daß wir ihm diese Zerstreuung verschafft hatten, und beifügte, er könne nicht mehr weiter spielen, da ihm zu heiß sei.

Es versteht sich von selbst, daß wir alle froh waren, daß das fürchterliche Spiel zu Ende war, daß von Gewinn oder Verlust keine Rede war, daß besonders ich schnell meinen Hut ergriff und davoneilte.

Ich tat zwar einen freien Atemzug, als ich aus dem Gefangenhause trat, aber ich konnte die folgende Nacht kein Auge schließen, und werde nie mehr meine Neugierde auf eine so schreckliche Art befriedigen. —

Im Jahre 1828 erschienen bei Tendler meine Wiener Lebensbilder. Ich hatte einige schon früher in Schicks Modezeitung veröffentlicht, welche sehr gefielen, und so gab ich jetzt ein ganzes Bändchen heraus*.

Von allen meinen prosaischen Werken hat dieses den größten Beifall gehabt. Ich darf mir aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen: Niemand kennt den Wiener besser als ich, und niemand hat ihn noch bis in die kleinste Einzelheit so haarscharf gezeichnet, wie ich.

Im Jahre 1829 gründete ich im Verlage des tätigen Verlegers und Musikalienhändlers Tobias Haslinger ein musikalisches Wochenblatt, genannt Musikalischer Anzeiger.

Es enthielt kurze Rezensionen über alle neuen im In- und Auslande erschienenen Musikwerke, und am Schluß jedes Blattes waren musikalische Notizen angehängt.

Es war ein gewagtes und schwieriges Unternehmen für mich; denn ich traute mir wohl zu, die rechte und wahre Ansicht von musikalischen Werken und auch das gebildete, mich nie täuschende Ohr dafür zu haben, und meine Urteile über ein Musikstück wurden immer von den vorzüglichsten musikalischen Notabilitäten als wahr bestätigt, aber das Wesen musikalischer Komposition, der Generalbaß, die Berechnung der Ursachen und Wirkungen, die eigentliche Tondichtungskunst war mir fremd.

Dazu kam noch, daß man unter hundert wackern Musikkomponisten kaum einen findet, der auch Herr der Worte ist. Sie wissen was gut und schlecht, was schön und unschön ist, sie erkennen die Schönheiten und Fehler einer Tondichtung, aber sie können dies alles nicht mit Worten

* Eines dieser „Lebensbilder" ist, mit kleinen Erweiterungen, unser Neuntes Kapitel. D. H.

ausdrücken, sie sind Musikkomponisten, aber nicht musikalische Schriftsteller.

Zu meinem und meines Blattes Glücke schlossen sich drei Männer an mich an, die mit der Feder ebensogut umgehen konnten als mit den Tönen, und sich in beiderlei Hinsicht bereits die allgemeine Achtung erworben hatten.

Diese drei Männer waren der Kapellmeister Ignaz Ritter von Seyfried, Hofrat Mosel und Baron Lannoy.

Diese drei tüchtigen theoretischen und praktischen Musiker unterstützten mich aufs eifrigste, und besonders rufe ich dem ersteren meinen Dank noch in die andere Welt nach.

So kam es denn, daß das Blatt, welches immer in den Grenzen der Wahrheit blieb, und eher durch Schonung als durch bissigen Tadel zu wirken suchte, sich Bahn brach und 12 Jahrgänge erlebte.

Der Gründung und Leitung dieses Blattes danke ich auch die Auszeichnung, daß ich von allen inländischen und mehreren ausländischen musikalischen Vereinen und Instituten zum Ehrenmitgliede ernannt worden bin.

Noch einen Vorteil aber brachte mir dieses Blatt. Ich kam nämlich dadurch mit den vorzüglichsten musikalischen Kunstnotabilitäten in Berührung.

Der große Beethoven konnte mich sehr wohl leiden, so oft er mich sah, fragte er mich immer: „Was gibt's denn wieder für kolossale Dummheiten?" Ich erzählte ihm neue Bonmots und Anekdoten, und er lachte immer um so herzlicher, je derber diese waren.

Wenn irgendwo etwas Lustiges vorgenommen werden sollte, so mußte ich mitwirken, und zum Beweise dessen berufe ich mich auf einen Brief Beethovens an seinen Freund Holz, welcher schon in Journalen gedruckt erschien und

worin er ihm meldete, er wolle dem Musikalienhändler Steiner einen lustigen Streich spielen und dazu wörtlich bemerkte: „Dabei muß Castelli herhalten.“

Als ich meine 1000 Sprichwörter erscheinen ließ, zeigte ich Beethoven dieselben, und da jedes Sprichwort nur zwei, wenige vier Verse enthielten, gefielen ihm diese sehr, und er sagte mir, sie wären ganz dazu geeignet, um Kanons darauf zu komponieren. Ich ließ daher ein Exemplar ganz mit Notenpapier durchschießen und gab es ihm. Er sagte mir später, er habe bereits einige hineinkomponiert. Als er starb, hätte ich dieses Büchlein gern als eine Reliquie dieses großen Mannes aufbewahrt, allein es fand sich nicht vor.

Als der Musikalienhändler Schlesinger in Wien war, gab er ein glänzendes Gastmahl, wozu auch Beethoven und ich geladen waren. Nach dem Speisen wurde Beethoven angegangen, auf dem Pianoforte zu improvisieren, allein er weigerte sich. Man drang immer mehr in ihn, endlich sagte er: In's drei Teufelsnamen, ich will's tun, aber Castelli, der keine Idee vom Pianofortespiel hat, muß mir darauf ein Thema angeben. — Ich trat zum Instrument, fuhr mit dem Zeigefinger vier Tasten nacheinander hinab und die nämlichen wieder zurück. Er lachte und sagte: Schon gut, setzte sich zum Klavier und spielte und phantasierte immer unter Einmischung dieser 4 Noten eine ganze Glockenstunde, daß alle Zuhörer in Entzücken gerieten.

Eine der spassigsten Begebenheiten war folgende:

Der als tüchtiger Musiker bekannte Abbé Stadler, der Tondichter des Befreiten Jerusalem, kam fast täglich in Steiners Musikalienhandlung; ob er wirklich ein tüchtiger Musiker oder vielmehr ein pedantischer und musikali-

scher Schulmeister war, wäre wohl zu bezweifeln, denn er war der wütendste Gegner der himmlischen Beethovenschen Kompositionen, die er baren Unsinn nannte, und er lief aus einem Konzerte immer davon, wenn ein Musikstück von Beethoven an die Reihe kam.

Eines Nachmittags befanden sich Stadler und Beethoven bei Steiner, und als Beethoven wegging, kniete er vor Stadler nieder und sprach: Ehrwürdiger Herr, geben Sie mir Ihren Segen! — Stadler, darüber gar nicht verlegen, machte das Kreuz über ihn und murmelte im Tone, als ob er ein Gebet dazu spräche: Nutzt's nix, so schadt's nix; Beethoven küßte ihm die Hand, und wir übrigen lachten.

Der Gigant Beethoven trat mit seinen Riesenschöpfungen auf, allein die Instrumentalisten konnten sie nicht aufführen, und das Publikum verstand sie nicht. Wie oft mußte ich bei einer herrlichen Symphonie von diesem Meister sagen hören: Das ist barer Unsinn, und sehen, wie sich (besonders bei den letzten Musikstücken einer Symphonie) das Auditorium so schnell leerte, als fiele plötzlich ein Regenstrom vom Himmel, und es war doch kein Wasser, sondern reiner Spiritus. Das herrliche größte Meisterstück: die Ouvertüre zur Oper »Leonore« mußte Beethoven sogar zurücknehmen und eine neue komponieren, weil man sie nicht aufführbar fand. Jetzt haben die Instrumentalisten alle diese Meisterwerke durch und durch studiert; ja, sie kennen jede Note auswendig, sie führen daher die Tonstücke mit aller möglichen Präzision aus, und so hat auch das Publikum sie verstehen und bewundern gelernt. —

Der Winter des Jahres 1830 war ungewöhnlich rauh und das Holz teuer. Die ärmere Klasse besonders in den Vorstädten litt daran Mangel, konnte sich keine warme

Stube verschaffen und mußte mit starren Händen ihr Brot verdienen.

Es gelang mir, eine bedeutende Hilfe zu leisten. Ich will nun erzählen, auf welche Weise mir dieses glückte, nicht etwa um damit zu prahlen, denn ich tat nur, was ich nicht lassen konnte, aber wohl darum, weil man dazumal in den öffentlichen Blättern die Sache preisend besprach und die Geldleute belobte, mich aber als den eigentlichen Urheber des Ganzen mit Stillschweigen überging.

Es war eben der lustige Karneval eingetreten; während die Armen froren, tanzten und schmausten die Reichen fleißig auf Bällen und in Soireen.

Ich war zu einem Ball bei dem Großhändler A. geladen. Die ganze Geldaristokratie war da versammelt. Die Damen strahlten von Diamanten. Auch der König der Juden und der Jud der Könige, Baron Rothschild, war zugegen.

Ich hatte eben an diesem Tage in den öffentlichen Blättern gelesen, daß es in Paris Mode sei, daß bei großen Bällen in noblen Häusern eine der vornehmsten Damen an der Eingangstür sitze und da für die Armen einsammle. Es ging mir nun so durch den Kopf, ob denn dieses oder etwas Aehnliches nicht auch bei uns zustande zu bringen wäre.

Als ich nun so unter den Geldmenschen herumging und jedem gerne einige Gulden aus dem Sacke herausgeschaut hätte, sah ich Rothschild mit einem andern hohen Juden in einer Fensternische sitzen. Da ihr Gespräch, wahrscheinlich Börsespekulationen betreffend, eben zu Ende zu sein schien, trat ich hinzu und sprach: Herr Baron, dürfte ich Sie wohl um einige Worte bitten?

Mit Vergnügen, antwortete er, und zu jenem gewendet, der neben ihm saß, sprach er wirklich etwas unhöflich: Stehen Sie auf und lassen Sie Herrn Castelli zu mir sitzen, er will mit mir reden.

Ich sagte ihm nun, was ich heute über Paris in der Zeitung gelesen, beschrieb ihm die Not, welche unter den Armen besonders wegen Mangel an Holz in dieser Kälte herrsche und wandte mich an seine Großmut und Menschenfreundlichkeit, mir beizustehen, auch bei uns den Dürftigen Hilfe zu schaffen.

Ich wandte mich mit voller Ueberzeugung an das Herz dieses Mannes; denn mag man auch sagen über ihn, was man will, man muß ihm seine kleinen Eigenheiten und Eitelkeiten verzeihen, wenn man weiß, daß er stets hilfreiche Hand für die Armut hat, und daß er mehr Gutes tut, als man ihm Schlimmes nachsagt.

Er antwortete mir wörtlich wie folgt:

Lieber Herr von Castelli, es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie für die Armut was wollen tun, und Baron Rothschild bietet Ihnen recht gern seine Hand dazu, aber mit den Damen, die, wie in Paris, einsammeln sollen, geht's bei uns nicht. Bei uns setzt sich keine Dame zur Tür, es könnte ihr da ein Luftzug die Locken in Unordnung bringen. Wissen Sie was, schreiben Sie einen Aufruf an die Kaufleute um Beiträge zur Anschaffung von Holz. Beschreiben Sie die Not recht herzergreifend, wie Sie das recht gut können! Schicken Sie mir dann den Aufruf, und Baron Rothschild wird mit 1000 fl. unterzeichnen. Sina, Geymüller, Eskeles bleiben dann gewiß nicht zurück und geben nicht weniger als Baron Rothschild, und wenn es ihr Letztes wäre, die andern Kaufleute werden sich auch an-

schließen, und so werden Sie ein hübsches Sümmchen in kurzem zusammenbringen.

Ich dankte dem Baron, schrieb den Aufruf, Rothschild unterzeichnete 1000 fl., Sina, Geymüller, Eskeles ebensoviel, die übrigen 500, 300 fl., alle trugen bei, keiner unter 50 fl., und in der kurzen Zeit von acht Tagen hatte ich die bedeutende Summe von 12 310 fl. Konventions-Münze.

Für dieses Geld kaufte ich 754 Klafter hartes Brennholz, ließ es nach Maßgabe der größern und kleinern Bevölkerung in alle Vorstädte führen und verteilte es selbst unter die Armen. Diese mußten, wie es sich von selbst versteht, Bestätigungen ihrer Dürftigkeit von seiten des Pfarrers, Gemeindevorstehers und Hausherrn mitbringen, und jedes erhielt eine halbe Klafter.

Mein Herz tat mir bei dieser Verteilung sehr wehe, als ich sah, daß sich mehr Dürftige meldeten, als ich beteilen konnte, aber es erregte auch meine Galle, wenn ich sah, wie man Frauen in Mänteln und Voilen Dürftigkeitszeugnisse ausstellte. Von einer solchen Madame, welche sogar geschminkt war, wurde ich sogar derb ausgescholten und mit einem Schimpfnamen beehrt, als ich sie von der Beteilung zurückwies.

Dies war der Erfolg der auf meinen Aufruf stattgehabten Hilfeleistung, und was las man in der Wiener-Zeitung?

„Die Kaufmannschaft in Wien hat wieder einen neuen Beweis ihrer Großmut und Menschenfreundlichkeit gegeben; sie hat eine Sammlung veranstaltet, und für den eingegangenen sehr bedeutenden Betrag ist Holz angekauft und unter die Armen verteilt worden."

Man sieht, mein Name wurde gar nicht genannt, aber ich halte es für eine Pflicht gegen mich selbst, ihn zu

nennen. Die Freudentränen der armen Beteilten haben mich reichlich dafür belohnt.

Im Jahre 1831, als die Cholera in Wien wütete, schrieb ich eine populäre Broschüre über diese Krankheit, welche hauptsächlich für das Landvolk berechnet war, und worin ich es mir zur Aufgabe machte, das Volk mit dem Wesen der Krankheit bekannt zu machen, ihm die Mittel an die Hand zu geben, sich vor derselben zu wahren, und wenn sie jemand trifft, ihm zu sagen, was er im ersten Augenblicke, bevor noch der Arzt erscheint, zu tun habe.

Daß ich diese Aufgabe glücklich löste, beweist ein Brief des Herrn Hofrates Ohms, mit welchem er mir das mit dem Admittitur versehene Manuskript zurückstellte. Es heißt darin wörtlich:

Dieses gelungene Produkt hat auch von seiten der k. k. vereinigten Hofkanzlei eine rühmliche Anerkennung gefunden und verdient nach dem Urteile der medizinischen Fakultät, als Volksschrift, wegen Gediegenheit des eigentlichen ärztlichen Inhaltes, sowie wegen seltener Verständlichkeit den ersten Platz unter allen Schriften über die Cholera.

Als die n. ö. Landstände dieses Urteil lasen, beauftragten sie mich, das Manuskript einstweilen in 10 000 Exemplaren drucken zu lassen und sandten dieselben dann an alle Dominien des Landes.

Von allen Beteilten gingen Dankschreiben und Berichte über die gute Wirkung des Werkchens ein, welche mir als Anerkennung zugestellt wurden und welche ich noch besitze.

Der Kaiser ließ mir durch die Polizeistelle sein Wohlgefallen ausdrücken. —

Im Jahre 1838 schrieb ich eine Broschüre für die

wechselseitige Brandversicherungsanstalt, deren Direktionsmitglied ich war, um den Landmann über das Wesen dieser Anstalt und über den Vorteil, den sie gewährt, aufzuklären und ihn zu seinem Besten zum Beitritte anzuspornen.

Ich würde mich nicht herbeigelassen haben, eine solche Flugschrift für Geld zu schreiben, nein, ich habe es unentgeltlich und in meiner innigsten Ueberzeugung getan, daß eine wechselseitige Versicherung, wenn sie in einem Staate allein besteht, keine gewinnsüchtigen Nebenbuhler hat, und jeder Hausbesitzer sich versichern muß, die größte Wohltat für Staat und Volk ist.

Von dieser Ueberzeugung geleitet, glückte mir dieses Werkchen vorzüglich, und meine Gewandtheit, mich dem Landvolke, eingehend in seine Begriffe und Denkart, in seiner Sprache zu verständigen, trug zur Wirksamkeit desselben bei.

Mit dem verbindlichsten Danke empfing die Anstalt das Manuskript, veranstaltete eine bedeutende Auflage davon und sandte diese auf das Land, wo sie von vorteilhafter Wirkung war. —

Kein Schriftsteller ist kompetent in einem Urteil über sich selbst; Schriftsteller und Mütter gleichen sich darin, daß sie ihre schwächsten Kinder für die vorzüglichsten halten. Ich will also hier nicht über den Wert oder Unwert meiner literarischen Arbeiten, nicht über das, was vielleicht zum Lobe oder zum Tadel derselben gereichen könnte, sprechen, sondern nur kurze Bemerkungen über die Entstehung, über die Wirkung, die Aufnahme und Anerkennung usw. einzelner Erzeugnisse meines Talentes mitteilen, Umstände, welche nur ich allein weiß und wissen kann, und welche doch Streiflichter bei Beurteilungen über mich darbieten.

Für das Wahrhafteste und Treffendste, was über mich

als Schriftsteller geschrieben wurde, und worin sowohl meine wenigen kleinen Vorzüge, als auch meine Schwächen mit richtiger Auffassung beurteilt sind, halte ich einen Aufsatz in dem Brockhausschen Konversationsblatt vom Jahre 1845 Nr. 257 und 258. Der Verfasser desselben ist nicht benannt, und ich weiß auch nicht, wer es ist.

Ich erlaube mir aber ein paar Stellen hieraus anzuführen.

Der Verfasser sagt:

„Castelli ist mit einer gesunden Natur begabt; er hat das Glück gehabt, daß ihm in der Jugend der Verstand nicht in die spanischen Stiefel der schulmäßigen Logik eingezwängt worden ist, daß er nicht gelernt hat, die Welt durch die Brille einer Schule anzusehen. Castelli ist im vollen Genusse dieses Vorzuges, er hat einen glücklichen Wahrheitssinn, faßt sowohl die Objekte der wirklichen Welt, wie auch die Objekte der Phantasie scharf und richtig auf.

„Mit diesem Vorzuge hängt die realistische Richtung aller seiner Produktionen zusammen; er stellt menschliche Zustände, menschliche Handlungsweise, menschliche Irrtümer und Verirrungen, menschliche Freuden und Widerwärtigkeiten mit voller Schärfe und Wahrheit dar; vom Idealisieren hält er sich fern, im Gegenteil, er bewegt sich mit Geschick in der Form der Satire; doch diese Satire ist nicht hart, nicht bitter, nicht menschenfeindlich, nicht schmerzsüchtig, sie richtet ihre Pfeile nicht bloß gegen philisterhafte Beschränktheit, sondern selbst gegen die großen Gebrechen und Verbrechen der Zeit. Wenn Castelli durch seine Satire bald erleuchtet, bald erwärmt, bald erschreckt und erschüttert, so verschmäht er auch nicht aufs kräftigste zu rühren. In dieser Gattung hat er meisterhafte Gebilde geliefert."

Die eine Ueberzeugung habe ich, daß ich in leichten komischen Gedichten, in Epigrammen, in bildlichen Darstellungen aus dem Leben und vorzüglich in mundartlichen Gedichten sehr viel Anziehendes, ja ich darf sagen Gutes geschrieben habe, daß meine Darstellungsweise stets eine einfache und klare ist, daß die einzelnen Stacheln, welche sich hie und da finden, nicht verwunden, weil ihre Spitzen durch Gemütlichkeit in Balsam getaucht worden sind.

Ich habe mich in allen Fächern versucht, meine meisten Gedichte haben nach Art der französischen wiederkehrende Schlußreime (Couplets), das kommt daher, weil ich viel Französisches gelesen und bearbeitet habe.

Manche Füße bei meinen Gedichten mögen wohl hinken, manche Reime unrein klingen, aber ich habe es nie über mich gewinnen können, einen Gedanken der bessern Form wegen aufzugeben, oder auch nur undeutlicher darzustellen.

Alle meine Gedichte sind zur Deklamation geeignet und machen, wenn sie gut vorgetragen werden, bedeutende Wirkung. Wenn ich sie selbst vortrage, wird ihnen erst ihr volles Recht. Ich darf kühn nachsagen, was die ganze Welt von mir sagt: daß ich einer der besten Vorleser und Deklamatoren bin. Ich nehme es hierin mit jedem Schauspieler auf und werde durch mein äußerst verständliches Organ und durch meinen natürlichen, einfachen, aber klaren und fein nuancierten Vortrag gewiß größere Wirkung hervorbringen, als wenn er den größten Pathos und die äußerste Kraft seiner Lunge anstrengt.

Ich glaube, daß viele meiner Gedichte auch nach meinem Tode noch in dem Munde des Volkes bleiben werden. Dazu rechne ich vor allem meine Gedichte in österreichischer Mundart. Das erste Gedicht, welches ich in der Mundart verfaßte, ist so populär geworden, daß es wohl zwanzigmal

in Musik gesetzt ist und auch auf dem Lande zur Zither gesungen wird. Es heißt: »Das Häusel am Roan« und war in Schicks Modezeitung gedruckt. Mehrere andere folgten nach.

Von den rein deutschen Gedichten wurde eines meiner sehr früh verfaßten, nämlich: »Das Lob der Kleinen«, das populärste. Es gibt wenige Mädchen hier und selbst im Auslande, welche als Kinder dieses Gedicht nicht auswendig gelernt und deklamiert haben.

Meine Werke haben sich weit verbreitet. Mein Freund Ludwig August Frankl teilte mir nach seiner großen Reise nach Jerusalem folgendes mit:

„Ich teile Dir schriftlich mit, wo ich Deine gesammelten Schriften in aller Welt traf und mich durch sie angeheimelt fühlte:

„In Goethes Arbeitszimmer, das nach getroffener Anordnung in dem Zustande, wie es der große Dichter verlassen hat, für alle Zeit verbleiben soll, befinden sich unter andern wenigen Büchern Deine Gedichte.

„Im Salzkammergute auf dem 7000 Fuß hohen Schafberge ist ein hölzernes Haus errichtet, das die Bergsteiger für eine Nacht aufnimmt; zu ihrer Erholung hat der Besitzer keine andern als Deine Schriften angeschafft.

„Aber auch in Afrika fand ich sie, in der alten Kalifenstadt in der Konditorei des ungarischen Juden Dattelbaum. Unter Mumien und Koptenschädeln zwischen altägyptischen Götzenbildern und modernen, aus Elefantenhaut geschnittenen Schürzen, sonst nackter schwarzer Schönheiten, stehen Deine gesammelten Werke.

„Welch reizende Nähe und Umgebung für einen Dichter, den man den österreichischen Anakreon nennt.“

## Siebzehntes Kapitel: Auf dem Land in Hütteldorf und Lilienfeld.

Ein Abenteuer mit dem Wagen des Kronprinzen. — Eine lustige Anekdote. — Friederikes Tod (1832). — Eine furchtbare Nacht. — Die Lilienfelder Gegend. — Ich kaufe dort ein Landhaus. — Einrichtung. — Der Garten. — Späterer Verkauf. — Mariazell und vom Wallfahren. — Die Nachbarn Döbler. — Ein Erntefest. — Das Leben in Lilienfeld. — Reise nach Deutschland (1839). — Bei Mendelsohn. — Warum er nicht nach Wien kam. — Eine Anekdote von meiner Rheinfahrt. — Doctor philosophiae von Jena. — Im Goethehaus zu Weimar. — Mein Anteil an der Revolution von 1848. — Wie ich meine Bauern behandle. — Mein Schreiben an die Erzherzogin Sophie.

Ich und Friederike lebten in Hütteldorf einige Sommer hindurch recht angenehm, und dieser Aufenthalt würde mir vollends zum Paradiese geworden sein, wenn Friederike weniger herrschsüchtig gewesen wäre, und mir ihre Launen nicht manche Stunde verbittert hätten.

Gepriesen sei derjenige, der zuerst auf den Einfall kam, einen Gesellschafts- oder sogenannten Stellwagen zu errichten, gepriesen seien alle diejenigen, welche ihm nachfolgten; diese Einrichtung war für Wien und seine Bewohner eine Quelle von vielen Vergnügungen, für viele ein Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, zu befestigen oder zu verbessern; kurz, ich kann mir das damalige Wien ohne Gesellschaftswagen gar nicht mehr denken. Die meisten dieser Wagen waren bequem und gut eingerichtet, manche sogar auch elegant, für 9 Personen freilich etwas knapp, besonders wenn Frauenzimmer so indiskret waren, große Bündel und Einkaufskörbe mit sich zu nehmen; aber wenn man nur einmal eingepackt war, so rüttelte sich das Ding doch so zusammen, daß man am Ende nicht gar zu un-

bequem fuhr, und einer hübschen Nachbarin näher zu rücken, war doch auch nicht gar so unangenehm.

An guten Pferden fehlte es wohl den meisten, und gar schnell ging die Fahrt nicht, aber das Sprichwort sagt mit Recht: Besser schlecht gefahren, als stolz gegangen.

Ich hatte mir aber ein Wägelchen und ein Pferd angeschafft, um damit hin und her zu kutschieren. Eines Abends, es war im Herbste, fuhr ich von Hütteldorf nach der Stadt. Auf dem Wege gewahrte ich einen Hofwagen mir entgegen kommen, welchen ich aus zwei Nebenreitern, welche Laternen auf Stangen trugen, erkannte. Ich befahl meinem Kutscher, rechts auszuweichen. Er tat es, wich aber so weit aus, daß das eine Rad auf einen Schotterhaufen zu stehen kam, und hiernach der Pferdekopf samt der Deichselstange tiefer in die Fahrstraße hineinragte. Der Hofwagen rollte im Galopp gegen uns her. Der Kopf meines Pferdes samt der Stange wurde vom hinteren Rade erfaßt, ich hörte nur etwas, wie einen Wasserguß, es war das Blut meines Pferdes, welches tot zu Boden fiel. Zum Glück sprang die Deichsel ab, sonst wäre ich zerschmettert worden.

Einige Schritte, nachdem der Hofwagen vorübergefahren war, hielt derselbe, ein Kavalier stieg aus und erkundigte sich, wen das Unglück getroffen habe. Ich erfuhr, daß der Kronprinz Ferdinand sich im Wagen befunden habe.

Betrübt über mein Unglück ging ich zu Fuß nach Hause. Am folgenden Tage aber erhielt ich von dem Kronprinzen eine Entschädigung von 1000 fl.

So fiel dieses mein Unglück zu meinem Glücke aus, denn mit dieser Summe war meine ganze Equipage dreifach bezahlt, aber ich nahm mir vor, mir niemals mehr eine Equipage anzuschaffen, und die Leute lachten und

sagten, es wäre sehr gescheit gewesen, mich überfahren zu lassen, da ich einen so guten Handel dabei gemacht habe. Einer riet mir sogar, ich solle mir nochmal eine schlechte Equipage anschaffen und trachten, damit vom Kaiser überfahren zu werden; denn wenn mich der Kronprinz mit 1000 fl. entschädigte, so würde der Kaiser das Doppelte geben.

In jene Zeit fällt auch folgende Anekdote.

Ich machte bei meinem Freunde Breuß mit einem sehr liebenswürdigen Kaufmann L. aus Hamburg Bekanntschaft. Er hielt sich fast ein Jahr in Wien auf, wir genossen viele Unterhaltungen miteinander, und er war mir besonders zugetan.

Endlich war seine Abreise für den Faschingdienstag festgesetzt. Breuß gab ihm an diesem Tage ein Abschiedsdiner, und L. hatte die Postchaise um 6 Uhr abends zu Breuß's Hause bestellt.

Wir waren noch recht lustig, und L. fragte mich: Was werden Sie denn heute am letzten Faschingstage noch tun?

Ich bin, antwortete ich, noch auf zwei Bälle geladen, werde beide besuchen, auf dem einen soupieren, dann nach Mitternacht noch auf die Redoute gehen, und um 3 bis 4 Uhr nach Hause, wo ich aber dann gewiß bis zum nächsten Abend mich satt schlafen werde; denn ich bin seit acht Tagen wach und auf den Beinen.

Nun, sagte L., da würden Sie sich wohl recht ärgern, wenn Sie, kaum zu Bette gegangen, gleich wieder geweckt würden?

Der sollte es bereuen, welcher das versuchen wollte, erwiderte ich.

Ich werde es nicht sein, versetzte L., denn ich reise, wie Sie wissen, um 6 Uhr von hier ab.

Und er reiste wirklich ab, wir begleiteten ihn noch alle zum Wagen.

Ich ging, wie ich gesagt, auf zwei Bälle, dann auf die Redoute, kam gegen 3 Uhr morgens nach Hause und legte mich zu Bette.

Ich hatte nicht lange geschlafen, als mich ein gewaltiger Lärm weckte. Mein Bedienter trat mit einem Postillion zu meinem Bette, und dieser übergab mir eine große Depesche. Ich öffnete sie und las folgendes:

Geehrter Freund!

Da ich überzeugt bin, daß Sie mir sehr freundschaftlich zugetan sind, so melde ich Ihnen in Eile, daß ich glücklich auf der zweiten Poststation Sieghartskirchen angekommen bin, und wünsche wieder wohl einzuschlafen.

Ihr L.

Schon gut, sagte ich verdrießlich, um den unwillkommenen Boten abzufertigen, allein er produzierte mir noch eine Anweisung, worauf er von mir 4 fl. 38 kr. zu empfangen habe.

Das war mir zu arg, aber ich bezahlte und er ging.

Nach einigen Tagen fiel mir eine gerechte Wiedervergeltung ein: Ich machte einen Fuhrmann ausfindig, welcher eine schwere Fracht nach Paris zu bestellen hatte, und sagte ihm, er solle in Paris einen sehr großen Stein zu bekommen suchen, diesen samt dem Brief, den ich ihm übergab, in eine Kiste packen, die Kiste an die Adresse, welche ich ihm ebenfalls einhändigte, übergeben und dafür

50 fl. Fuhrlohn begehren. Wenn er zurückkommt, so erhält er von mir 20 fl., wenn er mir die 50 fl. bringt, und 10 fl., wenn er sie nicht erhielte, daran ich aber nicht zweifelte.

In dem Briefe stand:

Als ich von Ihnen die Meldung erhielt, daß Sie glücklich in Sieghartskirchen angekommen sind, ist mir dieser Stein vom Herzen gefallen, den ich Ihnen hiermit übersende und wünsche wohl zu leben.

Ihr Castelli.

L. hatte mit lachendem Munde die 50 fl. bezahlt, und ich hatte mein Postporto mit großen Perzenten zurück.

Alle Sommer brachte meine Freundin Friederike ein paar Monate in Graz bei ihrem Bruder zu, einige Male besuchte ich sie während meiner Amtsferien auch dort, aber die Zeit, welche ich in Wien während ihrer Abwesenheit frei und lustig verlebte, verging mir viel zu schnell, und mein Joch wurde immer lästiger; allein eine unerschütterliche, freundschaftliche Anhänglichkeit hielt mich dennoch immer fest an sie gekettet, und wirklich nur ihr Tod im Jahre 1832 konnte dieses Band zerreißen, welches ich niemals gelockert haben würde, obwohl es mich wund drückte; aber gelernt habe ich in diesen 17 Jahren, daß es nicht in meiner Natur liegt, ein Weib bis zum Tode zu lieben, und daß, wenn ich mich auch mit der besten, schönsten und treuesten Frau ehelich verbinden würde, ich mich doch selbst unglücklich fühlen würde und zwar um so mehr, als ich mich selbst aufopfern müßte, um nicht auch sie unglücklich zu machen.

Im Verluste lernt man erst den Wert des Verlornen

schätzen. Ihr Tod vernichtete mich und warf mich auf das Krankenlager. Alles Unangenehme, was ich in dem Verhältnisse mit ihr fand, war aus meinem Gedächtnisse entschwunden, und nur das Angenehme strahlte heller und lebendiger.

Es war um diese Zeit, daß ich eine furchtbare Nacht bloß durch den Gedanken: »Wenn« erlebte.

Wir hatten des Abends in einer Gesellschaft viel Unheimliches erzählt von Geistererscheinungen und Ahnungen, vom Anmelden Gestorbener usw., und gingen um Mitternacht, durch dieses Gespräch aufgeregt, voneinander.

Als ich nach Hause kam, fühlte ich keinen Schlaf und setzte mich noch zu meinem Pulte, um zu schreiben. Feiner Regen rieselte an mein Fenster, und der Wind heulte dazu.

Ich mochte beiläufig eine Viertelstunde geschrieben haben, als die Türe meines Zimmers, der ich gerade den Rücken zuwandte, aufsprang. Ich stand auf, schloß sie zu und setzte mich wieder an den Schreibtisch. Kaum vergingen einige Minuten, so sprang die Türe zum zweiten Male auf. Nun, dachte ich, vielleicht schloß ich sie nicht gut zu; ich schloß sie also diesmal fest und versuchte, ob der Riegel auch genau in den Haken eingefallen sei, dann setzte ich mich wieder zum Schreibtische, aber das Schreiben wollte nicht mehr recht gehen, und ich horchte immer, ob sich die Türe nicht auch zum dritten Male öffnen würde. Kaum gedacht, so geschah es auch wirklich.

Nun ging ich in mein Vorzimmer, untersuchte, ob die Türen und Fenster gut geschlossen seien und mir nicht etwa die Zugluft diesen Schabernack spiele. Nirgends konnte ein Lüftchen eindringen. Wieder schloß ich die Türe genau und mit aller nötigen Vorsicht, und im Zimmer auf und

nieder schreitend, suchte ich die Ursache dieses Aufspringens einer Türe zu erforschen, bei der dies früher niemals geschehen war.

Da schlug es ein Uhr, und die Türe sprang noch einmal auf. Wider meinen Willen fühlte ich ein Grauen, schloß die Türe nun mit dem Schlüssel zweimal ab, schob auch den Nachtriegel vor, entkleidete mich und legte mich zu Bette.

Ich konnte aber nicht einschlafen, immer sah ich unverwandt nach der Türe, und der Gedanke wich nicht von mir: Wenn sie jetzt doch noch einmal aufginge?

Sie blieb jetzt wie natürlich geschlossen, aber dieses Wenn, dieses fürchterliche Wenn, hielt mich bis an den Morgen wach, wo mich der erste Schlaf überwältigte.

Belächle diese einfache Geschichte nicht, lieber Leser, und halte der Phantasie etwas zugute! —

Im Jahre 1835 fuhr ich mit dem Herrn Abt von Lilienfeld in sein Stift. Ich hatte bis dahin noch keine Gegend gesehen, welche mir so reizend vorkam wie jenes Tal, worin das Stift liegt. Auch an den geistlichen Herren fand ich Wohlgefallen daselbst, besonders an dem Stiftskämmerer Maximilian Hoffmann, einem vortrefflichen Manne, der mein Freund wurde, und es auch blieb bis zu seinem Ende.

Eines Nachmittags sagte der Prälat zu mir: Jetzt will ich Sie zu dem herrlichsten Punkte in unserer Gegend führen. Wir stiegen einen mäßigen Hügel von höchstens 50 Schritten hinan und befanden uns bei zwei Bauernhäusern, die Berghäuser genannt, von denen man das Stift und das ganze herrliche Tal samt dem Silberflusse Traisen übersehen kann. Ich war stumm in den himmlischen An=

blick versunken. Nicht wahr, sagte der Abt, auf diesem Hügel würde ein Haus herrlich stehen? Da sollten Sie sich eines bauen. Ich fragte, ob denn die Besitzung auch zu haben wäre, und bat, für mich darum zu unterhandeln.

In einem halben Jahre waren die beiden Bauernhäuser, samt dem Hügel und 40 Jochen rings um denselben liegenden Aeckern, Wiesen und Wald für 5000 fl. mein Eigentum.

Ich ließ mir nun von dem geschickten Architekten Löhr einen Plan zu einem schönen Landhause machen und sendete diesen meinem Freund Hoffmann, der mir versprach, den Bau aufs beste und wohlfeilste zu besorgen.

Und der brave Mann hat Wort gehalten. In einem Jahre stand das schönste Landhaus mit 2 Glashäusern und 2 Nebengebäuden fertig da und kostete mich samt dem Ankauf 15 000 fl. Ich bezog es im Jahre 1840.

Es bestand aus 2 Salons, 9 Zimmern, 2 Kabinetten, Küche, Speise- und Obstkammer, hatte vorne eine Kolonnade und einen Balkon. Zwei große Glashäuser waren an beiden Seiten so angebaut, daß, wenn man im Erdgeschosse die Türe öffnete, man in beide sehen konnte. Vor der Hauptfaçade befand sich ein Springbrunnen, der immer reines Gebirgswasser 2 Klafter hoch emporsteigen ließ. Der Keller war in den Felsen gehauen, auf welchem das Haus stand. Der Hof war so groß, daß man, ungeachtet sich in der Mitte desselben ein Bassin befand, doch mit einem vierspännigen Wagen darin herumfahren konnte.

Die zwei Nebengebäude enthielten das eine einen Pferdestall für 4 Pferde, einen Kuhstall und einen Wagenschuppen, das andere die Gärtnerwohnung und einen Holzschuppen.

Was soll ich von meinem Garten sagen, dessen Anlage mir viel Geld und noch mehr Mühe kostete? Er war vier Joch groß und nicht eingeschlossen, so daß das umliegende Gebirg und Tal zu ihm zu gehören schien und man nirgends sein Ende sah. Da der ganze Hügel aus Felsen bestand, so mußten bei jedem Baum, den ich setzen ließ, Felsen gesprengt und Erde zugeführt werden, und dennoch setzte ich außer einzelnen exotischen Bäumen noch 4 ganze Wäldchen, jedes mit 40—50 Bäumen, und zwar ein Birkenwäldchen, ein Fichtenwäldchen, ein Pappelwäldchen und ein Lärchenwäldchen.

Der größte Schatz meines Gartens bestand aber in einer Sammlung von 2000 Species perennierender Pflanzen, welche allgemeine Bewunderung erregten.

Der ganze Garten hatte soviele Abwechslung, war so rein gehalten, mit Lauben, Statuen, einer Eremitage und Blumen aller Art geziert, daß er fast von allen durch Lilienfeld Reisenden besucht und bewundert wurde, und der Punkt, auf welchem mein Haus und Garten standen, war von einer so auffallenden Art, daß auch jene, welche nur auf der Landstraße vorüberfuhren, einen unauslöschlichen Eindruck davon mitnahmen, und sich auch in Wien der Ruf von der Herrlichkeit meines Landsitzes allgemein verbreitete.

Plötzlich erschien der Großhändler Perissutti bei mir, entdeckte mir, daß meine Besitzung mit einer Ausspielungsbewilligung begünstigt sei, daß er nun, da ein so anziehender Bau darauf stünde, diese Ausspielung zu unternehmen gesonnen sei und fragte, was ich für meine Einwilligung zu erhalten wünsche. Wir kamen überein, daß er mir 5000 fl. bar bezahle und wenn die Ziehung vorüber sei und der Gewinner statt der Ablösungssumme von 300 000

die Besitzung behalten wolle, mir 100 000 fl. dafür ausbezahlt würden, wo nicht, ich im Besitze meiner Realität wie auch bis dahin unbeirrt zu verbleiben habe.

Der Kontrakt wurde grundbücherlich vorgemerkt.

Das war nun ein Glückszufall, den ich mir nicht träumen ließ. Ich erhielt die 5000 fl., wofür ich meine Gründe gekauft hatte, wieder zurück, und machte somit einen Treffer in einer Lotterie, ohne einen Einsatz geleistet zu haben, und blieb ruhig im Besitze meines Eigentums.

So bewohnte ich denn diese herrliche Besitzung bis zum Jahre 1854, also 14 Jahre, verschönerte sie immer, genoß unzählige angenehme Stunden; allein bei meinem zunehmenden hohen Alter behagte mir das rauhe Klima nicht mehr, ich wurde daselbst krank, die Kosten der Erhaltung waren ebenfalls sehr bedeutend, und so entschloß ich mich denn plötzlich, sie zu verkaufen. Doktor von Vivenot erhielt es um 21 000 fl.

Ich habe viel Vergnügen dadurch verloren, aber ich habe dadurch meine Einkünfte um jährliche 2000 fl. vermehrt; ich beziehe nämlich jährliche 1000 fl. von dem Kapital und erspare jährlich 1000 fl., welche mich das Haus gekostet hat. Damit kann ich jeden Sommer eine schöne Reise machen, was ich auch tat, und darf nicht fürchten, durch böses Frühlingswetter um mein Obst und durch schlechte Gärtner um meine Blumen zu kommen.

Mariazell, der berühmteste Wallfahrtsort in den österreichischen Staaten, ist zu bekannt und zu oft beschrieben worden, als daß hierüber etwas Neues zu sagen wäre; doch ist mir, der ich in nicht weiter Ferne mein Landhaus bewohnte, und den Sommer hindurch 2—300 000 Men-

schen aus allen Ländern bei mir dahin vorbeiziehen sah, manches, sowohl auf die Wallfahrten selbst als auf die religiösen Umstände aufgefallen, was ich hier besprechen will.

Wenn einzelne Fromme, oder kleinere Häufleins, z. B. Bewohner eines Dorfes miteinander zu einem Gnadenbild, das sie für wundertätig halten, wallfahrten, so ist wohl dagegen nichts einzuwenden. Aber ob auch große Prozessionen von mehr als tausend, wie z. B. jene von Wien, von Graz usw. geduldet werden sollen, ist eine andere Frage. Ich glaube, daß dies weder in Sanitäts- noch in Sittlichkeitsrücksicht zulässig ist. Man muß nur wissen, wie die armen Leute oft nur mit wenigen Groschen im Sacke die lange Reise beginnen, wie sie dann manche Nacht in den Bergen, wo es kühl ist, auf Bänken, auf dem Stroh, oft sogar im Freien zubringen, nur Brot essen. Man muß sie sehen, wenn sie bei Regen und Hitze gewandert sind und von der Wallfahrt zurückkehren, wie erbärmlich sie aussehen; man muß sich überzeugen, wie viele schon auf der Straße krank werden, und man wird sagen, die Frömmigkeit darf nicht über die Sorge für sich selbst die Oberhand gewinnen.

Auf dem ganzen Wege singen und beten die Wallfahrer, dadurch wird ihnen die Kehle trocken, nebstbei erhitzen sie sich durch das Gehen; wo sie also Wasser finden, und das sprudelt ihnen eiskalt aus jedem Felsen entgegen, da trinken sie und trinken oft den Tod mit.

Was die Unsittlichkeit betrifft, so kann man wohl annehmen, daß ein großer Teil der aus Städten kommenden Wallfahrer die Wallfahrt nicht aus religiösem Trieb, sondern aus Unterhaltung, aus Begierde einen Ausflug auf das Land machen, ja sogar zum Spaß mitmachen.

Ich weiß Frauen, welche nach Mariazell wallfahrteten, um mit ihren Geliebten die Reise unternehmen zu können.

Ich erlaube mir nun zu beschreiben, wie die Mittelklasse ihre Nächte zubringt: In allen Orten, wo Wallfahrer gewöhnlich die Nacht zuzubringen pflegen, finden sie nicht nur in den Gasthäusern, sondern auch in Privathäusern große Gemächer mit 50 und auch mehr Betten, deren jedes zwei Personen aufzunehmen bestimmt ist. Da fallen die Wallfahrerschwärme nun ein wie die Heuschrecken und nehmen die Betten in Besitz. Man sieht darauf, daß sich in die Betten auf einer Seite nur Männer, auf der andern nur Frauen legen. Aber ich habe einen solchen Schlafsaal des Morgens, als die Wallfahrer aufstanden, gesehen, da lag alles untereinander.

Auch in kirchlicher Hinsicht habe ich in Rücksicht auf Wallfahrten manches zu bemerken und scheue mich nicht, es zu tun:

Die meisten Wallfahrer, welche in der Lage sind, ihres Beutels wegen es tun zu können, bezahlen der Kirche zu Mariazell Messen, von denen sie glauben, daß sie daselbst auch gelesen werden. Allein wie wäre es auch nur möglich, daß so viele tausend Messen von so wenigen Priestern (es sind meines Wissens nach 16 daselbst) gelesen werden können? Ich weiß es zuverlässig, daß diese Messengelder zu Hunderten an Pfarreien und Klöster gesandt werden, damit die Messen daselbst gelesen werden.

Ich halte die Ohrenbeichte für nützlich und wohltätig, wenn anders der Priester den Sünder nicht nur so geschwind als möglich absolviert und ihm als Buße fünf Vaterunser zu beten anbefiehlt, sondern ihm auch heilsame Lehren gibt, wie es ihm möglich wird, seine Sünden künftig zu vermeiden. Wie kann man aber denken, daß dieses

geschehen könne, wenn ein Priester oft des Morgens über hundert Beichten anhören und daher das Heilige handwerksmäßig betreiben muß?

Ich habe auch Zeremonien gesehen, welche mir äußerst albern vorkamen, und welche wohl jeder ebenso finden wird. Wenn ein Zug in Mariazell ankommt, so ist das erste, daß sich der Leiter desselben (Vorbeter genannt) zu einem der dortigen Einwohner begibt, welche die Leute um ihr Geld prellen (und in Mariazell prellt alles) und sich für den künftigen Tag zum Einzuge eine hölzerne Figur bestellt, eine Mutter-Gottes von Holz, welche auf einer Tragbahre steht oder sitzt, und für deren Gebrauch nach ihrer Größe und Ausschmückung 10—15 fl. C.-M. bezahlt werden müssen. Am folgenden Morgen nun hält die Prozession ihren Einzug in die Kirche. Die Jungfrauen tragen, mit fliegenden Haaren, mit Bändern geschmückt, diese hölzerne Mutter-Gottes zur andern Mutter-Gottes in die Kirche. Was dieses eigentlich bedeuten soll, weiß ich mir durchaus nicht zu erklären.

Ein anderer lächerlicher Gebrauch ist der, daß die Wallfahrer, wenn sie an einem Felsen vorübergehen, der herausragt, als ob er herabzustürzen drohte, kleine spannenlange Stäbchen, kleine dünne Zweiglein, wie sie selbe von den Gebüschen abschneiden, unter den Felsen hinlehnen. Soll das nur ein Anzeichen ihres Wunsches sein, daß er nicht herabstürzen möge, so ist der Wunsch gut, aber das Zeichen läppisch. Man muß wirklich lachen, wenn man viele hundert solcher Rütchen unter einem drohenden Felsen angelehnt sieht.

Noch eine, der Gesundheit schädliche Gewohnheit ist besonders bei Wallachen üblich. Wenn sie nämlich bei der Wallfahrt an einen hohen steilen Berg kommen, so stecken

sie sich alle Taschen voll der größten Steine und schleppen sich so mühsam den Berg hinan, dabei schwitzen und keuchen sie erbarmungswürdig und glauben, dadurch ihre Sünden abzubüßen. O Ihr Verblendeten! Ihr ladet mit den Steinen eine neue Sünde auf Euch, da Ihr Euere Gesundheit dadurch in Gefahr setzet! —

Das liebenswürdige Ehepaar Döbler bewohnte dreiviertel Stunden von meinem Landhause in Lilienfeld ihr eigentümliches Gütchen Klafterbrunn. Die herrliche Lage dieser Besitzung, die freundliche Aufnahme, welche man dort fand, auch die eigentümliche Art, womit Mann und Frau sich alle Herzen zu gewinnen wissen, sind allgemein bekannt. Sie betreiben ihre nicht unbedeutende Landwirtschaft selbst, und der Zauberer im Winter gefällt sich im Sommer darin, die Zaubereien der Natur zu belauschen, seinen Feldern nachzusehen, mitunter auch selbst einen Pflug zu leiten, sein Obst abzunehmen und seinen Erdäpfeln nachzusehen, ob sich nicht die Krankheit an ihnen zeigt. Auf seinem Nachttischchen am Bette liegen ökonomische Bücher, und auf seinem Schreibtische stehen Modelle von landwirtschaftlichen Geräten.

Die kleine, kugelrunde, anmutige Frau sieht in ihrem Kuhstalle nach, füttert ihr Geflügel, freut sich kindisch über 9 junge Ferkel, geht auch wohl, wenn auf der Wiese Heu gemacht wird, mit dem Rechen auf der Schulter voran, und es ist äußerst komisch zu hören, wie sich die geborne Dänin Mühe gibt, mit ihren Mägden und Knechten lokal zu sprechen, und wie sie das Mäulchen verzieht, wenn sie z. B. sagt: „Kinder! macht's eure Sachen recht, daß ich mich nit giften derf!“

Einmal veranstalteten Döblers ein Erntefest, und ich

habe nie einen Ball in Wien mitgemacht, wo ich mich so gut unterhalten hätte, wie bei diesem:

In der großen Scheune im Maierhofe waren landwirtschaftliche Werkzeuge gleichsam trophäenartig aufgehängt. In der Mitte dieser leuchteten Wagenlaternen. Die Wände waren mit Tannenreisig belegt, und Guirlanden von farbigem Papier zierten die Decke. Die eine Abteilung der Scheuer war zum Tanze bestimmt. In dem andern Teile der Scheuer war eine Tafel mit Räucherfleisch, Gugelhupf, Semmelschnitten mit Rosinen in Wein und Lammsbraten mit Salat besetzt. Obstmost floß in Strömen.

Zum Erntefest geladen waren nicht nur das Hausgesinde, sondern auch alle, welche bei der Ernte mitgeholfen hatten, und hiezu kamen noch ungebeten die »Mahm« des einen und die »Godl« des andern, und selbst fremde Burschen und Mädchen aus den umliegenden Bauernhäusern wurden nicht abgewiesen.

Die Musik bestand aus drei Klarinettbläsern.

Als wir Honoratioren mit Döblers in die Scheuer traten, wurden wir mit einem Vivatgeschrei empfangen, daß die Berge widerhallten, wozu die Musikanten einen ohrenzerreißenden Tusch anstimmten. Wir nahmen Krüge und tranken auf die Gesundheit der Versammelten.

Nun ging's ans Tanzen. Unser österreichischer Bauerntanz ist eben so anmutig und gemütlich, als die Weisen, welche dazu aufgespielt werden. Das ist kein Hupfen und Springen, Fliegen und Rasen wie in eleganten Zirkeln; das ist ein inniges Umfangen und sich Fortwälzen, dabei eine Darstellung der anmutigsten Figuren. Uebrigens fehlt auch dabei das tolle Gepolter nicht. Bursche, welche eben nicht mittanzen, setzen sich auf den Boden und trommeln

auf demselben nach dem Takte; die Tanzenden klatschen in die Hände und stampfen mit den Füßen, wieder andere jauchzen. Doch habe ich mich nicht wenig verwundert, als ich unsere Bauern auch Galopp und Polka tanzen sah.

Die allgemeine Lustigkeit stieg aber auf das höchste, als Döbler seiner Kuhliesel, und seine Gattin ihrem Kutscher Peter die Hände reichten und mit ihnen walzten. Wir übrigen folgten nach, und man mußte die verklärten Blicke dieser Bauersleute sehen, und wie sie sich Mühe gaben, viel leichter aufzutreten, wenn sie mit uns Honoratioren tanzten.

Eine recht artige kleine Dirne, die sich flinker drehte als ein Rad, und die ich recht an meinem Finger drehte, damit ich mir selbst das Drehen ersparte, sagte mir: „Gnädiger Herr, den Tag schreib ich mir in mein Betbüchel."

Keiner aber von uns tanzte so unverdrossen als die beiden Döblers, dafür hatte aber auch Elisens weißer Ueberrock große Schmutzflecke von den unbehandschuhten Händen ihrer derben Tänzer.

In jenen 16 Sommern, welche ich in Lilienfeld zubrachte, lebte ich wie ein grand Seigneur. Schon als ich das Gütchen bezog, gab ich allen Bauern meiner Nachbarschaft ein großes, ländliches Fest, wobei wie natürlich Essen und Trinken die Hauptsache war. Ich machte sie dadurch auch alle zu meinen guten Freunden, und sie gingen mir bei allem mit Rat und Tat an die Hand.

Auch den Beamten und den übrigen Honoratioren der Umgegend gab ich alle Jahre in Lilienfeld einen Ball, und so stand ich mit allen in gutem Einvernehmen.

Freunde aus Wien, welche mich besuchten, waren mir willkommen, von mir freundlich aufgenommen und bewirtet, aber es kamen so viele, daß mir die Bewirtung

etwas zu kostspielig wurde, und dies war auch eine der Ursachen, warum ich mein Landgütchen in Lilienfeld verkaufte. —

Im Jahre 1839 machte ich eine Reise nach Deutschland.

Ich war von der Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde ersucht worden, auf meiner Reise Mendelsohn zu vermögen, daß er zur Aufführung seines Oratoriums Paulus nach Wien kommen und dasselbe in eigener Person leiten möge. Da nun Mendelsohn nicht kam, so verbreiteten sich Gerüchte, die einesteils der Humanität und Uneigennützigkeit des Doktors nahe traten, andernteils mir zur Last legten, daß ich meinen Auftrag nicht ordentlich erfüllt und in meiner gutmütigen Geschwätzigkeit (wie die Zeitschrift Europa sich ausdrückte) das Notwendigste zu bereden vergessen habe. Zur Ehre Mendelsohns und zu meiner eigenen muß ich hier unser Gespräch wahr und umständlich erzählen, man wird dadurch zugleich den großen Tondichter näher kennen lernen.

Ich fand Mendelsohn in Frankfurt in dem Hause seiner Mutter, an dessen Tore eben ein bepackter Reisewagen stand, in welchem eine ihm sehr liebe Person soeben abreisen sollte. Er empfing mich herzlich aber kurz und bat mich nur einige Minuten zu verziehen, bis ihm das Abschiednehmen erlauben werde, ausführlicher mit mir zu sprechen. Da ging ich nun in Gemächern auf und nieder, welche mit prächtigen Möbeln geziert und mit herrlichen Bildern behängt waren, und alles was ich sah, erfüllte mich mit der Ueberzeugung, daß ich hier mit einem Künstler zu tun habe, der nicht nach Brot zu ringen Ursache habe. Dieses wurde mir dann im Gespräche mit Mendelsohn zur Gewiß-

heit. Er freute sich sehr über den Antrag des Musikvereins und erklärte mir geradezu, daß es schon lange sein sehnlichster Wunsch gewesen sei, seinen Paulus in dieser Residenz, welche in musikalischer Hinsicht den ersten Rang behauptet, und in welcher die ersten Heroen der Kunst: Haydn, Mozart und Beethoven gelebt und gewirkt hatten, aufzuführen, und daß er sich sehr geehrt fühlen werde, diese Aufführung selbst zu leiten. Bescheiden, wie der wahre Künstler immer ist, stellte er auch die Frage an mich, ob er es denn auch wagen dürfe, mit einem Werke, in strengerem Stile geschrieben, bei dem herrschenden Geschmacke, der in Wien wie überall sich zur frivolen Tändelei und zum bloßen Ohrenschmause wendet, aufzutreten? Als ich ihm aber diese Zweifel durch die Versicherung benommen hatte, daß, wenn auch einige dem Vergänglichen zugetan seien und der Mode huldigen, es in Wien doch noch echte Kenner der Musik und auch gebildete Liebhaber genug gebe, welche wahre Kunst dem eitlen Ohrenkitzel vorziehen, und als ich ihm erzählte, daß Paulus schon bei einer kleinen Probeaufführung im Vereinssaale die Stimmen der Kenner und Laien für sich gewonnen habe, da errötete Mendelsohns Angesicht, und mit sichtbarem Wohlgefallen erklärte er mir, er wolle nach Wien kommen, wolle dort seinen Paulus dirigieren und, um sich auch als ausübender Künstler zu zeigen, in Wien dann noch ein Konzert zu irgend einem wohltätigen Zwecke geben. Wer nach allem dem diesem Manne gegenüber von kleinlichen Geldrücksichten etwas hätte verlauten lassen können, das hätte ein anderer gewesen sein müssen als ich, ich hätte kein Wort darüber herausgebracht. Doch ersuchte ich Mendelsohn allsogleich, dem Präses des Vereins, Herrn Hofrat Kiesewetter, seine Einwilligung bekannt zu geben und mit demselben auch seine übrigen Bedingungen

zu besprechen. Das ist auch geschehen, und obschon, wie ich vernahm, der Verein später mit Herrn Doktor Mendelsohn über die von diesem geforderten Reisekosten nicht übereingekommen ist, so war dies doch nicht die eigentliche Ursache, warum Mendelsohn nicht nach Wien kam, sondern die nahe Entbindung seiner Frau und noch andere, Geschäftsverhältnisse.

Was ich hier gesagt, war ich meiner und Mendelsohns Ehre zu sagen schuldig. Man wolle mir also diese kleine Abschweifung verzeihen, die Journale aber mögen daraus ersehen, daß ich doch nicht gar so geschwätzig bin, als sie meinen, aber wahre Künstler so hochschätze, daß ich kleine Lebensverhältnisse darüber vergesse.

Von meiner Rheinfahrt auf der gleichen Reise will ich eine Anekdote erzählen, welche mir auf dem Schiffe begegnete. Es befand sich darauf auch ein sehr hoher Herr (man sagte mir gar ein Herzog einer fremden Nation) mit seiner Familie und einer großen Dienerschaft. Der Mann besaß ein ehrfurchteinflößendes Aeußeres, und ich dachte, es dürfte wohl von meiner Seite schicklich sein, ihm als der erste die Ehre des Wortes zu gönnen. Ich trat also zu ihm, machte ihm meine Verbeugung und redete ihn in französischer Sprache an, indem ich über die Herrlichkeit unserer Rheinreise, über das günstige Wetter usw. mich vernehmen ließ. Der Mann hörte mich ruhig an; ich hielt einige Male im Laufe meiner Rede inne, erwartend, er werde etwas antworten, allein er blieb stumm, ich sprach wieder, und als ich endlich mit meiner Anrede zu Ende war und mit Staunen eine Antwort erwartete, da sah mich der hochgeborne Flegel noch eine Minute stillschweigend an, trat mir dann näher und ein „prrrr!" aus seinem Munde war alles, was er mir erwiderte. Mit diesem wen=

dete er sich aber auch von mir und spazierte gravitätisch in seine Kajüte hinab. Das ärgerte und beleidigte mich, und ich wurde nur etwas kaltblütiger, als man mir sagte, derlei Herren reden nur mit jenen Personen, welche ihnen ordentlich präsentiert worden sind. Auch ich drehte ihm dann den ganzen Tag den Rücken.

Da wir den ersten Mittag auf dem Schiffe sehr gut gegessen, ebenfalls sehr gut, aber leider sehr warm getrunken hatten, so ließ ich mir am Morgen des zweiten Tages in Koblenz Eis auf das Schiff schaffen, und als wir nun am zweiten Mittag bei der Table d'hote saßen, da brachte mir der Aufwärter das Eis, und ich kühlte meinen Wein ein. Alles beneidete mich darum und vor allen sah der Hochgeborne mit seiner Lorgnette unverwandt auf mich. Endlich stand er auf, ging um den ganzen Tisch herum zu mir, und ersuchte mich in etwas gebrochenem Französisch, ich möchte ihm auch etwas Eis ablassen. Ich sah ihn eben solange an als er mich gestern, und ein prrrr! welches ich ihm dann noch mit einigen r mehr entgegendonnerte, war meine Antwort. Ich muß gestehen, diese kleinen Repressalien waren mir sehr süß.

Auf dieser Reise wurde mir die Ehre, das Vergnügen und die Auszeichnung zuteil, von der Universität zu Jena das Diplom als Doctor philosophiae zu erhalten.

Ich finde es hier am Platze, zu bemerken, daß ich auf Anregung meines intimen Freundes, des Professors Schneller, schon vor mehreren Jahren ein Doktordiplom von der Universität zu Freiburg erhielt. Damals hielt ich es für meine Pflicht, bei der österreichischen Regierung um Bewilligung einzuschreiten, diese Auszeichnung annehmen und mich dieses Titels prävalieren zu dürfen. Ich erhielt aber einen abschlägigen Bescheid und mit diesem das

Diplom zerschnitten zurück. War den Herren vielleicht die Universität Freiburg zu freisinnig, oder tat die Wiener philosophische Fakultät dagegen Einspruch, weil ihr die Aufnahmstaxen entgingen, ich weiß es nicht.

Diesmal legte ich mein Diplom in den Pult und schritt um die Annahmsbewilligung nicht ein. Als ich aber in der Folge in öffentlichen Blättern las, daß auch Ladislaus Pyrker und J. N. Vogl von Jena die Doktorwürde erhalten haben, und sich auch Doktoren schrieben, da tat ich dasselbe, die Sache wurde stillschweigend hingenommen, alle Welt und mit ihr auch die Behörden nannten mich Doktor, und so bin ich Doktor geblieben.

In Weimar besuchte ich Goethes Haus. In der ganzen Wohnung Goethes hat die Pietät noch alles an demselben Flecke stehen und liegen gelassen, was stand und lag, als der große Geist der sterblichen Hülle entflog.

Von dem Vorzimmer gelangt man in ein anderes Gemach, worin Goethe den ganzen Tag über weilte, schrieb, las, Fremde empfing, kurz worin er eigentlich hauste. In der Mitte desselben steht ein Tisch und dabei ein Lehnstuhl mit einem Polster, worauf er sich setzte, wenn er müde war, denn gewöhnlich arbeitete er stehend oder diktierte auf und nieder schreitend. Auf dem Tische stand noch ein Pult, worauf er das Buch legte, welches er eben las. Zwei Wände rechts nahmen Bücherstellen ein, worauf nebst einzelnen Werken des Unvergeßlichen meist Hand- und Wörterbücher sich befanden. Unter den übrigen Büchern, welche hier standen, zeigte mir Kreuther, Goethes Sekretär, auch meine österreichischen Gedichte und sagte mir, daß sie hier ständen, weil sie Goethe öfters zur Hand nahm. Ich fand auch bei dem Gedichte: »Der liebe Herrgott«! ein Merkzeichen

darin. Dies zu sehen und zu hören war der süßeste Lohn meiner ganzen Reise. —

Die Revolution brach aus am 13. März 1848.

Ich befand mich im Ständehause bei Bauernfeld, welcher bei dem ständischen Verordneten Baron Dobblhoff wohnte.

Der ganze große Hof des Landhauses war mit Studenten und Volk angefüllt, während die Verordneten im Saale Rat hielten.

Man las eine Kossuthsche Rede vor, mehrere Studenten hielten ebenfalls Anreden. Graf Colloredo trat auf den Balkon heraus und wollte den Tumult beschwichtigen; vergebens. Man übergab den versammelten Landständen eine Petition, welche man sie dem Kaiser allsogleich zu übergeben zwang; sie fuhren also nach Hof.

Immer heftiger wurde der Tumult, man trug einzelne Redner im Hofe auf den Armen herum, man warf Fenster ein, man trieb allen möglichen Spektakel.

Nachdem das schon ein paar Stunden gewährt und der größte Teil der im Ständehause versammelten Menge nach der Staatskanzlei zog, um Metternich zu zwingen, Wien zu verlassen, kam Militär, um die Ruhe herzustellen.

Ich bin nicht willens, den ganzen Gang der Revolution und alle Schändlichkeiten in ihrem Gefolge zu beschreiben, sondern überlasse das einem Geschichtschreiber; ich will nur mitteilen, inwiefern ich an derselben teilnahm, und inwieweit sie auf mich einen Einfluß hatte.

Als ich um Mittag Bauernfeld verließ, geschah der erste Schuß von seiten des Militärs, und in der Strauchgasse fiel einige Schritte hinter mir das erste Opfer.

Das erschreckte mich doch etwas, und ich eilte schnell nach Hause.

Der 13., 14. und 15. März waren für mich sowie für ganz Wien Tage der Freude und des Jubels. Der gute Kaiser Ferdinand, der, als man ihm vorschlug, Kanonen gegen die Rebellen vorzuführen, antwortete: Nein, auf mein Volk lasse ich nicht schießen! bewilligte alles, was man von ihm verlangte: Nationalgarde, Preßfreiheit und Konstitution.

Ich reihte mich selbst in die erstere ein, ich unterschrieb mit den ersten Schriftstellern Wiens das Plakat, worin wir ankündigten, daß wir uns der Preßfreiheit bedienen und sie uns nicht mehr nehmen lassen werden.

Ich fing sogleich an, in meiner dem Volke so verständlichen und eindringenden Art Aufrufe an dasselbe zu schreiben, wodurch ich die größte Popularität in dem ganzen Kaisertume erlangte.

Meine erste Schrift: Was ist denn jetzt geschehen in Wien? machte ein solches Aufsehen, daß in wenigen Tagen über 100 000 Exemplare verkauft wurden, und der Viertelbogen, den dieser Aufsatz einnahm, sowohl mir als auch dem Buchhändler nach Abzug der Druckkosten über 600 fl. trug.

Solche Schriften schrieb ich viele, alle für das Landvolk berechnet. Ich erklärte ihnen alles, was die neue Zeit mit sich brachte, ich belehrte sie, wie sie sich jetzt zu benehmen hätten, aber alles im Sinne des Rechtes, der Ordnung und der Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland.

Diese meine Schriften gingen in alle Kronländer der Monarchie. Die Herrschaftsbesitzer kauften sie zu Tausenden und ließen sie an ihre Untertanen verteilen. Ich erhielt ehrende Zuschriften von allen Ländern. Ja, mein Ansehen

bei dem Landvolke stieg in so hohem Grade, daß ich, wenn ich nach Hause kam, oft 20—30 Bauern in meinem Hofe und auf meiner Stiege sitzend fand, welche sich bei mir nicht nur in öffentlichen, sondern auch in ihren Privatangelegenheiten Rat und Hilfe erbaten.

Ich fühlte mich damals sehr glücklich, suchte überall zum Guten, zur Mäßigung, zur Ordnung zu wirken und es gelang mir wohl oft; allein die bösen Gewalten erhielten bald die Oberhand. Ich sah mit Bedauern die Uebergriffe, welche sich die Wühler erlaubten. Die unbändige Jugend beherrschte die Zustände, und Wiens Regierung war nun auf der Aula. Man zwang den Kaiser, sich zu entfernen, und ein anarchistischer Zustand trat ein, der mich mit Schrecken erfüllte.

Da verließ auch ich Wien und zog mich nach meinem Landsitz Lilienfeld zurück. Auch dort schrieb ich noch fort und fort für das, was ich für gut und recht hielt, und in dem Büchlein, welches ich später unter dem Titel »Zeitklänge« herausgab und welches alle meine zur selben Zeit verfaßten Gedichte enthält, wird man ersehen, daß ich auch jetzt noch den Mut besaß, gegen die Männer des Umsturzes kühn in die Schranken zu treten.

Allein es fruchtete nichts mehr. Das schlechte Gesindel hatte sich auch auf dem Lande verbreitet und seine schändlichen Ideen auch unter unser sonst so braves gegemütliches Landvolk ausgestreut. Die Bauern holten sich nun statt bei mir bei den Studenten in Wien Rat. Ich, ein besonnener, ruhiger Mensch, wurde in den Schandblättern, welche erschienen, als ein alter Zopf, als ein Anhänger der Kamarilla, als ein Feind der Freiheit herabgerissen und sogar eine Karikatur auf mich gemacht und öffentlich verkauft.

Ich will hier mitteilen, was mir auf meinem Landsitze in Lilienfeld begegnete.

Ich hatte in der Wiener Zeitung einen offenen Brief an die Bauern drucken lassen, worin ich ihnen sagte, das neue kaiserliche Patent habe bestimmt, daß ihre Robot- und Zehentpflichtigkeit für das Jahr 1849 aufzuhören habe, daß aber die meisten von ihnen schon im Jahre 1848 keine Robot mehr leisten und keinen Zehent mehr geben wollen. Ich scheute mich nun nicht, ihnen geradezu in meinem Briefe zu sagen: Diejenigen, welche ihre Pflicht schon in diesem Jahre verweigern, seien Rebellen und als solche zu bestrafen.

Kaum war dieser Brief bekannt geworden, so vertraute mir mein Nachbar, der mir wohl wollte, daß die Bauern in der Umgegend beschlossen hätten, einmal zu kommen, mir eine damals so beliebte Katzenmusik zu machen und mir alle Fenster einzuwerfen.

Ich versprach ihm ein schönes Trinkgeld, wenn er suchen wollte, mir den Tag anzuzeigen, an dem die Bauern dieses Vorhaben ausführen würden.

Er versprach es und kam richtig am nächsten Samstag, mir anzuzeigen, morgen, Sonntag abend, wird's losgehen.

Ich kannte meine Pappenheimer, wußte, was Eindruck auf sie machte, verstand, mit ihnen in ihrer Sprache zu reden, was immer einen Vorteil gewährt, ich hoffte also die Unannehmlichkeit abzuwenden, indem ich folgende Vorkehrungen traf:

Ich ließ aus dem Stifte ein Eimerfaß voll Wein zu mir hinaufkommen, stellte dieses samt Räucherfleisch und Brot auf den Tisch in der Mitte meines Speisesalons, öffnete die 3 Türen desselben, damit sie, wenn sie kämen, sehen konnten, was sie erwarte, und wartete ruhig ab.

Wirklich kamen am Sonntag abend bei 20 Bauern und stellten sich vor der Hauptfassade meines Hauses auf.

Ich trat ihnen keck auf der Terrasse meines Hauses entgegen und redete sie folgendermaßen an:

Ich weiß, warum ihr gekommen seid. Ihr wollt mir, der ich euch nie etwas zuleide getan, sondern immer nur gesucht habe, euch durch meine Schriften alles, was die neue Zeit gebracht hat, aufzuklären, ihr wollt mir meine Fenster einwerfen. Ich habe leider sehr viele Fenster im Hause und in den angebauten Glashäusern, und es wird mich viel Geld kosten, wenn ich die Fenster wieder einschneiden lasse; aber wenn ihr glaubt, daß ihr daran recht tut, und wenn euch eine solche Rache ein gar so großes Vergnügen macht, so tut es meinetwegen, nur versprecht mir, wenn ihr eure Lust gebüßt habt, zu mir hereinzukommen, mit mir ein Glas Wein zu trinken und euch etwas von mir sagen zu lassen.

Nach dieser Rede standen die Bauern stumm und staunten mich an. Einige lachten, ein paar zogen die Hüte ab, und einer sagte gar: So könnten wir ja lieber glei a bissel eini gehn!

So kommt, rief ich, ihr könnt ja später auch noch die Fenster einwerfen, wenn ihr wollt.

Alle folgten mir in meinen Speisesalon und warfen lüsterne Blicke auf Speisen und Trank. Das Faß war angezapft, ich nahm ein Glas, füllte es mit Wein und sagte: Ich will als der erste trinken, sonst könntet ihr vielleicht auch glauben, ich wolle euch vergiften.

Ah! — ah! erwiderten alle, so was glauben wir nicht.

Also, nahm ich wieder das Wort, setzt euch nieder und eßt und trinkt; vor allem aber sagt mir, warum ihr denn gar so böse auf mich seid.

Weil uns Euer Gnaden (sie sagten jetzt schon Euer Gnaden, weil ihnen der Wein schmeckte) in dem Brief, den Sie geschrieben, Rebellen geheißen haben.

Euch? Gott behüte, wir wollen gleich sehen, ob das wahr ist.

Ich nahm den Brief und las ihnen denselben vor, dann fragte ich: Ist es wahr, daß der Kaiser verordnet hat, daß ihr vom Jahre 1849 an von Robot und Zehent frei seid?

Alle schrien: Ja, das is wahr.

Ich: Daß ihr aber für das Jahr 1848 beide noch leisten sollt.

Einer: Das steht nit klar drina.

Ich: Wenn's aber heißt, vom Jahre 1849 angefangen, so versteht sich das von selbst.

Alle schwiegen.

Ich: Wollt ihr noch tun, was der Kaiser befohlen hat?

Einer: O ja, was unser Kaiser schafft, das wollen wir schon tun, aber unsern Herrschaften, die uns so lang g'fuxt haben, denen wollen wir nix mehr tun und nix mehr geben.

Ich: Der Kaiser hat euch's aber für 48 noch geschafft, und wer gegen seines Kaisers Befehl handelt, der ist ein Rebell.

Einer: Ich hätt' gern unserm Pfarrer den Zehent heuer noch geben, weil er gar so ein braver Herr ist; aber die andern hätten mich ja prügelt, wenn ich's getan hätt'.

Ich: Dann wärst du ein braver Untertan und die andern wären Rebellen gewesen.

Wir sprachen noch lange über vielerlei, sie aßen und tranken, so viel in sie hineinging, wurden immer zutraulicher und gesprächiger, stießen auf des Kaisers und meine

Gesundheit an und baten um Verzeihung, daß sie mir die Fenster hätten einwerfen wollen.

Bei allen neuen Einrichtungen, welche in der Folge erschienen, kamen sie dann zu mir, sich Rat zu holen. Ich mußte ihnen das Jagdgesetz, das Gemeindegesetz usw. erklären, und sie waren von nun an meine dicken Freunde.

So kann man mit unsern Bauern alles richten, wenn man in ihre Ideen einzugehen und ihre Sprache zu sprechen versteht.

Noch etwas habe ich im Gefühle des Rechtes und der Wahrheit im Jahre 1848 unternommen, wozu ein nicht geringer Mut notwendig war.

Als der Kaiser Ferdinand mit dem ganzen Hofstaate Wien verließ, da ging es erst recht drunter und drüber. Es eilten Deputationen zu ihm, ihn zur Rückkehr zu bewegen, allein er kam nicht, und es herrschte allgemein die Meinung, die Erzherzogin Sofie sei es, welche ihn zurückhalte.

Da wagte ich es, an die Erzherzogin von Lilienfeld aus einen Brief zu schreiben, in welchem ich ihr die schreckliche Lage, in der sich Wien befinde, wahr und ohne Rückhalt mitteilte, mich sogar nicht scheute, ihr gerade zu sagen, daß man ihr die Schuld an der Abwesenheit des Kaisers beimesse und sie bat, seine Rückkehr zu bewirken.

Wirklich trug dieser mein Brief wesentlich zu des Kaisers schneller Rückkehr bei.

## Achtzehntes Kapitel: Von einigen lustigen Gesellschaften und mir selbst.

Die Konkordia. — Ihre Auflösung. — Das Soupiritum. — Alexander Baumann. — Der Sänger ohne Stimme. — Die ungarische Rede, die ein Ungar nicht versteht. — Die Baumannshöhle. — Ihre Mitglieder. — Die grüne Insel. — Ihre Mitglieder und Gebräuche. — Die Gesell schaft „Old England“ in München. — Selbstschau an meine Freunde.

Jetzt will ich noch einiges berichten von der Konkordia, dem Soupiritum, der Baumannshöhle und der grünen Insel, vier lustigen Gesellschaften in Wien, mehr oder minder der Ludlamshöhle ähnlich.

Die Konkordia wurde von dem dramatischen Dichter Friedrich Kaiser in dem Gasthause zur Wage auf der Wieden gegründet. Sie bestand meistenteils aus Künstlern: Schriftstellern, Musikern, Malern und Schauspielern, und man unterhielt sich da in einem kleinen Lokale recht angenehm und gemütlich. Es wurde da gegessen und getrunken, Gedichte vorgelesen, Lieder gesungen. Alle Vorträge wurden mit Liebe gegeben und mit Liebe aufgenommen. Man forderte nicht viel und war auch für das Kleinste dankbar.

Am meisten trug der Kapellmeister des Theaters a. d. Wien, Müller, durch seine gemütlichen und melodischen Gesänge zum Vergnügen bei.

Die Gesellschaft vermehrte sich allmählich, das Lokal wurde zu klein, und man siedelte im nächsten Jahre in das Gasthaus zum Kreuz auf der Wiedner Hauptstraße über.

Hier kamen mehrere Mitglieder dazu, man unterhielt sich im größeren Kreise, aber nicht besser; die Anforderungen wurden größer, das Dargebotene, wenn es nicht ganz aus-

gezeichnet war, gleichgültiger aufgenommen, auch kamen Leute in die Gesellschaft, die nicht eben den verträglichsten Charakter besaßen, und so war die Gesellschaft größer und die Abende zwar lärmender aber nicht fröhlicher und gemütlicher.

Dennoch wollte man sie noch glänzender und größer machen und mietete dazu einen Salon in der Stadt im Hotel zur Kaiserin Elisabeth, man zog nicht nur Künstler, sondern auch Gelehrte bei und nannte die Gesellschaft von nun an Konkordia.

Hier ging es nun groß her. Gelehrte Herren hielten wissenschaftliche Vorträge, fremde durchreisende Virtuosen ließen sich auf ihren Instrumenten hören, Maler stellten Bilder aus, es wurden bei feierlichen Gelegenheiten Festessen veranstaltet, aber das alte Lied:

**Wir sitzen so traulich beisammen**
**Und haben einander so lieb**

konnte nicht mehr gesungen werden. Es war im ganzen und im einzelnen eine Ostentation. Früher suchte man sich selbst zu unterhalten, indem man andern ein Vergnügen machte, jetzt wollte man Beifall erringen und glänzen, in dem größern und gezierteren Lokale wollte manches etwas derb Lustige nicht mehr passen, die Forderungen waren größer als die Leistungen, kurz, die Abende wurden ästhetisch langweilig, da sie früher unästhetisch lustig waren, und die Gesellschaft löste sich von selbst auf.

Ein interessantes Album, worin sich Zeichnungen ausgezeichneter Maler und Handschriften berühmter fremder Gelehrten und Schriftsteller befanden, eignete sich der Dichter Ludwig August Frankl zu, indem er die Rückstände

berichtigte, welche noch von einigen ärmeren Mitgliedern aufgelaufen waren. —

Künstler fühlen immer das Bedürfnis sich zu vereinigen. Diese Vereinigungen waren aber unter Metternichs und Sedlnitzkys Regierung sehr schwer zu bewerkstelligen und noch schwerer fortzusetzen; denn man roch überall Karbonarismus, und wo einige Menschen abgesondert beisammensaßen, da drängte sich auch gewiß ein Polizeispion ein, um jedes Wort zu überwachen und gehörigen Ortes Rapport darüber zu erstatten.

Dennoch fand sich bald nach Auflösung der Konkordia wieder eine Gesellschaft fröhlicher Leute zusammen, welche im Gasthofe zum sogenannten Matschaker ihr Abendmahl einnahmen, und daher ihre Vereinigung daselbst das Soupiritum und sich selbst die Soupierer nannten.

Diese materiellen Abendgenüsse wurden bald geistige Genüsse. Der göttliche Humor, welcher durch die gewaltsame Auflösung der Ludlamshöhle seines Thrones verlustig wurde, baute sich hier einen neuen. Geistreiche Männer, wie Bauernfeld, die beiden Brüder Sichrovsky, Frankl, Becher und mehrere andere fanden sich da ein und brachten Aufsätze voll sinnigem Unsinn. An Sichrovsky und Levi hatte die Gesellschaft zwei vortreffliche Bänkelsänger, und da man auch reiche Kaufleute mit in die Gesellschaft zog, so setzte bald dieser bald jener Preise, und zwar oft recht kostbare für die besten und unterhaltlichsten Aufsätze aus, wodurch die Schriftsteller noch mehr angeregt, und das allgemeine Vergnügen vergrößert wurde.

So brachten wir einen ganzen Winter hindurch sehr angenehme Abende zu, die Gesellschaft vergrößerte sich auch.

Alexander Bach, damals Advokat, nachmaliger Minister, und dessen Bruder, der Notar, wurden als Mit-

glieder aufgenommen und mußten bei der Prüfung, welche sie bestehen mußten, in cachierten Ochsenköpfen erscheinen, kurz, man trieb allerlei tolles unsinniges Zeug, und die Gesellschaft würde sich in diesem Lokale noch länger erhalten haben, wenn das Haus, der Matschakerhof, nicht zusammengerissen und neu gebaut worden wäre. —

Alexander Baumanns Eltern waren meine Freunde, und ich kannte Alexandern also von seiner Kindheit an.

Er war schon ein frischer, lustiger und talentvoller Knabe und machte uns viel kindischen Spaß. Er studierte die lateinischen Schulen und wurde dann bei dem Hofkammerarchiv, wo Grillparzer Direktor war, angestellt. Später aber fand er durch sein heiteres, angenehmes Wesen und Benehmen Zutritt im Hause des Ministers Grafen v. Collowrat, der ihn im Archive des Reichsrates anstellte. Diese Bedienstung war eigentlich nur eine Sinekure für ihn.

Alexanders Talent — ja ich möchte es Genie nennen — für das gemütlich Komische entwickelte sich immer mehr, und es ist mir im Leben kein zweiter Mensch vorgekommen, der eine Gesellschaft so gut zu unterhalten wußte, als er. Er besaß alles, was fröhlich machen kann, und ohne Uebertreibung und dabei mit einer so einschmeichelnden Art, daß man zugleich herzlich lachen und dem Spaßmacher gut sein mußte.

Baumann liebte die Natur außerordentlich, er machte oft Ausflüge in die Gebirge und wurde heimisch in den Hütten der Landleute. Er lernte ihre Sitten, ihren Ideengang, ihre Sprache kennen, er lernte die Zither spielen, und so fing er dann selbst an, Lieder im österreichischen Dialekte zu verfassen, sie auch selbst in Musik zu setzen und zu singen.

Von ihm konnte man lernen, wie man ohne alle

Stimme, ja mit heiseren rauhen Tönen, bloß durch den gemütlichen Ausdruck so lieb und zum Herzen dringend singen kann, daß dem Hörer wohl dabei wird. Die Melodien zu seinen Liedern erfand er alle selbst, und sein Freund, der Hofkapellmeister Randthartinger, setzte sie — da Baumann selbst keine Note kannte — in Noten und begleitete sie mit Akkompagnement.

Baumann sang auch andere komische Lieder, daß man lachen mußte. Die Zither spielte er mit einer Zartheit und mit einem Ausdruck sondergleichen, und wählte auch nur solche Melodien, welche sich für dieses Instrument eignen, also nur österreichische ländliche Weisen.

Außerdem wußte er auch durch hundert andere Schnurren und Schwänke eine Gesellschaft aufs beste zu unterhalten, er verstand und sprach weder Ungarisch noch Englisch, aber er wußte Worte, Tonfall und Sprechweise so nachzuahmen und einige aufgefangene fremde Worte so untereinander zu mischen, daß man wirklich glauben mußte, er spreche diese Sprachen, und sogar den Sinn seiner Reden erriet.

Ich hörte ihn einst eine ungarische Rede halten, welche er mit aller Heftigkeit eines ungarischen Redners vortrug, und woraus man nur aus den Namen Goethe, Schiller, Grillparzer und Kisfaludi erraten konnte, daß er seinen Landsmann als Dichter höher als die deutschen Heroen der Dichtkunst stellte. Unter den Zuhörern befand sich auch ein Ungar, der am Schlusse der Rede zu mir sagte: Terremtete! der Mann spricht Ungarisch, aber ich versteh' ihn nicht.

Ebenso eine unbeschreibliche Wirkung brachte er auch hervor, wenn er mein österreichisches Gedicht: »Der vierbladladi Klee« englisch deklamierte.

Er bewohnte ein eigenes Quartier, bestehend aus zwei

großen Zimmern, und bei ihm fand sich nun alle Wochen einmal eine ausgesuchte Gesellschaft des Abends zusammen. Von geistreichen humoristischen Schriftstellern befanden sich Bauernfeld, Vesque, die Brüder Sichrovsky, Feldmann, Neuwall, Levy u. a. darunter. Auch reiche Bankiers nahmen teil, und was die Schriftsteller an Geist zur Unterhaltung beitrugen, trugen jene an materiellen Genüssen bei; sie setzten Preise für gelungene Aufsätze aus, und ihre Frauen sandten zu den Soupers oft feine Speisen und allerlei Backwerk, denn das eigentlich von der Gesellschaft bestrittene Souper bestand gewöhnlich nur aus zwei Gerichten, Bier und etwas Wein; aber ohngeachtet dieses frugalen Abendmahles war die Unterhaltung doch sehr belebt, und der Witz hatte hier sein Hauptquartier aufgeschlagen. In dieser Hinsicht kam die Baumannshöhle der Ludlamshöhle am nächsten. So wie in dieser gaben auch hier die Schwächen und Eigenheiten jedes einzelnen Mitgliedes Stoff zur Satire, und diese wurde auch in vollem Maße ausgebeutet. Bauernfeld war unerschöpflich an humoristischen Aufsätzen, welche alle gedruckt zu werden verdienten, Levy verfaßte Bänkelgesänge voll kernigem Spaß, Vesque gab eine musikalische Zeitung heraus, womit er mit einem komischen Nichts große Wirkung hervorzubringen wußte, Neuwall eine Jugendzeitung und Grabschriften. Feldmanns witzige Aufsätze reizten durch Beckmanns vortrefflichen Vortrag zur unwiderstehlichen Lachlust, und auch ich trug mein Scherflein Spaß dazu bei. Es wurde sogar eine eigens von Bauernfeld verfaßte Komödie mit Gesängen von Dessauer aufgeführt.

Die Gesellschaft nannte ihr Lokal Gnomenhöhle und sich selbst die Gnomen. Baumann war der Gnomenkönig und verdiente es zu sein, denn er verstand es, den Humor

der andern durch seinen eigenen hervorzurufen. Leider starb dieser gute gemütliche Mensch in seinen besten Jahren, und mit ihm nahm auch die Gesellschaft ein Ende. —

Die grüne Insel wurde im Jahre 1855 von dem Dichter Friedrich Kaiser gestiftet, der Mann besaß überhaupt einen eigenen Hang und eine besondere Gabe, Gesellschaften zusammenzubringen, zusammenzuhalten und zu leiten.

Die grüne Insel entstand im Jahre 1855. Um sich dem Ueberdrusse des politischen Lebens und dem prosaischen Alltagsgange zu entziehen, fanden sich einige lustige Männer zusammen, um wöchentlich einmal sich abends miteinander zu unterhalten. Dies geschah in einem Gasthause in der Leopoldstadt, daher nahm die Gesellschaft den Namen Insel an, weil diese Vorstadt eigentlich eine Insel ist und weil man sich an einem einsamen Plätzchen versammeln wollte, wo man die Freiheit genoß, nach seinem Gefallen leben zu können. Das Beiwort grün wurde beigefügt, es sollte ein Symbol der Fröhlichkeit, der guten Laune, der Brüderlichkeit und der Hoffnung für die Zukunft des Vereins sein.

Diese Hoffnung erfüllte sich auch bald, die vorzüglichsten Dichter, Musiker, bildenden Künstler und Schauspieler traten der Gesellschaft bei, das Lokal wurde in das sogenannte Lothringer Gasthaus verlegt, und jetzt im Jahre 1861 ist es die ausgezeichnetste, geachtetste Künstlergesellschaft.

Von Dichtern befinden sich als Mitglieder dabei:

Grillparzer, Laube, Frankl, Wurzbach, Schindler, Mosenthal, Kompert, Marsano, Kaltenbrunner, Kaiser, Tschabuschnig, Grandjuan, Märzroth.

Von bildenden Künstlern: Gauermann, Fernkorn,

Stache, Laufberger, Swoboda, Püttner, Preleutner. Von Musikern: Die Kapellmeister Suppé, Storch, Müller, Conradi. Die Virtuosen Schlesinger und Uffmann, die Sänger Mayerhofer, Walter und Hrabaneck und ein Singquartett.

Von Schauspielern: Laroche, Wagner, Lewinsky, Sonnenthal, Beckmann, Braunmüller.

Lauter Namen aus allen Kunstfächern vom besten Klange.

Die Gesellschaft, und das ist ihre pikanteste Seite, hat zur Grundlage die alte Ritterzeit. Die damaligen Gebräuche werden nachgeahmt und zwar mit einem Ernste, daß dieselben zu einer sehr ergötzlichen Parodie werden. Die grüne Insel hat ihre Troßbuben, Ritter, Würdenträger, ihren Großmeister, Großprior, Geheimschreiber, Büttel und Narren, auch sogar zwei Burgärzte und in dem Gesellschaftslokale auch ihr eigenes Burgverließ.

Man kann nur durch die niederen Grade zu den höheren emporsteigen. Als Troßbube muß man zu unterst des Tisches sitzen, die Befehle der Ritter und Würdenträger befolgen und mit Hellebarden die Verbrecher in das Burgverließ eskortieren und in demselben bewachen.

Als Knappe bekommt man als Abzeichen eine grüne Schleife.

Zum Ritter wird man von dem Großmeister im Namen der Brüderlichkeit, der Kunst und der Freundschaft mit dem großen Gesellschaftsschwerte, worein die Namen aller Mitglieder eingraviert sind, geschlagen und erhält den kleinen Gesellschaftsorden am grünen Bande im Knopfloche zu tragen, als Würdenträger den größeren Orden um den Hals zu hängen.

Die Versammlungen finden jeden Dienstag abend statt. Um 10 Uhr schlingt der Großmeister das grüne breite

Ordensband um die Brust, tut auf die feierlichste Art 3 Schläge mit einem Hammer auf den Tisch und das Kapitel ist eröffnet.

Nun melden jene Mitglieder, welche Vorträge zu halten gesonnen sind, dieselben bei dem Großmeister an, dieser bestimmt, in welcher Ordnung sie zu halten sind, wobei er Rücksicht nimmt, daß immer literarische Vorträge mit musikalischen abwechseln.

Es wird auf der grünen Insel sehr gut gesungen, denn mehrere Ritter sind Mitglieder des Hofoperntheaters; es wird auch nicht minder gut gelesen, denn die vorzüglichsten Hofschauspieler übernehmen die literarischen Vorträge.

Der größte Beifall wird durch ein dreimaliges „Hoch soll er leben!" im Chor gesungen ausgedrückt, das Mißfallen durch ein dumpfes „Wehe!"; ist ein Vortrag sogar langweilig, so gibt der Großmeister nur dem Büttel ein Zeichen, dieser unterbricht den Vortragenden und führt ihn mittels zweier Troßbuben mit Hellebarden in das Burgverließ.

Die Prozedur, welche darauf folgt, wenn einer ins Burgverließ kommt, ist das Spassigste, was man nur hören kann. Der Verbrecher wird dann wieder vor den Großmeister geführt, und sowohl der Ankläger als der Angeklagte sowie sein Verteidiger, den er sich wählen darf, eröffnen ein wahres Bombardement von Witzknallkugeln, so daß die ganze Verhandlung eine sehr ergötzliche Parodie einer Kriminaluntersuchung wird. Die Strafe wird immer nach der Schwere des Vergehens nach einer Anzahl von Humpen bemessen.

Wenn zwei Ritter einander beleidigen, so findet zwischen ihnen ein Gottesgericht statt, sie kämpfen, und der

den ersten Stich erhält, wird als tot angesehen und geht dann solange als Geist in den Versammlungen herum, wobei niemand ihn sieht oder mit ihm spricht, bis er sich selbst oder ein anderer durch eine hochherzige Tat, etwa durch Bezahlung einiger Humpen, wieder erlöst.

Die vorgetragenen Gedichte, Epigramme, Couplets, Satiren, ernsten und komischen Inhaltes, sind meist ausgezeichnet, das Gespräch kann nicht heiterer gedacht werden.

Das Archiv der grünen Insel ist schon sehr bedeutend. Alle literarischen Vorträge werden abschriftlich in einem eigenen Album aufbewahrt. Alle Mitglieder sind von den Malern karikiert gemalt. Viele schöne Geschenke von Bildern und Büchern sind der Insel zugekommen.

Fremde Künstler dürfen eingeführt werden.

Der größte Vorzug der grünen Insel ist aber ihre Liebe zur Kunst und ihre Pietät, womit sie Jahrestage verstorbener großer Künstler alljährlich festlich begeht.

Möge sie noch lange grünen! —

Die allergrößte Freude machte es mir, in München eine Gesellschaft zu finden, welche alle drei Gesellschaften in Wien, in denen ich die frohesten Stunden meines Lebens zubrachte, nämlich die Ludlamshöhle, das Soupiritum und die Baumannshöhle in sich vereinigte. Es ist dies die Gesellschaft »Old England«. Sie besteht schon, ich glaube 20 Jahre und führt ihren Namen, weil sie im englischen Kaffeehaus ihren Sitz hat. Sie besteht aus hohen Beamten, Militärs und Künstlern, ja sogar eine höchste Person, den Vater unserer allgeliebten Kaiserin, zählt sie zu ihren Mitgliedern. Es sind meist schon bejahrte Männer, aber sie sind alle noch lebenslustiger als unsere Jugend, sie machen Spaß und verstehen Spaß. Sie besitzen jeder sein eigenes Gesellschaftswappen, welches auf die Eigenheiten jedes ein-

zelnen bezüglich ist; alle diese Wappen sind in der Trinkstube in einem großen Hängekasten aufbewahrt. Sie besitzen auch 2 dicke Bände voll von Karikaturen, welche auf alle Ereignisse des Lebens der einzelnen entworfen und von dem zweiten Hogarth, dem Grafen Pocci so vortrefflich, wahr und poetisch zugleich ausgeführt sind, daß selbst ein Fremder die Physiognomien selbst in ihrer Verzerrung erkennt. Sie fügen sich allgemeinen Satzungen, ohne daß dieselben geschrieben sind. Sie haben zeitweise ihre Festmahle, aber täglich ihre Zusammenkünfte, wo sie des Tages Mühen und des Hauses Sorgen im traulichen Gespräche, in Mitteilung von Schwänken und im Durchhecheln ihrer gegenseitigen Schwächen vergessen.

---

## Selbstschau an meine Freunde.

Ich denke jetzt an meine letzte Stunde,
Und es ergreift die Feder meine Hand,
Auf diesem Blatte Euch zu geben Kunde,
Was ich im Leben dachte und empfand;
Dem Sterbenden fließt Wahrheit von dem Munde,
Und keine Rücksicht herrscht am Grabesrand.
Drum soll Euch dieses als ein Nachruf gelten
Von meinem freien Geist aus fremden Welten.

Zuerst erlaubt mir, Euch mich selbst zu schildern,
Ihr werdet eingestehn, ich sehe klar;
Ich will beschön'gen nichts und will nichts mildern,
Hinstellen will ich mich ganz, wie ich war;
Bin überzeugt, von allen meinen Bildern
Gleicht dieses nur allein mir bis aufs Haar.
Behaltet, Freunde, es als mein Vermächtnis
Wohlwollend mir in Euerem Gedächtnis.

Ich darf mich einen guten Menschen nennen,
Geh' ich auch strenge mit mir ins Gericht,
Ich habe niemand je beleid'gen können,
Und wenn's geschah, war es mit Vorsatz nicht;
Ich lernte schnelle andrer Schwächen kennen,
Und diese stets zu schonen, war mir Pflicht;
Gehaßt hab' niemand ich in meinem Leben,
Und dem, der mich beleidigt, leicht vergeben.

Doch eben dieses gab ein weibisch Wesen
  Und einen Anschein mir von Schüchternheit,
Ich bin wohl nie so recht ein Mann gewesen,
  Denn stets zuwider war mir Kampf und Streit,
Und sollt' ich wem den Text recht tüchtig lesen,
  Tat mir's für ihn, doch mehr für mich noch leid;
Unbilden machten mich gekränkt, nicht heftig,
Dazu war Herz und Geist zu wenig kräftig.

Ein langes und ereignisreiches Leben
  Hat mir gegönnt das gnädige Geschick,
Ich sah den größten Mann sich hoch erheben
  Und fallen wieder in sein Nichts zurück;
Ich sah mein Oestreich nach der Freiheit streben
  Und sie erringen einen Augenblick,
Doch bei des nächsten Morgenrotes Schimmern
Sah ich das Volk wie toll sein Werk zertrümmern.

Ich sah des Geistes Wunder sich entfalten:
  Die Sonn' als Maler Bilder konterfei'n,
Ich sah des Dampfes schreckliche Gewalten
  Bezähmen zu der Handelschaft Gedeih'n,
Ich sah den Draht zum Sprecher sich gestalten,
  Der Kunden schnellsten Ueberbringer sein,
Ich sah den Geist zum Himmel auf sich schwingen,
Und wieder in der Erde Tiefe dringen.

Einst war ich arm, wovor mir jetzt noch grauet,
  Wohlhabend wurd' ich dann durch meinen Fleiß;
Dann hab' ich fremde Länder mir beschauet,
  Befreundet mich dem deutschen Dichterkreis;

Jetzt hab ich selbst ein Landhaus mir gebauet,
  Auf eigner Scholle auszuruh'n als Greis,
Geächtet bin ich auch und flüchtig worden,
Und dann erhielt ich wieder Kreuz und Orden.

Was ich gesungen, wird nicht lange tönen,
  Es ist ja nicht von hohem Geist durchglüht,
Vielleicht doch singet Einer von den Söhnen
  Der ländlichen Natur von mir ein Lied.
Die fragen nicht nach dem ästhetisch Schönen,
  Nur ihr Gemüt sucht wieder ein Gemüt,
Auch macht manch Scherz von mir noch heitre Stunden,
Weil keiner Stacheln birgt, die auch verwunden.

Von allem, was mich Gott hier ließ vollbringen,
  Hat mich am höchsten nur das Ein' erfreut:
Daß er es meinem Streben ließ gelingen
  In dieser rohen unbarmherz'gen Zeit
Viel edler Menschen Herzen zu umschlingen
  Mit einem Bande der Barmherzigkeit,
Das arme Tier vor Qualen zu beschützen,
O! möge Gott und Staat es unterstützen!

Und nun zu Dir, mein Kaiser, ein'ge Worte!
  Zwar kannst vertrau'n Du Deiner Kriegesmacht,
Allein, ist Deines Kaiserschlosses Pforte
  Von hunderttausend Kriegern auch bewacht,
Das Volk ist mächtiger als die Kohorte,
  Wenn's sucht das Licht der Freiheit in der Nacht;
Darum Gerechtigkeit und Milde übe,
Denn besser als die Furcht beschützt die Liebe.

Hört Ihr mich auch, Geweihte am Altare!
  Mißbrauchet nicht das Recht, das Christ Euch gab,
Wer glaubt an einen Gott, der glaubt das Wahre,
  Weicht er auch sonst in Nebendingen ab;
Bedenkt, ein Friedenskleid ist die Tiare,
  Zum Streite tauget nicht der krumme Stab,
Den guten Menschen, wie er auch sich nennet,
  Den ehrt, welch' Lehre er auch anerkennet.

Ich habe nun den Schleier aufgehoben,
  Der mich vielleicht in manchem noch umgab,
Nehmt, Freunde, nun mein Lebewohl von oben,
  Und schenkt mir eine Träne auf mein Grab;
Ich hoffe fest, wir sehn uns einstens droben,
  Wo ich jetzt segnend schau' auf Euch herab,
Und ist's vergönnt, den Lebenden zu nützen,
  So werd' ich Euch bewahren und beschützen.

# Papst Alexander VI. und sein Hof

## Nach dem Tagebuch des Burcardus

Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, Halbfr. M. 8.50

Sechste Auflage

■ ■ ■

**Berliner Tageblatt:**

Wer auch immer sich mit der furchterregenden Persönlichkeit dieses Meistgeschmähten unter allen bisherigen Trägern der dreifachen Tiara bekannt macht, der wird den Schauder darüber nicht zu überwinden vermögen, daß eine derartig entsetzliche, eine derartig ungeheuerliche Verirrung jemals hat Wirklichkeit werden können. Wir können es jetzt nach beinahe einem halben Jahrtausend kaum mehr fassen, wie es möglich wurde, einem Wesen wie Alexander dem Sechsten aus dem Hause Borgia das seiner Idee nach höchste und verantwortlichste Amt auf Erden zu übertragen.

**Wiesbadener Zeitung:**

Über das Privatleben des der Familie der Borgia angehörenden Kirchenfürsten ist von Poeten und Kulturhistorikern, von Opernlibrettisten und Pornographen mehr als genug geschrieben worden; unserem Chronisten genügt es, den Orgien von Blut und Wollust, von fäulnisschimmernder Pracht berichtende Worte zu widmen. Doch auch in dieser Trockenheit gewähren sie das farbensatte Bild einer gewaltigen Zeit, die reich ist an verbrecherischen Taten, an kraftstrotzenden Menschen, an leidenschaft-durchglühten Frauen und an höfischem Glanze.

**Kölnische Volkszeitung:**

Es fällt uns gar nicht ein, Alexander VI. reinzuwaschen oder gegen den Augenzeugen Burchard, dem man Glauben schenken darf, irgendwie verteidigen zu wollen ... Das Leben dieses Genußmenschen von unbezähmter Sinnlichkeit widersprach in allem den Forderungen dessen, den er auf Erden vertreten sollte. Mit vollster Unbefangenheit ergab er sich einem sündhaften Leben bis an sein Ende.

**Grazer Tagblatt:**

Die Verdorbenheit der ganzen römischen Gesellschaft wird an wenigen, aber besonders starken Fällen in ruhigster Gelassenheit handgreiflich dargetan. Fast tragikomisch sticht von dem sittenlosen Treiben der vornehmen Gesellschaft das splitterrichterische Vorgehen gegen die Verbrecher niederer Sorte ab. Wegelagerer, Dirnen und natürlich Ketzer aller Art werden mit drakonischer Härte gezüchtigt, die hochgeborenen Verbrecher aber erfreuen sich höchsten Schutzes, ist doch das anerkannte Oberhaupt aller dieser Leute der Sohn Sr. Heiligkeit selbst, der Übermensch Cesare Borgia ...


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 08 07 04 020 5